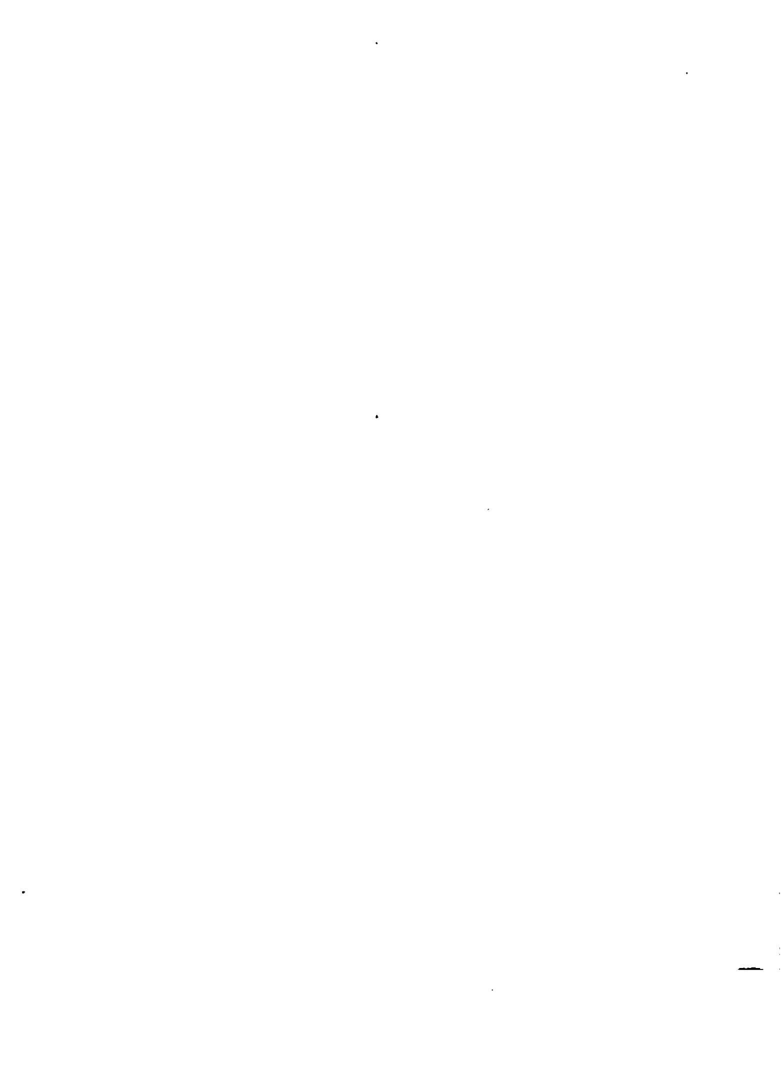
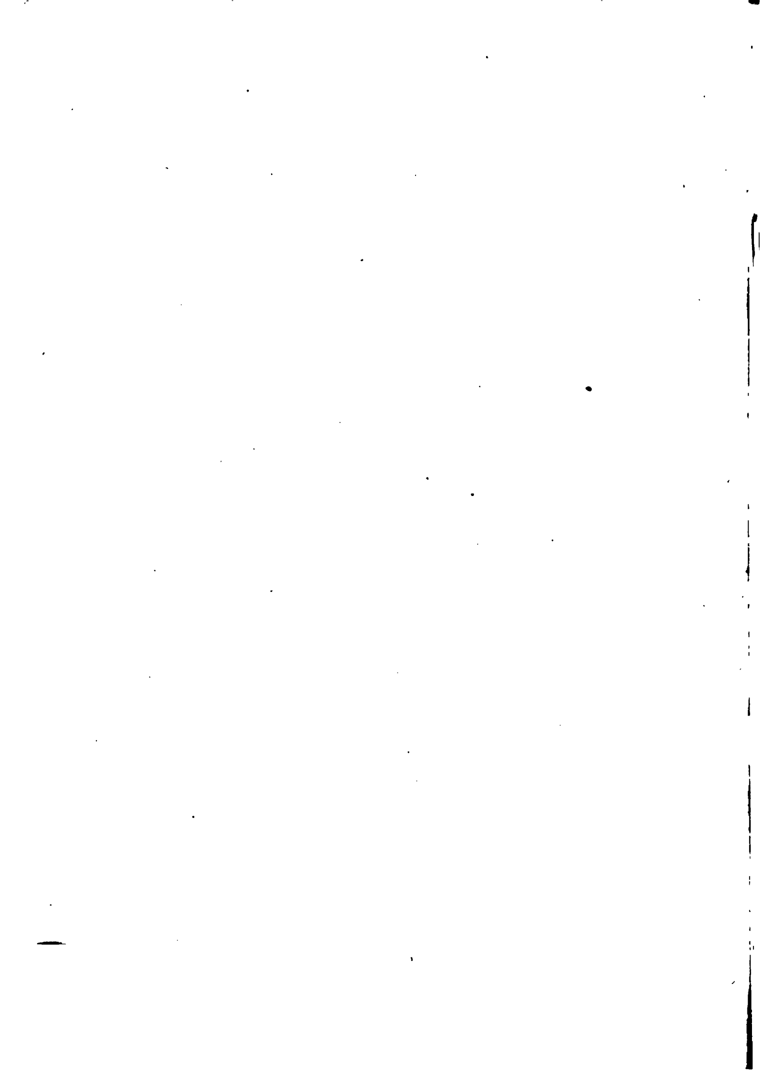










Victor Hugo(s)

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Neunter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

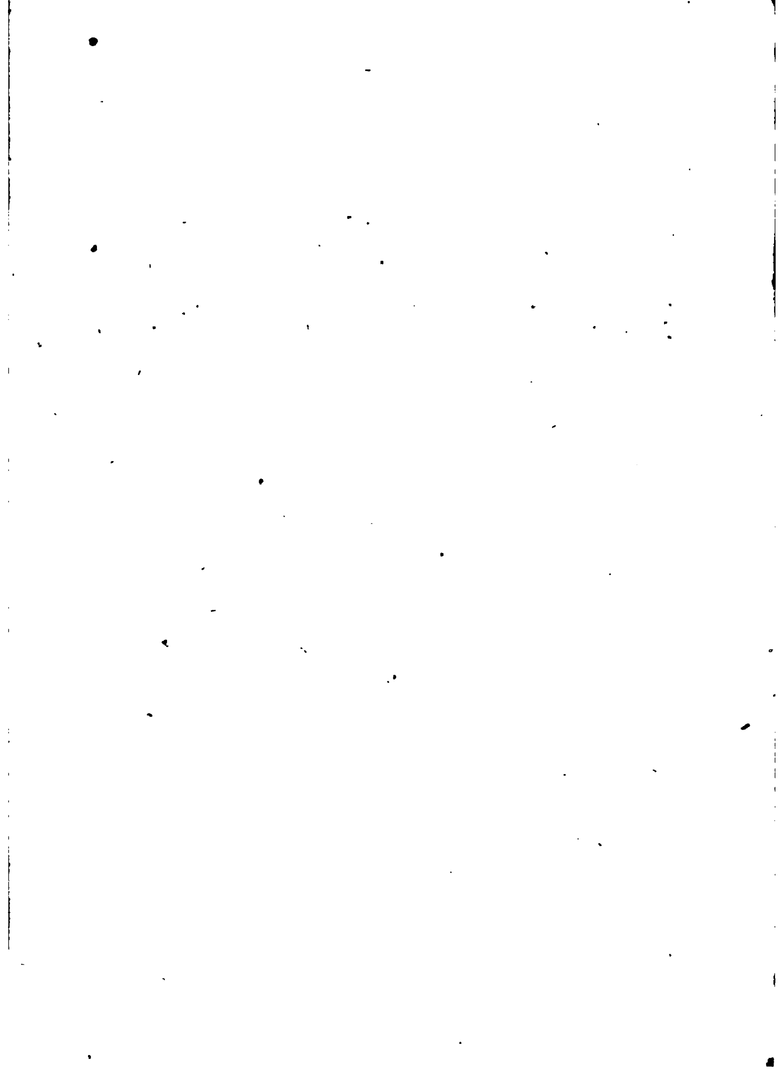
Han der Isländer.

Ein historischer Roman.

Uebersetzt von

Friedrich Seybold.

I.



I.

„Dahin führt die Liebe, Nachbar Niels; diese arme Guth Stersen würde nicht auf diesem großen schwarzen Stein da ausgestreckt liegen, wie ein Seefisch, den die Ebbe zurückgelassen hat, wenn sie nie an etwas Anderes gedacht hätte, als die Bretter am Nachen ihres Vaters festzunageln oder seine Netze zu flicken. Möge St. Usuph der Fischer unsern alten Kameraden in seinem Leide trösten!"

„Und ihr Bräutigam," fiel eine heisere zitternde Stimme ein, „Gill Stadt, dieser schöne, junge Mensch, der neben ihr liegt, würde nicht da sein, wenn er, statt diese Guth zu lieben und in den verfluchten Bergwerken von Roeraas sein Glück zu suchen, an der Wiege seines jungen Bruders, die an den rauchigen Balken seiner Hütte hängt, sitzen geblieben wäre."

Der Nachbar Niels unterbrach sie: „Euer Gedächtniß altert mit Euch, Mutter Olly. Gill hat niemals einen Bruder gehabt, und deßhalb muß der Schmerz der armen Wittwe Stadt um so bitterer sein, denn ihre Hütte ist jetzt ganz einsam und verlassen. Wenn sie zum Himmel aufblicken will, um dort Trost zu suchen, so findet sie zwischen ihren Augen und den Wolken ihr altes Dach, an dem noch die leere Wiege ihres Kindes hängt, das ein großer Jüngling geworden und dann gestorben ist."

„Arme Mutter!" sagte die alte Olly. „Was den jungen Menschen betrifft, so ist er selbst Schuld; warum ist er Bergknappe in den Minen von Roeraas geworden?"

„Ich glaube in der That," sagte Niels, „daß diese höllischen Minen für jeden Centner Kupfer, den sie uns geben, uns einen Menschen nehmen. Was meint Ihr, Gevatter Braal?"

„Die Bergleute sind Narren," erwiederte der Fischer. „Wenn der Fisch leben will, darf er nicht aus dem Wasser, und wenn der Mensch leben will, so soll er nicht unter den Boden."

„Aber," fragte ein junger Mensch unter dem Haufen, „wenn es für Gill Stadt nöthig war, in den Minen zu arbeiten, um seine Braut zu bekommen? . . ."

„Man muß," unterbrach ihn Olly, „man muß niemals sein Leben aussetzen für Neigungen, die es nicht werth sind. Ein schönes Brautbett, das Gill für seine Guth gewonnen hat!"

„Dieses junge Mädchen," fragte ein Neugieriger, „hat sich also aus Verzweiflung über den Tod des jungen Menschen ertränkt?"

„Wer sagt das?" rief mit starker Stimme ein Soldat aus, der durch den Haufen gedrungen war. „Dieses junge Mädchen, das ich wohl kenne, war allerdings die Braut eines jungen Bergmanns, den kürzlich ein Felsstück in den unterirdischen Gängen der Storwaadsgrube bei Roeraas zerschmettert hat; aber sie war zugleich die Geliebte eines meiner Kameraden, und als sie vorgestern sich zu Munckholm einschleichen wollte, um dort mit ihrem Liebhaber den Tod ihres Bräutigams zu feiern, strandete ihr Nachen an einer Klippe, und sie ist ertrunken."

Ein Geräusch verwirrter Stimmen erhob sich. „Unmöglich, Herr Soldat!" schrieen die alten Weiber; die jungen schwiegen, und der Nachbar Niels wiederholte boshafterweise dem Fischer Braal seinen bedeutsamen Spruch: „Dahin führt die Liebe!"

Der Soldat begann im Ernst auf seine weiblichen Gegner böse zu werden, und nannte sie bereits alte Hexen aus der Grotte von Quiragoth, welche grobe Beschimpfung sie nicht geduldig hinzunehmen geneigt waren, als plötzlich eine kreischende Stimme in gebietendem Tone rief: „Stille! Stille, ihr Plaudertaschen!" Alles schwieg.

Der Auftritt, dessen Erzählung wir hier begonnen haben ging in einem jener traurigen Gebäude vor, welche das öffentliche Mitleid und die staatsgesellschaftliche Umsicht für die unbekannten Leichname erbaut haben, diesem letzten Zufluchtsorte von Todten, die meistens unglücklich gelebt haben, und wo sich der gleichgültige Neugierige, der grämliche oder wohlwollende Beobachter, und oft trauernde Verwandte und Freunde drängen, denen eine lange und unerträgliche Unruhe nur noch eine einzige klägliche Hoffnung übrig gelassen hat. In der von uns bereits weit entfernten Epoche und in dem wenig civilisirten Lande, wo diese Geschichte spielt, war man noch nicht, wie in unsern Städten von Koth und Gold, auf den Gedanken gekommen, aus diesen Orten künstlich furchtbare und elegant traurige Monumente zu machen. Der Tag fiel nicht durch die hohe Wölbung auf eine Art von Ruhebetten, wo man den Todten einige der Bequemlichkeiten des Lebens lassen zu wollen schien, und wo ein Kopfkissen, wie für Schlafende, vorhanden ist. Wenn die Thüre des Wächters sich öffnete, konnte sich nicht, wie heutzutage, das von dem Anblick nackter und scheußlicher Leichname ermüdete Auge durch den Anblick kostbarer Geräthschaften und freundlicher Kinder erholen. Dort war der Tod in seiner ganzen Häßlichkeit, in seinem ganzen Schrecken, und man hatte noch nicht versucht, sein fleischloses Skelett mit Putz und Bändern zu verzieren.

Der Saal, in welchem sich die handelnden Personen befanden, war geräumig und dunkel, wodurch er noch geräumiger erschien; er erhielt sein Licht bloß durch eine niedere, viereckige Thüre, die sich auf den Hafen von Drontheim öffnete, und durch eine plumpe Oeffnung in der Decke, durch welche mit dem Regen, dem Hagel und Schnee, je nach der Jahreszeit, ein bleiches Licht auf die Leichname herabfiel, die sich unmittelbar darunter befanden. Dieser Saal war in seiner Breite

durch ein eisernes Gitter von halber Mannshöhe in zwei Hälften getheilt. Das Publikum trat durch die viereckige Thüre in die erste Hälfte ein; in der zweiten Hälfte sah man sechs lange steinerne Lager, in paralleler Richtung, für die Leichname. Eine kleine Seitenthüre diente dem Wächter und seinem Gehülfen, deren Wohnung den hintern Theil des hart an das Meer stoßenden Gebäudes einnahm, zum Eingang. Auf zweien dieser steinernen Betten lagen der Bergmann und seine Braut. Der Leichnam des Mädchens ging bereits in Verwesung über; die Züge des Mannes schienen hart und düster, und sein Körper war furchtbar verstümmelt.

Vor diesen entstellten menschlichen Leichnamen hatte die Unterhaltung begonnen, welche wir so eben erzählt haben.

Ein langer, ausgetrockneter alter Mann, der in dem dunkelsten Winkel des Saals mit gesenktem Haupt auf einem halb zerfallenen Schemel saß, hatte bis zu dem Augenblicke, wo er sich plötzlich mit dem Ruf: „Stille! Stille! ihr Plaudertaschen!" erhob, dem Gespräch gar keine Aufmerksamkeit zu schenken geschienen.

Alle schwiegen, der Soldat wandte sich um, und als er das eingefallene Gesicht, die wenigen schmutzigen Haare, die hagere, ganz in Rennthierfelle gekleidete Gestalt des Alten erblickte, brach er in lautes Lachen aus. In den Reihen der im ersten Augenblicke bestürzten Weiber erhob sich jetzt ein Gemurmel: „Das ist der Wächter des Spladgest!* — Dieser höllische Thürsteher der Todten! — Dieser teuflische Spiagudry! Dieser verfluchte Hexenmeister!"

„Stille! Stille, ihr Plaudertaschen! Wenn es heute Hexen-Sabbath ist, so holt eure Besen, sonst fliegen sie allein fort. Lasset diesen geehrten Abkömmling des Gottes Thor in Ruhe!"

Mit diesen Worten wandte sich Spiagudry dem Soldaten

* Name der Leichenschaustätte in Drontheim.

zu und sprach mit einer freundlichen Grimasse: „Ihr sagtet so eben, mein Tapferer, daß dieses elende Weibsbild ....“

„Der alte Schächer!“ murmelte Olly. „Ja, freilich, wir sind in seinen Augen elende Weibsbilder, weil unsere Leichname, wenn sie in seine Klaue fallen, ihm nach der Taxe bloß dreißig Pfennige eintragen, während er für das Gerippe eines Mannes vierzig bekommt.“

„Stille, ihr alten Hexen!“ wiederholte Spiagudry. „Diese verdammten Weiber sind wie ihre Kessel; wenn sie heiß werden, fangen sie an zu pfeifen. Sagt mir doch, mein tapferer Degenknopf, Euer Kamerad, dessen Geliebte diese Guth war, wird wohl aus Verzweiflung über ihren Verlust einen Selbstmord begehen? ...“

Hier erfolgte der lange zurückgehaltene Ausruf: „Hört ihr den Schächer, den alten Heidenkopf?“ schrieen zwanzig kreischende, mißtönende Stimmen. „Er wünscht einen Lebenden weniger wegen der vierzig Pfennige, die ihm ein Todter einträgt!“

„Und wenn es so wäre?“ fuhr der Wächter des Spladgest fort. „Unser gnädigster König und Herr, Christiern der Fünfte, erklärt sich auch zum geborenen Beschützer aller Bergleute, damit sie bei ihrem Tode seinen königlichen Schatz mit ihrem lumpigen Nachlaß bereichern.“

„Ihr erweist dem König viel Ehre,“ sagte der Fischer Braal, „daß Ihr seinen königlichen Schatz mit Eurer Bettelbüchse und Euch mit ihm vergleicht, Nachbar Spiagudry.“

„Nachbar!“ wiederholte der Wächter des Spladgest, den diese Vertraulichkeit ärgerte. „Euer Nachbar! Sagt lieber, Euer Wirth, denn, mein lieber Schiffmann, es könnte wohl eines Tages geschehen, daß ich Euch auf einem meiner sechs steinernen Betten beherbergte.“

„Im Uebrigen,“ fügte er lachend hinzu, „wenn ich von dem Tode dieses Soldaten sprach, so geschah es bloß, um in den

großen und tragischen Leidenschaften, welche die Weiber einflößen, den löblichen Gebrauch des Selbstmords verewigt zu sehen."

„Nun, großer Leichnam, der Du Leichname hütest," sagte der Soldat, „wohin zielst Du denn mit Deiner liebenswürdigen Grimasse, die dem letzten Lachen eines Gehenkten gleicht?"

„Wohl gesprochen, mein Tapferer!" antwortete Spiagudry. „Ich war immer der Meinung, daß unter dem Helm des Waffenmannes Thurn, der den Teufel mit Schwert und Zunge überwand, mehr Verstand stecke, als unter der Mütze des Bischofs Isleif, der die Geschichte von Island verfaßt, und unter der Schlafhaube des Professors Schönning, der unsere Hauptkirche beschrieben hat."

„In diesem Falle, mein alter Ledermann, rathe ich Dir, die Einkünfte Deiner Fleischbank im Stiche zu lassen und Dich in das Naturalienkabinet des Vicekönigs zu Bergen zu verkaufen. Ich schwöre Dir bei Sankt Belphegor, daß man dort die seltenen Thiere mit Gold aufwägt. Jetzt aber sage mir erst, was Du denn eigentlich von mir willst?"

„Wenn die Leichname, die man uns bringt, im Wasser gefunden worden sind, so müssen wir die Hälfte der Taxe den Fischern abgeben. Ich wollte Euch demnach bitten, erlauchter Nachkomme des Waffenmannes Thurn, Euern unglücklichen Kameraden zu vermögen, daß er sich nicht ersäufe, sondern irgend eine andere Todesart wähle. Das kann ihm ja ganz einerlei sein, und wenn ihn doch einmal seine unglückliche Liebe zu dieser Handlung treibt, so wird er einem unglücklichen Christen, der seinen Leichnam gastfreundlich aufnimmt, im Sterben kein Unrecht zufügen wollen."

„Hierin, mein gastfreundlicher Wirth, irrt Ihr Euch gewaltig, mein Kamerad bedankt sich für die Ehre, in Eure appetitliche Herberge mit den sechs Betten aufgenommen zu werden. Meint

Ihr denn, er habe sich für den Verlust dieses Liebchens da nicht bereits durch ein anderes entschädigt? Ich schwöre Euch bei meinem Bart, daß er Eurer Guth längst übersatt war."

Bei diesen Worten brach das Ungewitter, das Spiagudry einen Augenblick auf sein Haupt abgelenkt hatte, stürmischer als je über den unverschämten Kriegsmann los.

„Wie, elender Taugenichts!" schrieen die alten Weiber. „So leicht vergeßt Ihr uns! Jetzt gebt euch mehr mit diesen Schlingeln ab!"

Die jungen Weiber und Mädchen schwiegen fortwährend. Mehrere von ihnen sahen diesen Taugenichts an und fanden ihn nicht so übel.

„Oh! Oh!" sagte der Soldat, „sind wir denn auf dem Hexentanz? Das ist eine harte Zugabe für Freund Beelzebub, daß er allwöchentlich einen solchen Chorus hören muß!"

Man weiß nicht, auf welche Weise sich dieser Sturm zuletzt noch entladen haben würde, wenn nicht die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein von Außen kommendes Geräusch in Anspruch genommen worden wäre. Das Geräusch nahm allmählig zu, und bald stürmte ein Schwarm halbnackter Buben, um eine von zwei Männern getragene und bedeckte Tragbahre herum laufend und schreiend, in den Spladgest herein.

„Woher kommt das?" fragte der Wächter die Träger.

„Vom Strande von Urchthal."

„Oglypiglap!" rief Spiagudry.

Aus einer Seitenthüre trat ein kleiner, in Leder gekleideter Lappländer herein, und gab den Trägern ein Zeichen, ihm zu folgen. Spiagudry begleitete sie, und die Thüre schloß sich wieder, ehe noch die neugierige Menge an der Länge des auf der Tragbahre liegenden Leichnams errathen konnte, ob es ein Mann oder ein Weib sei.

Um diesen Gegenstand drehte sich das allgemeine Gespräch,

als Spiagudry und sein Gehülfe wieder erschienen und den Leichnam eines Mannes auf einem der steinernen Betten niederlegten.

„Es ist schon lange her, daß ich keine so schöne Kleider mehr berührt habe," sagte Oglypiglap, schüttelte den Kopf, stellte sich auf die Sitze der Zehen und hängte eine prächtige Hauptmannsuniform über dem Todten auf. Der Kopf des Leichnams war entstellt und die übrigen Glieder mit Blut bedeckt. Der Wächter begoß ihn mehrmals aus einer alten halb zerbrochenen Wasserrinne.

„Bei St. Beelzebub!" rief der Soldat, „das ist ein Offizier von meinem Regiment. Laßt sehen! Ist es vielleicht der Hauptmann Bollar, aus Schmerz, seinen Oheim verloren zu haben? Bah! Er erbt ja. Der Baron Randmer? Er hat gestern sein Gut im Spiele verloren, aber er wird es morgen nebst dem Schlosse seines Gegners wieder gewinnen. Oder der Hauptmann Lory, dessen Hund ersoffen ist? Oder der Zahlmeister Stunk, dessen Weib untreu ist? In der That, Alles das ist kein Grund, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen."

Die Menge nahm mit jedem Augenblicke zu. Ein junger Mann ritt am Hafen vorüber, sah das Zuströmen des Volks, stieg vom Pferde, warf den Zügel seinem Bedienten zu und trat in den Spladgest herein. Er trug ein einfaches Reisekleid, war mit einem Säbel bewaffnet und in einen weiten grünen Mantel gewickelt. Eine schwarze Feder, die mit einer diamantenen Schnalle an seinem Hut befestigt war, fiel auf sein edles Gesicht herab und wogte auf seiner hohen, von langen braunen Haaren beschatteten Stirne. Seine mit Koth bespritzten Stiefel und Sporen bewiesen, daß er einen weiten Weg gemacht hatte.

Als er eintrat, sagte eben ein kleiner untersetzter Mann, der, gleich ihm, in einen Mantel gewickelt war und seine Hände, in großen Handschuhen stecken hatte, zu dem Soldaten: „Und

wer sagt Euch denn, daß er sich selbst umgebracht hat? Dieser Mann da, dafür stehe ich Euch, hat sich eben so wenig selbst umgebracht, als das Dach Eurer Hauptkirche sich von selbst entzündet hat."

„Unsere Hauptkirche!" sagte Niels, „man deckt sie jetzt mit Kupfer. Dieser elende Han der Isländer hat, wie es heißt, das Feuer eingelegt, um den Bergleuten Arbeit zu schaffen, unter denen sich sein Schützling Gill Stadt befand, der jetzt hier liegt."

„Zum Teufel!" rief seinerseits der Soldat, „mir, dem zweiten Arquebusier der Garnison von Munckholm, ins Angesicht zu behaupten, daß dieser Mann da sich nicht vor den Kopf geschossen habe!"

„Dieser Mensch ist ermordet worden," erwiederte der kleine Mann ruhig.

„Höre einmal, Du Orakel! Deine kleinen grauen Augen sehen nicht heller, als Deine Hände unter den großen Handschuhen da, womit Du sie mitten im Sommer bedeckst."

Ein Blitz schoß aus den Augen des kleinen Mannes: „Soldat! Bitte Deinen Schutzpatron, daß nicht eines Tages diese Hände da ihre Spuren auf Deinem Gesichte zurücklassen mögen!"

„Heraus denn!" rief der zornige Soldat. „Doch nein," fügte er plötzlich hinzu, „vor Todten soll man nicht von einem Zweikampfe sprechen."

Der kleine Mann murmelte einige Worte in einer fremden Sprache und verschwand.

Eine Stimme rief: „Am Strande von Urchthal hat man ihn gefunden."

„Am Strande von Urchthal?" sagte der Soldat, „dort sollte diesen Morgen der Hauptmann Dispolsen, der von Kopenhagen kommt, sich ausschiffen."

„Der Hauptmann Dispolsen ist noch nicht zu Munckholm angekommen," rief eine andere Stimme.

„Es heißt," fuhr ein Dritter fort, „daß sich Han der Isländer jetzt dort herumtreibt."

„In diesem Falle," sagte der Soldat, „ist es möglich, daß dieser Mann der Hauptmann Dispolsen ist, wenn ihn Han umgebracht hat, denn Jedermann weiß, daß dieser Isländer auf eine so teuflische Art mordet, daß seine Schlachtopfer oft wie Selbstmörder aussehen."

„Was ist denn das für ein Mensch, dieser Han?" fragte Jemand.

„Ein Riese," sagte der Eine.

„Ein Zwerg," sprach der Andere.

„Hat ihn denn noch Niemand gesehen?" fragte eine Stimme.

„Wer ihn zum ersten Mal sieht, hat ihn auch zum letzten Mal gesehen."

„Stille!" sagte die alte Olly; „es gibt nur drei Personen, die jemals menschliche Worte mit ihm gewechselt haben: dieser Heide Spiagudry da, die Wittwe Stadt und . . . aber sein Leben und Tod war unglücklich . . . dieser arme Gill, den ihr da liegen seht. Stille!"

„Stille!" wiederholte man von allen Seiten.

„Jetzt," rief plötzlich der Soldat, „jetzt weiß ich gewiß, daß es wirklich der Hauptmann Dispolsen ist, ich erkenne die Stahlkette, welche ihm unser Gefangener, der alte Schuhmacher, bei seiner Abreise geschenkt hat."

Der junge Mann mit der schwarzen Feder fiel ihm heftig ins Wort: „Ihr wißt gewiß, daß dies der Hauptmann Dispolsen ist?"

„Gewiß, so wahr es einen Beelzebub gibt!" versicherte der Soldat.

Der junge Mann ging rasch hinaus.

„Eine Barke nach Munckholm!" sagte er zu seinem Diener.

„Aber, gnädiger Herr, und der General? . . ."

„Du bringst ihm die Pferde. Ich komme morgen zu ihm.

Bin ich mein Herr oder nicht? Vorwärts, der Tag neigt sich, und ich habe Eile, eine Barke also!"

Der Diener gehorchte und folgte eine Zeit lang mit den Augen dem Nachen, in welchem sein junger Herr saß, und der sich mit schnellem Ruderschlag vom Ufer entfernte.

II.

Der Leser weiß, daß wir uns zu Drontheim, einer der vier größten Städte Norwegens, obwohl nicht der Residenz des Vicekönigs, befinden. Zur Zeit, in welcher diese Geschichte vorging — im Jahre 1699 — gehörte das Königreich Norwegen noch zu Dänemark, und wurde von Vicekönigen regiert, deren Sitz zu Bergen, einer größeren, schöneren und südlicher gelegenen Stadt, als Drontheim, war.

Drontheim bietet einen angenehmen Anblick dar, wenn man es von dem Golf aus betrachtet, dem diese Stadt ihren Namen gegeben hat. Der Hafen ist ziemlich breit und die Stadt liegt in einer wohlbebauten Ebene. Mitten im Hafen, einen Kanonenschuß vom Ufer, erhebt sich, auf einer von Wogen unterspülten Felsenmasse, die einsame Feste Munckholm, ein düsteres Gefängniß, in welchem damals der durch sein langes Glück sowohl, als durch seine schnelle Ungnade so berühmte Staatsgefangene saß.

Schuhmacher, ein Mann von niederer Geburt, war von seinem König erst mit Gunstbezeugungen überhäuft, dann plötzlich von seinem Sitze eines Großkanzlers von Dänemark und Norwegen auf die Bank der Staatsverräther gebracht, sofort aufs Schaffot geschleift und zuletzt aus Gnade in einen einsamen Kerker an der äußersten Grenze der beiden Königreiche gebracht worden. Seine eigenen Kreaturen hatten ihn gestürzt, und er hatte nicht einmal das Recht, über Undank zu klagen.

Durfte er klagen, wenn er Sprossen der Leiter, die er bloß so hoch gestellt hatte, um auf ihnen hinaufzusteigen, unter seinen Füßen brechen sah?

Der Mann, welcher den Adel in Dänemark gegründet hatte, mußte aus seinem Verbannungsorte sehen, wie die Großen, die er geschaffen, seine eigenen Würden unter sich vertheilten. Der Graf Ahlfeldt, sein Todfeind, war sein Nachfolger als Großkanzler; der General Arensdorf verfügte als Feldmarschall über die Armee, sowie der Bischof Spollyson über Geistlichkeit und Schulen. Der einzige seiner Feinde, der ihm seine Erhebung nicht verdankte, war der Graf Ulrich Friedrich Guldenlew, natürlicher Sohn des Königs Friedrich des Dritten, Vicekönig von Norwegen, und dieser war der edelmüthigste von Allen.

Gegen diesen traurigen Felsen von Munckholm steuerte die Barke, die den jungen Mann mit der schwarzen Feder trug. Die Sonne ging eben unter.

III.

„Andrew, in einer halben Stunde soll man die Thorglocke läuten. Sorsyll soll Duckneß am großen Fallgatter ablösen und Maldivius auf die Plattform des großen Thurmes steigen. Beim Kerker des Löwen von Schleswig soll streng aufgepaßt werden. Nicht zu vergessen, um sieben Uhr eine Kanone zu lösen, damit die Kette im Hafen aufgezogen werde; doch nein, man erwartet noch den Hauptmann Dispolsen; man muß im Gegentheil die Leuchte auf dem Thurm anzünden und nachsehen, ob der Leuchtthurm von Walderhog brennt, wie heut der Befehl dazu ertheilt worden ist; vor Allem sind Erfrischungen für den Hauptmann bereit zu halten. Und daß ich es nicht vergesse, man notire für Toric-Belfast, zweiten Arquebusier

des Regiments, zwei Tage Arrest; er war den ganzen Tag abwesend."

So sprach der Sergent der Wache unter dem schwarzen und rauchigen Gewölbe der Thorwache von Mundholm, die unter dem Thurm gelegen ist, welcher das erste Thor des Schlosses beherrscht.

Die Soldaten, an welche seine Befehle gerichtet waren, legten die Karten weg oder erhoben sich vom Lager, um sie zu vollziehen.

In diesem Augenblicke hörte man von Außen das gleichförmige Geräusch der Ruder.

„Ohne Zweifel kommt endlich der Hauptmann Dispolsen!" sagte der Sergent und öffnete das kleine vergitterte Fenster, das auf den Hafen geht.

Eine Barke legte unten an der eisernen Pforte an.

„Wer da?" rief der Sergent mit rauher Stimme.

„Oeffnet!" war die Antwort. „Friede und Sicherheit!"

„Eingang verboten! Habt Ihr Eingangsrecht?"

„Ja!"

„Das will ich erst untersuchen. Lügt Ihr, so will ich Euch das Wasser des Golfs zu kosten geben."

Er schloß das Fenster, wandte sich zur Wache und sagte: „Immer noch nicht der Hauptmann!"

Ein Licht glänzte hinter der eisernen Pforte, die verrosteten Riegel kreischten, die Eisenstangen hoben sich, das Thor ging auf, und der Sergent untersuchte ein Pergament, das ihm der Ankömmling darbot.

„Einpassirt!" sagte er. „Halt!" fügte er rasch hinzu, „laßt Eure Hutschnalle außen. Man darf nicht mit Kleinodien in ein Staatsgefängniß. Hievon sind nach dem Reglement bloß ausgenommen: „Der König und die Mitglieder der königlichen Familie, der Vicekönig und die Mitglieder seiner Familie, der

Bischof und die Befehlshaber der Besatzung." Ihr habt ohne Zweifel keine von all diesen Eigenschaften?"

Statt aller Antwort nahm der junge Mann die Hutschnalle ab und warf sie dem Schiffer, der ihn geführt hatte, an Zahlungsstatt zu. Dieser, welcher fürchtete, der Andere möchte seine Freigebigkeit bereuen, stieß schnell vom Ufer, um das Wasser der Bucht zwischen den Wohlthäter und die Wohlthat zu legen.

Während der Sergent, über die Unklugheit der Kanzlei murrend, welche auf solche Art die Eingangspässe verschwende, die schweren Riegel wieder vorschob, schritt der junge Mann, den Mantel über die Schulter zurückgeworfen, eilends durch den dunkeln Bogen und kam über den Waffenplatz an das große Fallgatter, das nach Prüfung seines Passes gehoben wurde. Dann schritt er, von einem Soldaten begleitet, wie Jemand, der des Wegs wohl kundig ist, dem Kerker zu, das Schloß des Löwen von Schleswig genannt, weil Rolf der Zwerg weiland seinen Bruder Jotham den Löwen, Herzog von Schleswig, darin gefangen halten ließ.

An einem der innern Thürme schlug der junge Mann mit einem kupfernen Hammer, den ihm der Wächter am Fallgatter gegeben hatte, heftig an die Thüre. „Oeffnet!" rief von Innen eine laute Stimme, „das wird wohl dieser verfluchte Hauptmann sein!"

Als die Thüre sich öffnete, erblickte der Ankömmling im Innern eines schwach beleuchteten gothischen Saals einen jungen Offizier, der nachlässig auf einem Haufen Mäntel und Rennthierhäute lag. Neben ihm stand ein dreiarmiger Leuchter, den er von der Zimmerdecke abgenommen und neben sich gestellt hatte. Seine reiche und ausgesucht elegante Kleidung stand in schroffem Gegensatz zu dem nackten Saal und den plumpen Geräthschaften. Er hielt ein Buch in der Hand und wandte sich mit halbem Leibe dem Ankömmlinge zu:

„Das ist der Hauptmann!“ sagte er. „Guten Abend, Herr Hauptmann! Schon lange warte ich auf Ihre Ankunft, obwohl ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen. Doch was das betrifft, so werden wir uns bald kennen lernen, nicht wahr, lieber Hauptmann? Vor allen Dingen statte ich Ihnen meine Beileidsbezeugung zu Ihrer Rückkehr in dieses alte verfluchte Nest ab. Wenn ich noch einige Zeit hier verweile, werde ich so abschreckend werden, wie eine Nachteule, die man als Vogelscheuche an eine Thüre nagelt, und wenn ich zur Vermählung meiner Schwester nach Kopenhagen zurückkomme, so will ich verdammt sein, wenn mich unter hundert Damen nur vier wieder erkennen. Sagen Sie mir doch, ob die rosenrothen Bänder noch immer in der Mode sind? Ist kein neuer Roman von Demoiselle Scudery aus dem Französischen übersetzt worden? Hier habe ich gerade Clelia in der Hand. Man wird das zu Kopenhagen auch noch lesen. Das ist mein Codex der Galanterie, jetzt, wo ich seufze, ferne von so vielen schönen Augen; denn so schön auch die Augen unserer jungen Gefangenen sind, Sie wissen, wen ich meine, so bleiben sie doch immer stumm für mich. Ha! Wenn meines Vaters Befehl nicht wäre! . . . Ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, Herr Hauptmann, aber behalten Sie es bei sich, daß mich mein Vater beauftragt hat, Schuhmachers Tochter zu . . . Sie verstehen mich schon, aber ich verliere Zeit und Mühe, das ist kein Mädchen von Fleisch und Bein, sondern eine steinerne Bildsäule, sie weint immer und sieht mich niemals an.“

Der junge Mann, der bei der Geläufigkeit der Zunge des Offiziers bisher nicht hatte zum Wort kommen können, stieß jetzt einen Schrei der Verwunderung aus. „Wie! Was sagen Sie? Beauftragt die Tochter dieses unglücklichen Schuhmacher zu verführen! . . .“

„Verführen! Meinetwegen, wenn man das gegenwärtig zu

Kopenhagen so nennt; aber das würde selbst dem Teufel nicht gelingen. Als ich vorgestern die Wache hatte, zog ich, ausdrücklich für sie, eine prächtige französische Halskrause an, die man mir unmittelbar von Paris geschickt hatte. Können Sie es glauben, daß sie nicht einmal einen Blick auf mich warf, obwohl ich drei bis viermal durch ihr Zimmer ging und meine neuen Sporen, deren Räder so breit sind, als eine lombardische Dukate, nicht schlecht klingen ließ? Diese Sporen werden wohl noch immer in der Mode sein?"

„Mein Gott! Mein Gott!" sagte der junge Mann und schlug sich vor die Stirne, „das verwirrt mich so . . ."

„Nicht wahr?" fuhr der Offizier fort, der sich über den wahren Sinn dieses Ausrufs täuschte. „Nicht einen einzigen Blick auf mich zu werfen! So unglaublich das auch ist, so ist es doch wahr."

Der junge Mann ging in heftiger Aufregung im Zimmer auf und ab.

„Wollen Sie etwas genießen, Hauptmann Dispolsen?" rief ihm der Offizier zu.

„Ich bin nicht der Hauptmann Dispolsen."

„Wie?" sagte der Offizier in ernstem Tone und richtete sich sitzend in die Höhe, „und wer sind Sie denn, daß Sie es wagen, um diese Stunde hier zu erscheinen?"

Der junge Mann hielt ihm seine Einlaßkarte hin: „Ich will den Grafen Greiffenfeld . . . ich will sagen, Ihren Gefangenen sehen."

„Grafen! Grafen!" murmelte der Offizier mißvergnügt. „Aber wirklich, die Karte ist in Ordnung, da steht die Unterschrift des Vicekanzlers Grummond von Knud: Vorweiser dies kann immer und zu jeder Zeit alle königlichen Gefängnisse besuchen. Grummond von Knud ist der Bruder des alten Generals Levin von Knud, der zu Drontheim befehligt, und Sie

werden wissen, daß dieser alte Herr meinen künftigen Schwager erzogen hat . . ."

„Ich danke Ihnen für die Mittheilung Ihrer Familienangelegenheiten, Herr Lieutenant. Meinen Sie nicht, daß Sie mir bereits genug davon mitgetheilt haben?"

„Das ist ein unverschämter Kerl, aber er hat, weiß Gott, Recht," murmelte der Lieutenant für sich und biß sich in die Lippen.

„Holla! Thürschließer, Kerkermeister, Holla!" rief er, „führt diesen Fremden da zu Schuhmacher und zankt nicht, daß ich Euern dreiarmigen Leuchter, in dem nur ein einziges Licht steckt, von der Decke genommen habe! Ich wollte dieses alte Stück näher betrachten, das sich ohne Zweifel noch aus den Zeiten Sciolds des Heiden, oder Havars des Kopfspalters herschreibt, und überhaupt man hängt heutzutage nur noch Kronleuchter von Krystall an der Decke auf."

Der junge Mann entfernte sich mit dem Kerkermeister, und der Offizier nahm sein Buch wieder zur Hand, um die verliebten Abenteuer der Amazone Clelia und Horatius des Einäugigen zu lesen.

IV.

Während dieser Zeit war ein Diener mit einem Handpferd in den Palasthof des Gouverneurs von Drontheim eingeritten. Er war mit Kopfschütteln und mißvergnügter Miene abgestiegen und machte sich eben fertig, die Pferde in den Stall zu führen, als plötzlich Jemand ihn barsch am Arm ergriff.

„Wie!" rief ihm eine Stimme zu, „Du kommst allein, Paul! Wo ist denn Dein Herr?"

So fragte der alte General Levin von Knud, der von

seinem Fenster aus den Bedienten ohne seinen Herrn hatte ankommen sehen und in den Hof herbeigeeilt war.

„Excellenz," erwiederte der Diener mit einer tiefen Verbeugung, „mein Herr ist nicht mehr in Drontheim."

„Wie? Er war also da? Er ist wieder fort, ohne seinen alten Freund zu sehen? Und seit wann denn?"

„Er ist diesen Abend angekommen und diesen Abend wieder fort."

„Diesen Abend? Diesen Abend! Wo ist er denn abgestiegen? Wohin ist er denn?"

„Er ist im Spladgest abgestiegen und hat sich nach Munckholm eingeschifft."

„Hm! Ich glaubte ihn bei den Gegenfüßlern. Was Teufels hat er denn in dem alten Schlosse zu thun? Was machte er denn im Spladgest? Das ist ja ein wahrer fahrender Ritter! Ich bin freilich selbst Schuld daran, warum habe ich ihn so erzogen? Ich wollte ihn frei wissen, trotz der Fesseln seines Ranges . . ."

„Ei!" fiel Paul ein, „er kümmert sich auch verdammt wenig um die Etikette."

„Wenn er nur etwas mehr Herr seiner Launen wäre! Nun, er wird schon kommen. Laß Dir inzwischen nichts abgehen, Paul! Nun, seid ihr weit miteinander in der Welt herumgezogen?"

„Mein Herr General, wir kommen gerade von Bergen. Mein Herr war traurig."

„Traurig! Was hat es denn zwischen ihm und seinem Vater gegeben? Will ihm diese Heirath nicht einleuchten?"

„Ich weiß es nicht, aber Seine Erlaucht will es nun einmal so haben."

„Will es so haben! Der Vicekönig will es so haben! Will denn Ordener nicht?"

„Ich weiß nicht, Excellenz! Er scheint traurig.“

„Traurig! Wie hat ihn sein Vater empfangen?“

„Das erste Mal, das war im Lager bei Bergen. Seine Erlaucht sagte: Ich sehe Dich nicht oft, mein Sohn! — Desto besser für mich, mein gnädiger Vater, erwiederte mein Herr, das ist ein Zeichen, daß Sie mich vermissen. — Hierauf erzählte er von unsern Reisen in dem Norden, worauf Seine Erlaucht sagte: Das ist gut! — Am andern Morgen, als mein Herr von seinem Vater kam, sagte er: Man will mich verheirathen, ich muß aber erst meinen zweiten Vater, den General Levin sprechen. — Dann habe ich die Pferde gesattelt, und jetzt sind wir hier.“

„Wirklich,“ sagte der alte General gerührt, „wirklich, er hat mich seinen zweiten Vater genannt?“

„Ja, Euer Excellenz.“

„Wehe mir, wenn ihm diese Heirath zuwider ist, denn ich will lieber bei dem König in Ungnade fallen, als dazu helfen. Inzwischen, die Tochter des Großkanzlers beider Königreiche ... Höre, Paul, weiß Dein Herr, daß seine künftige Schwiegermutter, die Gräfin Ahlfeldt, seit gestern incognito hier ist, und daß der Graf erwartet wird?“

„Ich weiß nicht, mein General!“

„Ja wohl!“ dachte der alte General, „er muß es wissen, sonst hätte er nicht gleich bei seiner Ankunft zum Rückzug geblasen.“

Der General nickte gegen Paul und die Schildwache, die das Gewehr vor ihm präsentirt hatte, wohlwollend mit dem Kopf und ging in den Palast zurück.

V.

Als der junge Mann ins Zimmer des Gefangenen trat, klang es abermals in seine Ohren: „Ist es endlich der Hauptmann Dispolsen?“

Diese Frage machte ein alter Mann, der, den Rücken der Thüre zugewendet, an einem Tische saß, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in beiden Händen. Er trug eine Art Schlafrock von schwarzer Wolle, und über einem Bette, das in einem Winkel des Zimmers stand, erblickte man ein zerbrochenes Wappen, um welches die ebenfalls zerbrochenen Elephanten- und Danebrogsorden hingen; unterhalb des Wappens war eine umgekehrte Grafenkrone, und die beiden Bruchstücke einer Hand der Gerechtigkeit machten das Ganze dieser seltsamen Zierathen vollständig. Dieser Greis war der Staatsgefangene Schuhmacher.

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete der Kerkermeister. Hierauf sagte er zu dem Fremden: „Hier ist der Gefangene!“

Mit diesen Worten schloß er die Thüre, ehe er noch die Antwort des Gefangenen hören konnte, der in verdrießlichem Tone sagte: „Wenn es nicht der Hauptmann ist, so will ich Niemand sehen.“

Der Fremde blieb an der Thüre stehen, und der Gefangene, der sich allein glaubte, denn er hatte nicht einmal aufgeblickt, fiel wieder in seine vorige Träumerei zurück.

Plötzlich rief er aus: „Gewiß hat mich dieser Hauptmann auch verrathen und verlassen! Die Menschen ... Ha! die Menschen sind wie das Stück Eis, das jener Araber für einen Edelstein hielt: er packte es sorgfältig in seinen Ranzen, und als er es suchte, fand er nicht einmal mehr einen Tropfen Wasser.“

„Ich gehöre nicht zu diesen Menschen," sagte der Fremde.

Schuhmacher erhob sich rasch: „Wer ist hier? Wer hört mir zu? Irgend ein elender Scherge dieses Guldenlew?"

„Reden Sie nicht übel von dem Vicekönig, Herr Graf!"

„Herr Graf! Wollen Sie mir schmeicheln, daß Sie mich so nennen? Sie geben sich verlorene Mühe, ich bin nicht mehr mächtig."

„Der, welcher mit Ihnen spricht, hat Sie nie in Ihrer Macht gekannt und ist doch Ihr Freund."

„So hofft er noch irgend Etwas von mir. Die Erinnerung an Unglückliche knüpft sich stets an Hoffnungen, die noch übrig sind."

„Ich sollte mich über Sie beklagen, Herr Graf, denn ich habe mich Ihrer erinnert, und Sie haben mich vergessen. Ich bin Ordener."

Ein Strahl der Freude überzog die düstern Züge des Gefangenen.

„Willkommen, Ordener!" sagte er. „Willkommen, der aus der Ferne kommt und sich des Gefangenen noch erinnert!"

„Und Sie hatten mich vergessen?" fragte Ordener.

„Ich hatte Sie vergessen," erwiederte Schuhmacher, der wieder in seinen düstern Ton zurückfiel, „wie man den vorüberstreichenden Wind vergißt, der uns die Wangen kühlt. Glücklich noch, wenn es kein Sturmwind wird, der uns unter Trümmern begräbt!"

„Graf Greiffenfeld," fuhr der Fremde fort, „Sie glaubten also nicht an meine Rückkehr?"

„Der alte Schuhmacher glaubte nicht daran; es ist aber hier ein junges Mädchen, die mich heute erst daran erinnerte, daß Sie am letztverflossenen achten Mai vor einem Jahr abgereist sind."

Ordener bebte vor Freude: „Wie, mein Gott! Ist dieses junge Mädchen, das sich meiner erinnerte, Ihre Ethel?"

„Und wer sonst?"

„Ihre Tochter hat die Monate seit meiner Abreise gezählt! Wie viele traurige Tage habe ich inzwischen nicht verlebt! Ich habe ganz Norwegen bereist, von Christiania bis Wardhus; aber immer zog es mich wieder nach Drontheim hin."

„Benützen Sie Ihre Freiheit, junger Mann, so lange Sie sich ihrer erfreuen. Aber sagen Sie mir endlich einmal, wer Sie sind. Ich möchte Sie unter einem andern Namen kennen. Der Sohn eines meiner Todfeinde heißt auch Ordener."

„Vielleicht, Herr Graf, fühlt dieser Todfeind mehr Wohlwollen für Sie, als Sie für ihn."

„Sie weichen meiner Frage aus. Doch behalten Sie Ihr Geheimniß; ich würde vielleicht erfahren, daß die von Außen lockende Pflanze tödtliches Gift enthält."

„Herr Graf!" sagte Ordener mit Entrüstung. „Herr Graf!" wiederholte er im Tone mitleidigen Vorwurfs.

„Kann ich Ihnen denn trauen, da Sie immer mir gegenüber die Parthie des unversöhnlichen Guldenlew nehmen?"

„Der Vicekönig," unterbrach ihn der junge Mann feierlich, „hat eben erst Befehl ertheilt, daß Sie im Innern des ganzen Schlosses des Löwen von Schleswig künftig frei und ohne Wache sein sollen. Ich habe dies zu Bergen erfahren und man wird es Ihnen ohne Zweifel bald bekannt machen."

„Das ist eine Gunst, die ich nicht zu erlangen hoffte, und so viel ich mich erinnere, habe ich von meinem Wunsche nur mit Ihnen gesprochen. Uebrigens vermindert man das Gewicht meiner Eisen, so wie das meiner Jahre sich vermehrt, und wenn die Gebrechlichkeiten des Alters mich hinfällig gemacht haben werden, so wird es ohne Zweifel heißen: Jetzt bist Du frei!"

Bei diesen Worten lächelte der Greis bitter und fuhr fort: „Und Sie, junger Mann, haben Sie noch immer Ihre thörichten Gedanken von Unabhängigkeit?"

„Hätte ich sie nicht, so wäre ich nicht hier."

„Wie sind Sie nach Drontheim gekommen?"

„Wie? Zu Pferd!"

„Wie nach Munckholm?"

„In einem Nachen."

„Armer Thor! Sie glauben frei zu sein, und Sie bedürfen eines Rosses und einer Barke! Das sind nicht die Glieder deines Leibes, die deinen Willen thun, sondern ein Thier und ein lebloser Stoff, und das nennst du Willen!"

„Ich zwinge Wesen, mir zu gehorchen."

„Ueber gewisse Wesen das Recht auf Gehorsam üben, heißt Andern das Recht auf Befehl geben. Unabhängigkeit ist nur in Vereinzelung."

„Sie lieben die Menschen nicht?"

Der Greis lächelte traurig: „Ich weine, daß ich Mensch bin, und ich lache über den, der mich tröstet. Sie werden es erfahren, wenn Sie es noch nicht wissen, das Unglück macht mißtrauisch, wie das Glück undankbar. Sagen Sie mir, da Sie von Bergen kommen, ob der Hauptmann Dispolsen guten Wind gehabt hat? Es muß ihm etwas Glückliches begegnet sein, weil er mich vergißt."

Ordener wurde verlegen und traurig.

„Dispolsen, Herr Graf! Um mit Ihnen über ihn zu sprechen, kam ich heute. Ich weiß, daß er Ihr ganzes Vertrauen besaß . . ."

„Sie wissen es?" unterbrach ihn der Gefangene mit Unruhe. „Sie irren sich. Kein menschliches Wesen besitzt mein Vertrauen. Dispolsen hat allerdings sehr wichtige Papiere von mir in Händen. In meinen Angelegenheiten ging er nach Kopen-

hagen zum König. Ich gestehe sogar, daß ich ihm mehr traute, als jedem Andern, denn so lange ich mächtig war, habe ich ihm nie eine Gunst erwiesen."

„Herr Graf, ich habe ihn heute gesehen ...."

„Ihre Verwirrung sagt mir das Uebrige, er ist ein Verräther."

„Er ist todt."

„Todt!"

Der Gefangene ließ das Haupt sinken und kreuzte die Arme über die Brust, dann hob er das Auge und starrte den jungen Mann an: „Als ich Ihnen sagte, daß ihm etwas Glückliches begegnet sei ...."

Jetzt wandte sich sein Blick der Mauer zu, an welcher die Trümmer seiner vergangenen Größe hingen, und er winkte mit der Hand, als ob er den Zeugen eines Schmerzes, den er zu überwinden suchte, entfernen wollte.

„Nicht ihn beklage ich," sagte er, „es ist nur ein Mensch weniger auf der Welt. Nicht mich beklage ich, was habe ich zu verlieren? Aber meine Tochter, mein unglückliches Kind! Ich werde das Opfer dieser schändlichen Umtriebe werden, und was wird aus meinem Kinde werden, wenn man ihm den Vater nimmt?"

Der Greis kehrte sich lebhaft Ordener zu: „Wie ist er gestorben? Wo haben Sie ihn gesehen?"

„Ich sah ihn im Spladgest; man weiß nicht, ob er durch Selbstmord oder durch Meuchelmord umgekommen ist."

„Daran liegt Alles. Ist er ermordet worden, so weiß ich, woher der Schlag kommt. Dann ist Alles verloren. Er überbrachte mir die Beweise des Complotes, das sie gegen mich spinnen. Diese Beweise hätten mich retten und sie verderben können ... Sie wußten sie zu vernichten! Unglückliche Ethel!"

„Herr Graf, ich werde Ihnen morgen sagen, ob er ermordet worden ist."

Ohne zu antworten, folgte Schuhmacher dem hinausgehenden Ordener mit einem Blicke, worin sich die Ruhe der Verzweiflung malte, die schrecklicher ist, als die Ruhe des Todes.

Ordener trat in das einsame Vorzimmer des Gefangenen, ohne zu wissen, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Es war Nacht, der Saal dunkel. Er öffnete eine Thüre und befand sich in einem großen Vorplatz, der bloß durch das helle Licht des Mondes beleuchtet war. Er ging einem röthlichen Scheine zu, der vom äußersten Ende des Corridor ihm entgegen leuchtete.

Durch eine halb offene Thüre erblickte er ein junges schwarzgekleidetes Mädchen auf den Knieen vor einem einfachen Altar. Sie hatte schwarze Augen und lange schwarze Haare. Beides eine Seltenheit im hohen Norden. Ordener bebte, er erkannte die Betende.

Das Mädchen betete für ihren Vater, für den gestürzten Gewaltigen, für den verlassenen Gefangenen. Sie betete noch für einen Andern, dessen Namen sie nicht nannte. Ordener entfernte sich, das einsame Gebet der Jungfrau ehrend.

Das Gebet war zu Ende. Die Jungfrau kam mit dem Licht in der Hand durch den Corridor. Ordener drückte sich an die Mauer.

„Mein Gott!" rief sie, als sie ihn erblickte.

Die Lampe entfiel ihrer Hand. Ordener stürzte herbei, die Ohnmächtige zu halten.

„Ich bin es!" sagte er mit sanfter Stimme.

„Ordener ist es!" flüsterte sie. Sie hatte den Ton dieser Stimme im Lauf eines Jahres nicht vergessen.

Sie wand sich, schüchtern und verwirrt, aus seinen Armen los und sagte: „Herr Ordener ist es!"

„Er selbst, Gräfin Ethel!"

„Warum nennen Sie mich Gräfin?"

„Warum nennen Sie mich Herr?“

Die Jungfrau schwieg lächelnd. Der Jüngling schwieg und seufzte.

Sie unterbrach zuerst das Stillschweigen: „Wie sind Sie denn hieher gekommen?“

„Verzeihen Sie, wenn meine Gegenwart Sie belästigt. Ich kam, um mit dem Grafen, Ihrem Vater, zu sprechen.“

„Also,“ sagte die Jungfrau mit bewegter Stimme, „also sind Sie nur meines Vaters wegen gekommen?“

Der junge Mann senkte das Haupt, denn diese Worte dünkten ihn sehr ungerecht.

„Sie sind ohne Zweifel,“ fuhr die Jungfrau im Tone des Vorwurfs fort, „Sie sind ohne Zweifel schon lange zu Drontheim? Ihre Abwesenheit aus dieser Festung wird Ihnen nicht lange vorgekommen sein.“

Ordener, tief gekränkt, antwortete nicht.

„Ich verdenke es Ihnen nicht,“ fuhr das Mädchen mit einer Stimme fort, die vor Schmerz und Zorn zitterte; „aber ich hoffe, Herr Ordener,“ fügte sie in stolzem Tone hinzu, „daß Sie mir nicht zugehört haben, als ich mein Gebet verrichtete.“

„Doch, Gräfin, ich habe Ihnen zugehört.“

„Ah! Herr Ordener! Es ist nicht schicklich zu horchen.“

„Ich habe nicht gehorcht, sondern gehört.“

„Ich betete für meinen Vater,“ sagte die Jungfrau, ihn starr anblickend, als ob sie auf so einfache Worte eine Antwort erwarte.

Ordener schwieg.

„Ich habe auch,“ fuhr sie unruhig fort, „für Jemand gebetet, der Ihren Namen führt, für den Sohn des Vicekönigs, des Grafen Guldenlew; denn man muß für Jedermann beten, selbst für seine Widersacher ....“

Die Jungfrau erröthete, weil sie die Unwahrheit sagte,

aber sie war erbittert über den Jüngling und glaubte in ihrem Gebet seinen Namen genannt zu haben.

„Ordener Guldenlew," sagte der Jüngling, „ist sehr zu bedauern, wenn Sie ihn unter Ihre Widersacher zählen; inzwischen fühlt er sich glücklich, eine Stelle in Ihrem Gebet zu finden."

„Nicht doch," sagte die Jungfrau, bestürzt über den kalten Ton des Jünglings, „ich habe nicht für ihn gebetet .... Ich weiß nicht was ich that, nicht was ich sage. Den Sohn des Vicekönigs, den verabscheue ich .... ich kenne ihn nicht ... Sehen Sie mich nicht so finster an! Habe ich Sie denn beleidigt? Können Sie denn einer armen Gefangenen nichts verzeihen, Sie, der seine Tage bei irgend einer schönen Edeldame verlebt, die frei und glücklich ist, wie Sie!"

„Ich, Gräfin!" rief Ordener aus.

Der Jungfrau stürzten die Thränen aus den Augen. Der Jüngling sank ihr zu Füßen.

„Hatten Sie mir nicht selbst gesagt," fuhr sie durch Thränen lächelnd fort, „daß Ihnen Ihre Abwesenheit kurz vorgekommen ist?"

„Wer, ich? Gräfin!"

„Nennen Sie mich nicht so, ich bin für Niemand mehr Gräfin, am wenigsten für Sie."

Der Jüngling sprang vom Boden auf und drückte sie an seine Brust.

„Angebetetes Wesen!" rief er im Taumel der Leidenschaft, „nenne mich Deinen Ordener! Sprich, liebst Du mich?"

Er verschlang ihre Antwort in dem seligen Kuß der ersten Liebe. Beide schwiegen, sie konnten keine Worte mehr finden. Ethel richtete sich zuerst aus den Armen ihres Geliebten auf. Beide betrachteten sich mit trunkenen Blicken.

„Warum haben Sie mich denn erst gemieden, als Sie in diesem Gange waren?" fragte das Mädchen.

„Ich habe Sie nicht gemieden; ich war ein unglücklicher Blinder, der nach langen Jahren wieder Licht sieht, und der sich einen Augenblick von ihm abwendet, weil seine Augen zu schwach geworden sind, es zu ertragen."

„Auf mich paßt Ihr Gleichniß besser, denn während Ihrer Entfernung kannte ich kein anderes Glück, als den Umgang mit meinem unglücklichen Vater. Ich verbrachte meine langen Tage damit, ihn zu trösten und auf Ihre Rückkehr zu hoffen. Ich las meinem Vater die Fabeln der Edda vor, und wenn er an den Menschen verzweifelte, las ich ihm das Evangelium, damit er doch den Glauben an den Himmel behalte. Ich sprach von Ihnen; er schwieg, und das beweist, daß er Sie liebt. Wenn ich über den Meerbusen hin auf die ferne Straße und auf die landenden Schiffe blickte, schüttelte er bitter lächelnd den Kopf. Ich weinte. Das Gefängniß, in dem ich mein ganzes Leben zugebracht habe, wurde mir jetzt zum einsamen Kerker. Mein Vater füllte es nicht mehr aus, meine Gedanken schweiften in die Ferne; ich sehnte mich nach der Freiheit, die ich nie gekannt habe."

„Und ich, ich will jetzt diese Freiheit nicht mehr, die Du nicht mit mir theilen kannst!"

„Wie, Ordener, Sie wollen also immer hier bleiben?"

Diese Worte riefen dem Jüngling Alles ins Gedächtniß zurück, was er vergessen hatte.

„Geliebtes Wesen," sagte er, „ich muß Dich diesen Abend noch verlassen. Morgen sehe ich Dich wieder, und muß wieder gehen, bis ich zurückkehre, um immer zu bleiben."

„Ach!" unterbrach ihn schmerzlich die Jungfrau, „noch einmal fort!"

„Ich komme bald wieder, um Dich aus diesem Kerker zu reißen, oder mich mit Dir darin zu begraben."

„Gefangen mit ihm!" sagte sie sanft. „O, täusche mich nicht, darf ich ein solches Glück hoffen?"

„Welchen Schwur verlangst Du? Was begehrst Du von mir? Sage es, Geliebte!" rief der Jüngling aus und schloß sie stürmisch in seine Arme.

„Ich bin Dein!" flüsterte die Jungfrau.

Eine männliche Stimme lachte nahe bei ihnen laut auf. Ein Mann schlug seinen Mantel zurück, zog eine Blendlaterne hervor und leuchtete den Beiden ins Gesicht.

„Muth gefaßt, mein schönes Paar!" sagte er lachend. „Nur Muth gefaßt!"

Es war der Lieutenant, der seine nächtliche Runde machte. Er hatte das liebende Paar von ferne erblickt und seine Laterne unter dem Mantel versteckt.

Ethel machte eine Bewegung, sich von Ordener loszureißen, aber, bestürzt wie sie war, trieb sie der Instinkt, Schutz bei ihm zu suchen, und sie verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust.

Der Jüngling blickte stolz auf und sagte: „Wehe dem, der Dich zu beleidigen wagt!"

„In der That, ja," erwiederte der Lieutenant, „wehe mir, wenn ich so tölpisch war, die zarte Madonna zu erschrecken!"

„Herr Lieutenant," rief Ordener hochfahrend, „schweigen Sie!"

„Herr Unverschämter," versetzte der Offizier, „belieben Sie zu schweigen!"

„Haben Sie es gehört?" donnerte Ordener. „Erkaufen Sie Ihre Begnadigung durch Schweigen."

„Tibi tua," antwortete der Lieutenant, „behalten Sie Ihren guten Rath für sich, erkaufen Sie Ihren Pardon durch Schweigen!"

„Schweigen Sie!" rief Ordener donnernd, setzte die Jungfrau auf einen alten Stuhl nieder und faßte den Offizier kräftig am Arme.

„Ho, Bauer!" sagte dieser halb erzürnt, halb lachend,

„Ihr seht nicht, daß dieser Aufschlag, den Ihr so plump anfaßt, vom feinsten Sammt ist.“

Ordener sah ihn starr an: „Lieutenant, mein Degen ist länger, als meine Geduld.“

„Ei, seht doch!“ erwiederte der Offizier, „Ihr macht Ansprüche auf eine solche Ehre. Wißt Ihr auch, wer ich bin? Nein, nein! Prinz gegen Prinz! Bauer gegen Bauer! wie der schöne Leander gesagt hat.“

„Männer gegen Männer!“ sagte Ordener gelassen.

„Ich würde böse werden, mein sehr wackerer Bauersmann, wenn Ihr eine Uniform trüget.“

„Einen Säbel trage ich, lieber Freund!“

Mit diesen Worten warf Ordener den Mantel zurück und faßte den Griff seines Säbels. Die Jungfrau, aus ihrer Betäubung erwachend, fiel ihm mit einem Schrei in den Arm.

„Ihr thut wohl daran, schöne Dame,“ sagte der Lieutenant, der sich ruhig in Positur gesetzt hatte, „zu hindern, daß dieser Jüngling für seine Kühnheit gestraft werde, denn Cyrus war im Begriff, es mit Cambyses aufzunehmen, obwohl diesem Lehensmann da noch zu viel Ehre geschieht, wenn man ihn mit Cambyses vergleicht.“

„Im Namen des Himmels, Herr Ordener,“ sagte Ethel, „lassen Sie mich nicht Ursache und Zeugin eines solchen Unglücks sein!“

Ordener stieß langsam die halb gezogene Klinge in die Scheide zurück.

„Meiner Treu, Ritter, ich weiß nicht, ob Sie einer sind, aber ich gebe Ihnen diesen Titel, weil Sie ihn zu verdienen scheinen; ich und Sie handeln nach den Gesetzen der Ehre und Tapferkeit, aber nicht nach denen der Galanterie. Die Dame hat Recht, Auftritte solcher Art dürfen nicht unter den Augen von Damen vor sich gehen, obwohl häufig Damen die Ursache

davon sind. Wir können also hier schicklicherweise bloß von einem duellum remotum reden; und Sie als der Beleidigte haben die Waffen zu bestimmen."

„Wohl denn, Ritter," erwiderte Ordener; „ich werde Ihnen durch einen Freund Zeit und Ort bekannt machen lassen."

„So sei es," antwortete der Lieutenant, „und es ist mir um so lieber, weil ich jetzt Zeit habe, der Vermählung meiner Schwester anzuwohnen, denn Sie müssen wissen, daß Sie die Ehre haben werden, sich mit dem künftigen Schwager eines hohen Herrn, des Sohnes des Vicekönigs von Norwegen, Baron Ordener Guldenlew, zu schlagen, der bei Gelegenheit dieses erlauchten Beilagers zum Grafen von Danneskiold erhoben und zum Oberst und Ritter des Elephantenordens ernannt werden wird, während man mich, den Sohn des Großkanzlers beider Königreiche, zum Hauptmann ernennen wird...."

„Ganz gut, ganz wohl, Lieutenant Ahlfeldt!" fiel ihm Ordener ungeduldig ins Wort, „Sie sind noch nicht Hauptmann und der Sohn des Vicekönigs ist noch nicht Oberst .... und Säbel sind immer Säbel."

„Und Lümmel bleiben Lümmel, was man auch thue, sie zu sich zu erheben," murmelte der Offizier zwischen den Zähnen.

„Ritter," fuhr Ordener fort, „Sie kennen die Vorschriften des Ritterthums, Sie werden nie mehr in diesen Thurm kommen und über diese Sache Stillschweigen beobachten."

„Was das Stillschweigen betrifft, so verlassen Sie sich auf mich, ich werde so stumm sein, als Mucius Scävola, als er die Faust über die Kohlpfanne hielt. In diesen Thurm werde ich nicht mehr kommen, weder ich, noch irgend ein Argus der Besatzung, denn ich habe eben den Befehl erhalten, in Zukunft Schuhmacher ohne Wache darin zu lassen, welchen Befehl ich ihm diesen Abend mitgetheilt hätte, wenn ich nicht ein Paar neue polnische Stiefel hätte anprobiren müssen, was meine ganze

Zeit in Anspruch nahm. Dieser Befehl ist, unter uns gesagt, sehr unklug. Soll ich Ihnen meine polnischen Stiefel zeigen?"

Während dieses Gesprächs war Ethel, welche jetzt die Beiden friedlich sah und nicht wußte, was **duellum remotum** heißt, verschwunden, nachdem sie zuvor Ordener ins Ohr geflüstert hatte: „Morgen also!"

„Lieutenant Ahlfeldt, ich wünsche, daß Sie mir dazu behülflich wären, aus der Festung zu kommen."

„Recht gerne, obwohl es schon spät oder vielmehr früh ist. Aber wie wollen Sie einen Nachen finden?"

„Das ist meine Sache."

Der Lieutenant begleitete nun Ordener bis an das äußerste Thor, das er ihm öffnen ließ.

„Auf Wiedersehen, Lieutenant Ahlfeldt!"

„Auf Wiedersehen! Und hiebei erkläre ich, daß Sie ein wackerer Kämpe sind, obwohl ich Ihren Namen nicht weiß."

Die Eisenpforte schloß sich und der Lieutenant kehrte zurück, eine Melodie von Lulli summend, seine polnischen Stiefel betrachtend und aus einem französischen Roman deklamirend.

Ordener zog seine Kleider aus, wickelte sich in seinen Mantel und befestigte sie mit seiner Degenkuppel auf dem Kopfe; dann warf er sich in die See und schwamm dem Spladgest zu.

Als er sich diesem Gebäude näherte, hörte er innen ein Geräusch von Stimmen; ein schwaches Licht schimmerte aus der oberen Oeffnung. Hierüber verwundert, schlug er heftig an die Pforte; das Geräusch hörte auf, das Licht verschwand. Er klopfte abermals, und als das Licht wieder erschien, sah er etwas Schwarzes durch die obere Oeffnung auf das Dach gleiten. Er klopfte zum dritten Mal mit dem Griff seines Säbels und rief: „Oeffnet, im Namen Sr. Majestät des Königs! Oeffnet, im Namen Sr. Erlaucht des Vicekönigs!"

Die Thüre öffnete sich endlich langsam, und unter ihr er-

schien Spiagudry's lange, hagere Gestalt, die Kleider in Unordnung, mit stierem Blick, verwirrten Haaren, blutigen Händen, einer Lampe in der Hand.

VI.

Etwa eine Stunde darauf, nachdem Ordener den Spladgest verlassen hatte, schloß Oglypiglap, da es ganz Nacht geworden war und die Menge sich verlaufen hatte, das äußere Thor des Gebäudes, während Spiagudry die Leichname zum letzten Male mit Wasser begoß. Beide zogen sich dann in ihre bescheidene Wohnung zurück; der Lappe legte sich auf sein ärmliches Lager. Spiagudry setzte sich hinter einen Tisch voll alter Bücher, getrockneter Pflanzen, abgeschälter Beine, und lag seinen Studien ob.

Er war schon mehrere Stunden in tiefes Nachdenken versunken und wollte eben seine Bücher mit dem Bett vertauschen, als er auf folgende Stelle des Thormodus Torföus stieß: „Wenn ein Mensch seine Lampe anzündet, kehrt der Tod bei ihm ein, ehe sie erlischt."

„Der gelehrte Doktor mag mir verzeihen," sagte er für sich, „so wird es bei mir diesen Abend nicht sein."

Er nahm die Lampe in die Hand, um sie auszublasen.

Da rief plötzlich eine Stimme, die aus dem Zimmer der Leichname kam: „Spiagudry!"

Spiagudry zitterte an allen Gliedern, nicht als ob er an eine Auferstehung seiner Todten geglaubt hätte, denn dazu war er zu einsichtsvoll, nicht weil ihm die Stimme unbekannt, sondern weil sie ihm nur allzu bekannt war.

„Spiagudry!" wiederholte die Stimme zornig, „willst Du hören, oder soll ich Dir die Ohren ausreißen?"

„Möge St. Hospiz sich meiner erbarmen, nicht meiner Seele, sondern meines Leibs!“ sagte der erschrockene Alte, ging mit einem Schritte, den die Furcht beschleunigte und zugleich verzögerte, der Thüre zu und öffnete sie.

Am Fuße des steinernen Bettes, auf welchem Gill Stadts Leichnam lag, stand ein kleiner untersetzter Mann, in verschiedenartige Thierhäute gekleidet, auf welchen zum Theil das abgetrocknete Blut noch bemerkbar war. Die Züge des kleinen Mannes hatten etwas außerordentlich Wildes. Er hatte einen rothen dichten Bart, sein Kopf, auf dem er eine Mütze von Elennsfell trug, war mit gleichen Haaren bedeckt; sein Mund war groß, seine Lippen dick, seine Zähne weiß und scharf, seine Nase gebogen, wie ein Adlerschnabel, und sein graues, unstätes Auge warf auf Spiagudry einen schielenden Blick, worin die Wildheit des Tigers nur durch die Bösartigkeit des Affen ermäßigt war. Dieses seltsame Wesen war mit einem breiten Schwert, einem Dolch ohne Scheide bewaffnet und stützte sich auf den Stiel einer steinernen Axt, die es in der Hand trug; seine Hände waren mit großen Handschuhen von blauem Fuchsfell bedeckt.

„Dieses alte Gespenst,“ brummte der Mann vor sich hin, „hat mich lange warten lassen.“

Bei diesen Worten stieß er ein Geheul aus, wie ein wildes Thier. Spiagudry bebte erschrocken zurück.

„Weißt Du,“ fuhr er fort, „daß ich von dem Strande von Urchthal komme? Warum hast Du gesäumt, mir zu öffnen? Hast Du etwa Lust, Dein Strohlager mit einem dieser steinernen Betten zu vertauschen?“

Der alte Mann zitterte an allen Gliedern, und was ihm von Zähnen im Munde noch übrig war, klapperte im Fieberfrost zusammen.

„Verzeiht, Herr,“ sagte er und bückte sich tief, „ich lag in tiefem Schlaf ....“

„Soll ich Dich einen noch tieferen Schlaf kennen lehren?"

Spiagudry machte eine Geberde des Schreckens.

„Nun, was ist Dir denn? Was hast Du? Ist Dir etwa meine Gegenwart nicht angenehm?"

„O, mein gnädigster Herr! Was könnte mir denn angenehmer sein, als das Glück, Euer Excellenz zu sehen?"

„Alter Fuchs ohne Schwanz, meine Excellenz befiehlt Dir, mir die Kleider von Gill Stadt einzuhändigen."

Als der kleine Mann diesen Namen aussprach, wurde sein Gesicht, bisher wild und höhnisch, plötzlich düster und traurig.

„Verzeiht, Herr!" sagte Spiagudry, „ich habe sie nicht mehr. Euer Gnaden weiß, daß wir den Nachlaß der Bergleute, welche der König als ihr geborener Beschützer beerbt, an den königlichen Schatz abliefern müssen."

Der kleine Mann wandte sich gegen den Leichnam, kreuzte die Arme übereinander, und sagte mit dumpfer Stimme: „Er hat Recht. Die elenden Bergleute sind wie die Eidergans; man macht ihr das Nest, dann rupft man ihr die Federn aus."

Mit diesen Worten umfaßte er den Leichnam, drückte ihn fest in seine Arme und stieß ein Schmerzgeheul aus, das so wild klang, wie das Brüllen eines wilden Thiers. Darunter mischte er von Zeit zu Zeit einige Worte einer fremden Sprache, die Spiagudry nicht verstand.

Er ließ den Leichnam auf den Stein zurückfallen und wandte sich zu dem Wächter: „Weißt Du, verfluchter Hexenmeister, den Namen des unter einem bösen Sterne geborenen Soldaten, der das Unglück gehabt hat, Gill von diesem Mädchen vorgezogen zu werden?"

Hier gab er dem Leichnam der Guth Stersen einen Fußtritt. Spiagudry machte mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen.

„Nun denn, bei der Axt Ingulphs, meines Stammvaters, so will ich Alle vertilgen, welche diese Uniform tragen!"

Er deutete auf die Kleider des Hauptmanns, die an der Wand hingen.

„Der," fuhr er fort, „an dem ich mich rächen will, wird darunter sein. Ich will den ganzen Wald anzünden, damit der vergiftete Stamm darin verbrenne. Das habe ich an dem Tage geschworen, wo Gill gestorben ist, und ich habe ihm bereits einen Gefährten beigesellt, damit sich sein Leichnam freue."

„O, Gill!" klagte er in wilden Tönen, „da liegst Du jetzt, ohne Kraft und Leben, der Du die Robbe im Schwimmen und die Gemse im Laufen überholtest, der Du den Bären des Berges Kole in Deinen Armen erdrücktest! Starr und unbeweglich liegst Du, der Du Drontheimhus, von Orkel bis zum Smiassen, in einem Tage durchliefst, der Du den Gipfel des Dofre-Field erstiegst, wie ein Eichhörnchen den Gipfel der Eiche! Da liegst Du stumm, der Du, aufrecht auf der stürmischen Spitze des Kongsberg, Deine Stimme lauter erhobst, als das Brüllen des Donners! O, Gill! So habe ich denn vergebens für Dich die Minen von Faroer verschüttet, so habe ich vergebens für Dich die Kirche von Drontheim verbrannt! Alle meine Mühe ist verloren, und mit Dir stirbt das Geschlecht der Kinder des Eislandes, der Abkömmlinge Ingulphs des Vertilgers! Du wirst nicht der Erbe meiner steinernen Axt sein, sondern ich werde aus Deinem Schädel das Wasser des Meeres und das Blut der Menschen trinken!"

Mit diesen Worten ergriff er den Kopf des Leichnams.

„Spiagudry, hilf mir!" sagte er, riß seine Handschuhe ab und zeigte seine breiten Hände, an denen lange, harte und gebogene Nägel waren, wie die Krallen eines wilden Thieres.

Spiagudry, der ihn im Begriffe sah, mit seinem breiten Säbel den Schädel des Leichnams abzuhauen, schrie mit einem Tone des Abscheus, den er nicht zurückzuhalten vermochte: „Gerechter Gott, Herr! ... ein Leichnam! ..."

„Nun," erwiederte ruhig der kleine Mann, „ist es Dir lieber, wenn diese Klinge sich hier an einem Lebenden versucht?"

„Erlaubt mir, Eure Ritterlichkeit anzuflehen! ... Wie mag Eure Excellenz eine solche Entweihung ... Euer Gnaden ... Gnädiger Herr ... Euer Erlaucht wird nicht ..."

„Bist Du bald zu Ende? Brauche ich alle diese Titel, lebendes Skelett, um an Deinen tiefen Respekt vor meinem Säbel zu glauben?"

„Ich beschwöre Euch beim heiligen Waldemar, beim heiligen Usuph, schont eines Todten!"

„Hilf mir, und sprich nicht mit dem Teufel von den Heiligen!"

„Gnädiger Herr, bei Eurem erlauchten Ahnherrn St. Ingulph! ..."

„Ingulph der Vertilger war ein Ausgestoßener, wie ich."

„Im Namen des Himmels," fuhr der alte Mann fort und warf sich vor ihm nieder.

Die Geduld des kleinen Mannes war erschöpft, seine grauen Augen glühten wie zwei Kohlen.

„Hilf mir!" wiederholte er und schwang seinen Säbel.

Diese beiden Worte klangen wie das Brüllen eines wilden Thieres. Spiagudry, in Todesfurcht zitternd, setzte sich auf den Stein und hielt mit seinen Händen Gills kaltes und feuchtes Haupt, während der kleine Mann, mit Hülfe seines Dolchs und Säbels, den Hirnschädel mit seltener Geschicklichkeit abnahm.

Er betrachtete einige Zeit lang den blutigen Schädel, während er abgebrochene Worte in einer fremden Sprache ausstieß. Dann gab er ihn Spiagudry, damit er ihn säubere und wasche.

„Und ich," sprach er mit untermischtem Heulen, „ich werde im Tode nicht den tröstenden Gedanken haben, daß ein Erbe der Seele Ingulphs aus meinem Schädel das Blut der Menschen und das Wasser der Meere trinken wird!"

Nach einem düstern Nachsinnen fuhr er fort: „Der Orkan

folgt dem Orkan, die Lawine der Lawine, und ich werde der letzte meines Geschlechtes sein. Warum hat Gill nicht, gleich mir, gehaßt, was ein menschliches Antlitz an sich trägt? Welcher Dämon, der Ingulphs Dämon feindlich ist, hat ihn in diese unsel'gen Minen gestoßen, ein wenig Gold zu gewinnen?“

Spiagudry, der ihm den Schädel brachte, unterbrach ihn: „Die Excellenz hat Recht. Selbst das Gold, sagt Snorro Sturleson, wird oft zu theuer erkauft.“

„Du erinnerst mich eben recht,“ sagte der kleine Mann, „daß ich Dir einen Auftrag zu ertheilen habe. Hier ist eine eiserne Büchse, die ich bei diesem Offizier gefunden habe. Sie ist so fest verschlossen, daß sie ohne Zweifel mit Gold gefüllt sein muß, als dem Einzigen, was die Menschen werthschätzen. Diese Büchse händige der Wittwe Stadt, im Weiler Thoctree, ein, um ihr ihren Sohn zu bezahlen.“

Mit diesen Worten zog er aus seinem Tornister eine kleine eiserne Büchse und übergab sie Spiagudry, der sie mit einer tiefen Verbeugung empfing.

„Erfülle getreulich meinen Befehl,“ sagte der kleine Mann und warf ihm einen durchbohrenden Blick zu. „Bedenk, daß zwei Dämonen nichts hindert, sich wieder zu sehen. Ich halte Dich für noch mehr feig als geizig, Du bist mir für diese Büchse verantwortlich.“

„O, Herr, bei meiner armen Seele! ...“

„Nicht doch! Bei Deinem Fleisch und Bein.“

In diesem Augenblick wurde heftig an die äußere Thüre des Spladgest gepocht.

Der kleine Mann staunte, Spiagudry bebte zurück und bedeckte die Lampe mit seiner Hand.

„Was ist das?“ grinste der Kleine. „Du zitterst, alter Tropf! Wie wirst Du erst zittern, wenn Du die Posaune des jüngsten Gerichts hörst!“

Ein zweiter heftigerer Schlag ließ sich vernehmen.

„Man wird einen Todten bringen," sagte der kleine Mann.

„Nein, Herr, nach Mitternacht bringt man keine Leichname mehr."

„Lebendig oder todt, ich muß fort. Du, Spiagudry, sei treu und stumm. Ich schwöre Dir bei Ingulphs Geist und Gills Schädel, daß Du das ganze Regiment von Munckholm in Deine Herberge bekommen wirst."

Er befestigte Gills Schädel an seinen Gürtel, zog seine Handschuhe an und schwang sich mit der Lebendigkeit einer Gemse durch die obere Oeffnung auf das Dach.

Ein dritter Schlag erschütterte das Gebäude, und eine Stimme von Außen gebot im Namen des Königs und des Vicekönigs, die Thüre zu öffnen.

VII.

Nachdem der Gouverneur von Drontheim aus dem Schloßhof in sein Kabinet zurückgekommen war, warf er sich in einen breiten Sessel und ließ sich von einem seiner Sekretäre die eingelangten Bittschriften vortragen.

Der Geheimschreiber begann folgendermaßen:

„1. Der hochwürdige Doktor Anglyvius bittet, daß der hochwürdige Doktor Foxtipp, bischöflicher Bibliothekar, Unfähigkeits halber in seinem Amte ersetzt werde. Supplikant weiß nicht, wer den gedachten unfähigen Doktor ersetzen könnte; er will bloß so viel sagen, daß er, Doktor Anglyvius, lange Zeit das Amt eines Bibliothekars . . ."

„Der Schlingel soll sich an den Bischof wenden," unterbrach ihn der Gouverneur.

„1. Athanasius Munder, Priester, Seelsorger der Gefängnisse, bittet um die Begnadigung von zwölf reuigen

Verurtheilten bei Gelegenheit der glorreichen Vermählung des ritterlichen Ordener Guldenlew, Barons von Thorwick, Ritters des Danebrogordens, Sohnes des Vicekönigs, mit der edlen Dame Ulrike von Ahlfeldt, Tochter Sr. Gnaden des Grafen Großkanzlers beider Königreiche."

„Vertagt!" sagte der General. „Mich dauern die Verurtheilten."

„3. Faustus Prudens Destrombides, norwegischer Unterthan, lateinischer Poet, bittet um Erlaubniß, das Hochzeitgedicht für gedachtes Brautpaar verfertigen zu dürfen."

„Ah! Ah! Der wackere Mann muß schon alt sein, denn er ist der Nämliche, der im Jahre 1674 ein Hochzeitgedicht auf die projektirte Vermählung Schuhmachers, damals Grafen von Greiffenfeld, mit der Prinzessin Luise Charlotte von Holstein-Augustenburg vorbereitet hatte, welche Vermählung nicht Statt fand. Ich fürchte," fügte der Gouverneur zwischen den Zähnen hinzu, „daß Faustus Prudens der Poet der Vermählungen sei, welche nicht Statt finden. Vertagt die Bitte und fahrt fort. Man soll sich in Beziehung auf diesen Poeten erkundigen, ob im Hospital von Drontheim keine Bettstelle vacant ist."

„4. Die Bergleute des Guldbransthales, der Inseln Faroer, des Sund-Moer, von Hubfallo, Roeraas und Kongsberg bitten um Befreiung von den Lasten der königlichen Vormundschaft."

„Diese Bergleute sind ungeduldig. Sie sollen, wie es heißt, bereits darüber murren, daß man sie so lange ohne Antwort läßt. Diese Bittschrift muß einer reiflichen Prüfung unterworfen werden."

„5. Braal, Fischer, erklärt, in Gemäßheit des Adelsrechts, daß er bei der Absicht beharre, sein Erbgut wieder an sich zu kaufen."

„6. Die Schöppen von Nös, Löwig, Indal, Skongen,

Stod, Spatbo und andern Flecken und Dörfern des nördlichen Drontheimhus bitten, auf den Kopf des Räubers, Mörders und Mordbrenners Han, gebürtig, wie man sagt, von Klippstadur in Island, einen Preis zu setzen. Dieser Bitte widersetzt sich Nychol Orugix, Scharfrichter des Drontheimhus, der Han als sein Eigenthum in Anspruch nimmt. Dagegen unterstützt die Bitte Benignus Spiagudry, Wächter im Spladgest, als welchem der Leichnam zukommen soll."

„Dieser Bandit ist sehr gefährlich, besonders in einem Augenblick, wo man Unruhen unter den Bergleuten fürchtet. Man soll einen Preis von tausend Thalern auf seinen Kopf setzen."

„7. Benignus Spiagudry, Mediciner, Antiquar, Sculptor, Mineralog, Naturalist, Botaniker, Legist, Chemiker, Mechanikus, Physiker, Astronom, Theolog, Grammatiker ..."

„Ist denn das nicht der nämliche Spiagudry, der Wächter im Spladgest ist?"

„Allerdings, Ew. Excellenz!"

„... im Namen des Königs Inspektor im Gebäude des Spladgest, in der königlichen Stadt Drontheim, stellt vor, daß er, Benignus Spiagudry, es ist, welcher die Entdeckung gemacht hat, daß die Sterne, welche man Fixsterne nennt, ihr Licht nicht von dem Gestirn erhalten, das man Sonne nennt; item, daß Odins wahrer Name Frigge, Sohn des Fridulph ist; item, daß der See-Regenwurm sich von Sand nährt; item, daß der Lärm der Bevölkerung die Fische von Norwegens Küsten scheucht, weßhalb die Unterhaltsmittel in dem nämlichen Verhältniß abnehmen, in welchem die Bevölkerung zunimmt; item, daß der Golf, Otte-Sund benannt, ehedem Limfiord geheißen und den Namen Otte-Sund erst angenommen hat, nachdem Otto

der Rothe seine Lanze hineingeworfen; item, daß man auf seinen Rath und unter seiner Leitung aus einer alten Bildsäule der Freya die Göttin der Gerechtigkeit gemacht hat, welche den großen Platz von Drontheim ziert, und daß man den Löwen, der sich unter den Füßen des Götzenbildes befand, in den Teufel umgewandelt hat, der das Verbrechen darstellt; item ..."

„Verschont uns mit den weiteren Item und sagt kurz, was der Mann begehrt!"

Der Sekretär schlug mehrere Blätter um und fuhr fort:

„... Der unterthänigste Supplikant glaubt für so viele der Kunst und Wissenschaft ersprießliche Arbeiten Se. Excellenz bitten zu dürfen, die Taxe jedes männlichen und weiblichen Leichnams um zehn Pfennige zu erhöhen, was den Todten nur angenehm sein kann, indem es ihnen beweist, wie hoch man ihre Personen anschlägt ..."

Hier öffnete sich die Thüre des Kabinets und der Thürsteher kündete mit lauter Stimme die edle Dame Gräfin von Ahlfeldt an.

Eine Dame von hoher Gestalt, die auf ihrem Kopf eine kleine Grafenkrone trug, reich in Scharlach und Gold gekleidet, trat in das Zimmer. Der General bot ihr die Hand und führte sie an einen Sessel.

Die Gräfin mochte fünfzig Jahre alt sein. Das Alter hatte aber den Runzeln, welche die Sorgen des Hochmuths und Ehrgeizes schon längst in ihre Züge gegraben hatten, nichts beizufügen gehabt. Sie warf ihren hochmüthigen Blick, mit ihrem falschen Lächeln, auf den alten General.

„Nun, Herr General, Ihr Zögling läßt auf sich warten. Er sollte vor Untergang der Sonne hier sein."

„Er wäre hier, Frau Gräfin, aber er ist gleich bei seiner Ankunft nach Munckholm gegangen."

„Nach Munckholm? Er wird doch hoffentlich nicht Schuhmacher dort aufsuchen?“

„Es wäre wohl möglich.“

„Wie! der erste Besuch des Barons von Thorwick für Schuhmacher?“

„Warum nicht, Gräfin? Schuhmacher ist unglücklich.“

„Wie, General! Der Sohn des Vicekönigs steht in Verbindung mit diesem Staatsgefangenen?“

„Frau Gräfin, als Friedrich Guldenlew mir seinen Sohn anvertraute, bat er mich, ihn zu erziehen, wie ich den meinigen erzogen hätte. Ich war der Meinung, daß die Bekanntschaft mit Schuhmacher unserem Ordener, der die Bestimmung hat, eines Tages eben so mächtig zu werden, nützlich sein könnte. Ich habe daher, mit Genehmigung des Vicekönigs, meinen Bruder Grummond von Knud um eine Einlaßkarte in alle Gefängnisse gebeten, die ich sofort Ordener einhändigte. Er macht jetzt Gebrauch davon.“

„Und seit wann hat Ordener diese nützliche Bekanntschaft gemacht?“

„Seit etwas mehr als einem Jahre. Es scheint, daß er sich in Schuhmachers Umgang gefiel, denn er ist ziemlich lange zu Drontheim geblieben. Nur auf meine ausdrückliche Aufforderung hat er es im letzten Jahre ungern verlassen, um eine Reise durch Norwegen zu machen.“

„Und weiß Schuhmacher, daß sein Tröster der Sohn eines seiner größten Feinde ist?“

„Er weiß, daß er sein Freund ist, und das genügt ihm, wie uns.“

„Aber Sie, Herr General,“ sagte die Gräfin mit einem durchbohrenden Blick, „wußten Sie, als Sie diese Verbindung nicht nur duldeten, sondern selbst herbeiführten, daß Schuhmacher eine Tochter hat?“

„Ich wußte es, Gräfin."

„Und dieser Umstand schien Ihnen gleichgültig in Beziehung auf Ihren Zögling?"

„Der Zögling Levins von Knud, der Sohn Friedrichs Guldenlew, ist ein rechtlicher Mann. Ordener kennt die Schranke, die ihn von Schuhmachers Tochter trennt; er ist unfähig, ein Mädchen, und dazu noch die Tochter eines unglücklichen Mannes zu verführen."

Die Gräfin erröthete und erblaßte abwechselnd. Sie wandte das Haupt ab, um den ruhigen unbefangenen Blick des alten Mannes zu vermeiden.

„Erlauben Sie, General," stotterte sie endlich, „ich muß es Ihnen sagen, diese Bekanntschaft scheint mir sonderbar und unklug. Es heißt, daß die Bergleute und die nördlichen Stämme mit einer Empörung drohen, und daß Schuhmachers Name in diese Sache verwickelt sei."

„Sie setzen mich in Erstaunen," rief der Gouverneur aus! „Schuhmacher hat bis jetzt sein Unglück geduldig ertragen. Dieses Gerücht ist gewiß nicht gegründet."

Der Thürsteher kündigte an, daß ein Abgesandter des Großkanzlers mit der Gräfin zu sprechen wünsche. Die Gräfin verabschiedete sich und begab sich in ihre Gemächer.

Sie saß, von ihren Frauen umgeben, auf einem reichen Sopha, als der Abgesandte eintrat. Als ihn die Gräfin erblickte, machte sie eine Geberde des Widerwillens, welche sie aber alsbald hinter einem wohlwollenden Lächeln versteckte. Der Abgesandte war ein wohlbeleibter, mehr kleiner als großer Mann. Sein Gesicht war offen bis zur Schamlosigkeit, und sein Blick hatte etwas Teuflisches. Er verbeugte sich tief vor der Gräfin und reichte ihr ein versiegeltes Paket dar.

„Gnädige Gräfin," sagte er, „erlauben Sie mir, eine wichtige Botschaft Seiner Gnaden, Ihres erlauchten Ge-

mahls, meines erhabenen Herrn, zu Ihren Füßen niederzu-legen."

„Kommt er nicht selbst? Und warum schickt er Euch?" fragte die Gräfin.

„Wichtige Geschäfte verzögern Seiner Gnaden Ankunft, wie Sie aus diesem Briefe ersehen werden, gnädige Gräfin. Was meine Sendung betrifft, so soll ich, laut Befehls meines erhabenen Herrn, mich der ausgezeichneten Ehre einer geheimen Audienz bei Ihnen erfreuen."

Die Gräfin erblaßte und rief mit zitternder Stimme aus: „Ich, eine geheime Unterredung mit Euch, Musdoemon?"

„Wenn dies der gnädigen Gräfin im Geringsten unangenehm wäre, so würde sich Ihr unwürdiger Diener bis in den Tod betrüben."

„Unangenehm! Durchaus nicht!" sagte die Gräfin mit erzwungenem Lächeln; „aber ist denn diese Unterredung durchaus nothwendig?"

Der Abgesandte verbeugte sich tief: „Durchaus nothwendig! Der Brief Ihres erhabenen Gemahls wird Sie förmlich davon in Kenntniß setzen."

Es war auffallend, die stolze Gräfin Ahlfeldt vor einem Diener, der ihr so tiefe Ehrfurcht bezeugte, zittern und erbleichen zu sehen. Sie öffnete langsam das Paket, und nachdem sie dessen Inhalt durchlaufen hatte, sagte sie zu ihren Frauen mit schwacher Stimme: „Man lasse uns allein!"

„Geruhen die gnädige Gräfin," sagte der Abgesandte, indem er ein Knie beugte, „mir die Freiheit, die ich mir nehme, und die Mühe, die ich Ihnen zu verursachen scheine, gnädigst zu verzeihen!"

„Ihr könnt im Gegentheil glauben," erwiederte die Dame mit erzwungenem Wohlwollen, „daß es mir Vergnügen macht, Euch zu sehen."

Die Frauen entfernten sich.

„Elphege," sagte jetzt der Abgesandte in gänzlich umgestimmtem Tone, „Du scheinst der Zeiten vergessen zu haben, wo ein Tête-à-Tête mit mir Dir nicht so zuwider war?"

Die stolze Dame beugte ihr gedemüthigtes Haupt. „Möchte ich es vergessen können!" murmelte sie.

„Einfältiges Weib! Wie magst Du über Dinge erröthen, die kein menschliches Auge gesehen hat?"

„Gott sah sie."

„Gott, Du schwaches Weib! Du bist nicht werth, Deinen Mann betrogen zu haben, denn er ist nicht so leichtgläubig als Du."

„Ihr treibt Euern Spott mit meinen Gewissensbissen, Musdoemon!"

„Nun, Elphege, wenn Du ein Gewissen hast, warum häufst Du täglich neue Verbrechen?"

Die Gräfin verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Musdoemon fuhr fort: „Elphege, Du hast die Wahl: Gewissensbisse und keine Verbrechen mehr, oder das Verbrechen und keine Gewissensbisse. Mache es wie ich, wähle das Zweite."

„Mögen Euch diese Worte nicht in die Ewigkeit begleiten!"

„Das geht über den Spaß, mein Schatz!"

Musdoemon setzte sich vertraulich neben die Gräfin und schlang seine Arme um ihren Hals.

„Elphege," sagte er, „suche dem Geist nach wenigstens zu bleiben, was Du vor zwanzig Jahren warst."

Die unglückliche Gräfin, Sklavin ihres Mitschuldigen, suchte seiner widerlichen Zärtlichkeit los zu werden. Es lag in dieser ehebrecherischen Umarmung von zwei Wesen, die sich gegenseitig haßten und verachteten, Etwas, das selbst für diese entwürdigten Seelen empörend war. Ihre gesetzwidrige Verbindung,

einst ihre Lust, war ihnen jetzt zur Qual geworden. Gerechte Strafe verbotener Leidenschaften! Ihr Verbrechen war ihre Strafe geworden.

Um dieser qualvollen Scene ein Ende zu machen, fragte die Gräfin, indem sie sich den Armen ihres verhaßten Liebhabers entriß, welchen mündlichen Auftrag ihr Gemahl ihm ertheilt habe?

„Ahlfeldt," sagte Musdoemon, „hat in dem Augenblicke, wo seine Macht sich durch die Vermählung Ordener Guldenlews mit unserer Tochter befestigt . . ."

„Unserer Tochter!" rief die stolze Gräfin aus, und ihr auf Musdoemon gerichteter Blick nahm einen Ausdruck hochmüthiger Verachtung an.

„Nun," sagte Musdoemon kaltblütig, „ich meine doch, daß Ulrike eben so gut meine Tochter sein könne, als die seinige. Ich wollte also sagen, daß diese Heirath Deinen Mann nicht vollkommen befriedigt, wenn nicht zu gleicher Zeit Schuhmacher ganz gestürzt wird. Dieser alte Günstling ist von seinem Kerker aus fast eben so furchtbar, als in seinem Palast. Er hat am Hofe heimliche, aber wichtige Freunde, um so mächtiger vielleicht, weil sie unbekannt sind. Als der König vor einem Monat erfuhr, daß die Unterhandlungen des Großkanzlers mit dem Herzog von Holstein-Ploen nicht vorwärts schritten, rief er ungeduldig aus: Greiffenfeld allein wußte mehr, als alle diese Menschen zusammen. Ein Intriguenmacher, Namens Dispolsen, der von Munckholm nach Kopenhagen kam, hat von dem König mehrere geheime Audienzen erhalten, nach welchen der König aus der Kanzlei, wo sie niedergelegt sind, Schuhmachers Adels- und Eigenthums-Urkunde abfordern ließ. Man weiß nicht, wohin Schuhmacher abzielt, aber ein Staatsgefangener ist, wenn er nur seine Freiheit erlangt, nicht mehr so fern von der Macht. Er muß also sterben, und zwar durch richterlichen

Spruch umkommen. Ihm ein Verbrechen unterzuschieben, daran arbeiten wir.

„Dein Mann, Elphege, wird unter dem Vorwand, die nördlichen Provinzen incognito zu besuchen, sich des Resultats, das unsere Umtriebe bei den Bergleuten gehabt haben, selbst versichern. Wir wollen in Schuhmachers Namen einen Aufstand von ihnen herbeiführen, der sich nachher leicht wird dämpfen lassen. Was uns beunruhigt, ist der Verlust mehrerer wichtigen Papiere, welche sich auf diesen Plan beziehen, und die wir nicht ohne Grund im Besitze dieses Dispolsen vermuthen. Da wir nun wußten, daß er von Kopenhagen nach Munckholm zurückgereist war, so haben wir in den Schluchten von Kole einige Getreue aufgestellt, um ihn umzubringen und ihm seine Papiere abzunehmen. Aber wenn, wie man versichert, Dispolsen zur See zurückgekommen ist, so war unsere Mühe vergebens. Inzwischen habe ich bei meiner Ankunft einige Gerüchte von der Ermordung eines gewissen Hauptmanns Dispolsen vernommen. Wir werden ja sehen.

„Inzwischen spüren wir einem berüchtigten Räuber, Han dem Isländer, nach, den wir an die Spitze des Aufstands der Bergleute stellen wollen. Und nun, mein Schatz, was hast Du mir von Deiner Seite für Nachrichten mitzutheilen? Ist der niedliche Vogel in dem Käfig von Munckholm endlich die Beute unseres Friedrich ...“

„Unseres Friedrich!“ rief die Gräfin entrüstet aus.

„Nun, was weiter! Wie alt ist er? Vierundzwanzig Jahre, und es sind jetzt sechsundzwanzig Jahre, daß wir einander kennen!“

„Mein Friedrich, Gott weiß es, ist der legitime Erbe des Großkanzlers.“

„Wenn Gott es weiß,“ sagte Musdoemon lachend, „so ist vielleicht dem Teufel davon nichts bekannt. Im Uebrigen ist

Dein Friedrich ein Pinsel, der meiner unwerth wäre, und es lohnt sich nicht der Mühe, sich um eine solche Kleinigkeit zu streiten. Er taugt zu nichts, als ein Mädchen zu verführen. Damit ist er doch hoffentlich zu Stande gekommen?"

„Noch nicht, so viel ich weiß."

„Elphege, suche doch eine etwas thätigere Rolle in unsern Angelegenheiten zu spielen. Ich kehre morgen zu Deinem Manne zurück. Beschränke Du Dich nun nicht darauf, für unsere Sünden zu beten, sondern handle. Ahlfeldt muß auch darauf denken, mich etwas besser zu belohnen, als bisher geschehen ist. Mein Glück ist an das Eurige geknüpft; aber ich fange an, es müde zu werden, der Diener des Gemahls zu sein, wenn ich der Liebhaber der Frau bin, und der Schulmeister der Kinder, deren Vater ich zu sein die Ehre habe."

Hier endigte die Unterredung. Die Frauen traten wieder ein.

„Erlauben mir die gnädige Gräfin," sagte Musdoemon mit einer tiefen Verbeugung, „die Hoffnung zu hegen, daß ich morgen wieder eine Audienz erlangen werde, um die Huldigungen meiner tiefsten Ehrfurcht zu Ihren Füßen niederzulegen?"

VIII.

„Alter Herr," sagte Ordener zu Spiagudry, „fast hätte ich geglaubt, daß die in diesem Gebäude befindlichen Leichname damit beauftragt seien, die Thüre zu öffnen."

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich . . . ich lag in tiefem Schlafe."

„Wenn das der Fall ist, so müssen Eure Todten wach gewesen sein, denn ich hörte eben erst hier laut und deutlich sprechen."

Spiagudry gerieth in Verwirrung: „Wie, gnädiger Herr,“ stotterte er, „Sie hätten reden gehört?“

„Allerdings! Doch was liegt daran? Ich bin nicht hieher gekommen, mich mit Euern Angelegenheiten zu beschäftigen, sondern Euch mit den meinigen. Wir wollen hineingehen.“

Spiagudry öffnete und sie traten in das Leichenzimmer.“

„Benignus Spiagudry,“ sagte jetzt dieser, „steht Ihnen in Allem, was menschliche Wissenschaften betrifft, zu Diensten. Wenn Sie jedoch, wie man aus Ihrem nächtlichen Besuche schließen möchte, einen Hexenmeister hier zu finden glauben, so irren Sie sich. Ne famam credas, ich bin nur ein Gelehrter. Kommen Sie in mein Arbeitszimmer, gnädiger Herr!“

„Nicht doch, wir müssen hier bei diesen Leichnamen bleiben.“

„Bei diesen Leichnamen!“ rief Spiagudry bestürzt aus. „Die können Sie nicht sehen, gnädiger Herr!“

„Wie? ich soll Leichname nicht sehen dürfen, die bloß deßhalb hier sind, um gesehen zu werden? Ich habe Erkundigungen über einen derselben bei Euch einzuziehen, und Eure Pflicht ist es, sie mir zu geben. Gern oder ungern, Ihr müßt.“

Spiagudry hatte einen großen Respekt vor tödtlichen Gewehren, und er sah einen tüchtigen Säbel an Ordeners Seite. „Nihil non arrogat armis,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Zeigt mir die Kleider des Hauptmanns,“ sagte Ordener.

In diesem Augenblicke fiel ein Strahl des Lichts auf Gill Stadts verstümmeltes Haupt.

„Gerechter Gott!“ rief Ordener aus, „welche abscheuliche Entweihung!“

„Erbarmet Euch meiner um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief der Alte.

„Alter Mann,“ fuhr Ordener mit drohender Stimme fort, „Du stehst am Rande des Grabes, und scheust Dich nicht, einen

solchen Frevel zu begehen! Zittere, die Lebenden werden die Entweihung rächen, die Du an Todten begangen hast!"

„Gnade! Gnade! Ich habe es nicht gethan ... Wenn Sie wüßten! ..."

Hier hielt er inne, denn er dachte an die Worte des kleinen Mannes: „Sei treu und stumm."

„Haben Sie," fuhr er zitternd fort, „Jemand durch diese Oeffnung schlüpfen sehen?"

„Ja! War es Dein Mitschuldiger?"

„Nein, es war der Schuldige, der Alleinschuldige. Das schwöre ich bei allen himmlischen und höllischen Mächten, bei diesem so schändlich entweihten Leichname selbst!"

Mit diesen Worten warf er sich flehend auf die Kniee nieder. So häßlich er auch war, so lag doch in seiner Verzweiflung, in seinen Betheuerungen ein solcher Ton der Wahrheit, daß er Ordener überzeugte.

„Alter Mann," sagte er, „stehe auf. Wenn Du den Todten nicht entweiht hast, so würdige wenigstens Dein Alter nicht herab."

Spiagudry stand auf.

„Wer ist der Schuldige?" fragte Ordener.

„Stille, edler Herr, stille! Sie wissen nicht, von wem Sie sprechen. Stille!"

„Wer ist der Schuldige? Ich will ihn wissen," fuhr Ordener kaltblütig fort.

„Im Namen des Himmels, gnädiger Herr! Reden Sie nicht so, schweigen Sie, sonst möchte ... Ich kann nicht ... aus Furcht ..."

„Furcht! die wird mich nicht schweigen machen, Dich aber wird sie zum Reden bringen."

„Gnade, edler junger Herr!" rief der trostlose Spiagudry, „ich kann nicht ... ich darf nicht ..."

„Du kannst und sollst. Nenne den Schuldigen!"

Spiagudry suchte eine Ausflucht: „Wohlan denn, edler Herr! Der Entweiher dieses Leichnams ist der Mörder dieses Offiziers."

„Dieser Offizier ist also ermordet worden?"

„Allerdings, gnädiger Herr!"

„Und von wem? Von wem?"

„Im Namen der Heiligen, die Ihre Mutter anrief, als sie Ihnen das Leben gab, forschen Sie nicht nach diesem Namen, zwingen Sie mich nicht, ihn zu nennen."

„Ich will den Mörder wissen."

„Nun denn! Betrachten Sie die tiefen Risse, welche lange und spitzige Nägel in diesen Leichnam gegraben haben — dann werden Sie den Mörder kennen."

„Wie!" sagte Ordener, „irgend ein wildes Thier?"

„Nein, mein gnädiger Herr."

„Nun, wenn es nicht der Teufel selbst gethan hat, so wüßte ich nicht ..."

„Stille! Nehmen Sie sich in Acht. Haben Sie niemals," fuhr der Alte mit leiser Stimme fort, „von einem Menschen oder einem Ungeheuer mit menschlichem Angesicht sprechen hören, dessen Nägel so lang sind, wie die Astaroths, der uns ins Verderben gestürzt hat, oder des Antichrists, der uns verderben wird?"

„Rede deutlicher."

„Wehe! Wehe! heißt es in der Offenbarung ..."

„Den Namen des Mörders will ich wissen."

„Der Mörder ... den Namen ... Gnädiger Herr, erbarmen Sie sich meiner! Ach, erbarmen Sie sich!"

„Zaudere nicht länger."

„Nun denn, wenn Sie es durchaus verlangen, der Mörder und Entweiher ist Han der Isländer."

Dieser furchtbare Name war Ordener nicht unbekannt.

„Wie!“ rief er aus, „Han! Dieser abscheuliche Bandit!“

„Er hat keine Bande, sondern ist immer allein.“

„Und wie kommst Du zu seiner Bekanntschaft, Elender? Welche gemeinschaftliche Verbrechen haben Euch einander nahe gebracht?“

„Edler Herr, mißtrauen Sie dem Scheine. Ist der Stamm der Eiche vergiftet, weil die Schlange an ihrer Wurzel kriecht?“

„Keine leeren Worte, ein Bösewicht kann keinen andern Freund haben, als einen Mitschuldigen.“

„Ich bin nicht sein Freund, und noch weniger sein Mitschuldiger, und wenn meine Betheurungen Sie nicht überzeugt haben, so erwägen Sie doch, daß die Entweihung dieses Leichnams mich innerhalb vierundzwanzig Stunden, wenn man den todten Körper abholt, der Strafe der Heiligthumsschänder aussetzen wird, obgleich ich unschuldig bin.“

Dieser Grund war für Ordener der überzeugendste; er sagte ruhig, aber ernst: „Alter, seid aufrichtig. Habt Ihr Papiere bei diesem Offizier gefunden?“

„Nicht eines, auf meine Ehre!“

„Wißt Ihr, ob Han der Isländer Papiere bei ihm gefunden hat?“

„Ich weiß es nicht.“

„Kennt Ihr den Versteck Han des Isländers?“

„Er versteckt sich nicht, sondern wandert immer hin und her.“

„Das mag sein, aber er hat doch gewisse Verstecke.“

„Dieser Heide,“ sagte Spiagudry leise, „hat eben so viele Verstecke, als die Insel Hitteren Felsenriffe und der Sirius Strahlen.“

„Gebt mir eine bestimmtere Antwort. Ihr steht in geheimnißvoller Verbindung mit diesem Räuber. Ihr kennt ihn und

müßt wissen, wohin er von hier aus gegangen ist. Wenn Ihr nicht sein Mitschuldiger seid, so werdet ihr keinen Anstand nehmen, mich an seinen Aufenthaltsort zu führen ..."

Spiagudry schauderte zurück.

„Sie, gnädiger Herr," rief er aus. „Sie, großer Gott! Sie, voll Jugend und Leben, diesen Satan aufsuchen, herausfordern! Als Ingiald den Riesen Nyctolm bekämpfte, hatte er wenigstens vier Arme."

„Nun, wir haben ja auch vier Arme, wenn Ihr mir zum Führer dient!"

„Ich! Ihr Wegweiser? Sie scherzen mit einem alten Manne, der bereits fast selbst eines Führers bedarf."

„Hört! Wenn die Entweihung dieses Leichnams Euch der Strafe der Heiligthumsschänder aussetzt, so könnt Ihr nicht hier bleiben. Ihr müßt also fort. Ich nehme Euch unter meinen Schutz, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mich zum Versteck des Räubers geleitet. Seid mein Führer, ich will Euer Beschützer sein. Finde ich Han den Isländer, so bringe ich ihn lebendig oder todt hieher. Ihr könnt dann Eure Unschuld darthun, und ich verspreche Euch, daß Ihr in Euer Amt wieder eingesetzt werdet. Inzwischen empfanget hier mehr Thaler, als es Euch das ganze Jahr durch einträgt."

„Edler Herr," versetzte Spiagudry, indem er das Geld in Empfang nahm, „Sie haben vollkommen Recht. Wenn ich Ihnen folge, so setze ich mich einige Tage der Rache des furchtbaren Han aus. Bleibe ich, so falle ich morgen in die Hände des Henkers Orugix. Welches ist denn die Strafe der Heiligthumsschänder? ... Gleichviel. In beiden Fällen ist mein armes Leben in Gefahr; da jedoch, nach der richtigen Bemerkung des gelehrten Saemond-Sigfusson, inter duo pericula aequalia minus imminens eligendum est, so folge ich Ihnen. Ja, gnädiger Herr, ich will Ihr Führer sein. Vergessen Sie jedoch nicht, daß ich

Allem aufgeboten habe, Sie von Ihrem gefährlichen Unternehmen abzubringen."

„Ihr sollt also mein Führer sein, und ich verlasse mich auf Eure Rechtlichkeit."

„Herr, Spiagudry's Rechtlichkeit ist eben so unbefleckt, als das Geld, das Sie mir eben so großmüthig gespendet haben."

„Wo denkt Ihr, daß Han sich jetzt aufhalte?"

„Da der Süden von Drontheimhus jetzt voll Truppen ist, welche man auf Requisition des Großkanzlers dahin geschickt hat, so wird wohl Han seinen Weg nach der Grotte von Walderhog oder dem See von Smiassen genommen haben. Wir müssen also über Skongen gehen."

„Wann könnt Ihr mir folgen?"

„Wenn heute Abend die Nacht einbricht und der Spladgest geschlossen wird, so wird Ihr demüthiger Diener seinen Dienst als Führer bei Ihnen antreten."

„Wo werde ich Euch diesen Abend finden?"

„Auf dem großen Platze von Drontheim, wenn es Ihnen so gefällig ist, bei der Bildsäule der Gerechtigkeit, welche ehedem die Göttin Freya war und die mich ohne Zweifel in den Schutz ihres Schattens aufnehmen wird, aus Dankbarkeit, daß ich einen so schönen Teufel unter ihre Füße habe meißeln lassen."

„Gut, Alter, der Vertrag ist geschlossen."

„Geschlossen," wiederholte Spiagudry.

Kaum hatte er dieses Wort gesprochen, so ließ sich über ihnen eine Art von Gebrumme hören. „Was ist das?" sagte der zitternde Spiagudry.

„Ist denn außer uns beiden noch ein lebendes Wesen hier?" fragte Ordener staunend.

„Ah! Ohne Zweifel mein Vicarius Oglypiglap," sagte Spiagudry, den dieser Gedanke beruhigte. „Ein schlafender Lappe,

sagte der Bischof Arngrim, macht eben so viel Lärm, als ein wachendes Weib."

Ordener entfernte sich. Spiagudry schloß eilig die Thüre, legte Gill Stadts Leichnam so zurecht, daß man die Verstümmelung nicht gewahr werden konnte, und begab sich dann in seine Wohnung.

Viele Gründe mußten zusammentreffen, um den furchtsamen Spiagudry zu bewegen, Ordeners abenteuerlichen Vorschlag anzunehmen. Die Hauptgründe waren: 1) die Furcht vor dem anwesenden Ordener und seinem Säbel; 2) die Furcht vor dem Scharfrichter Orugix; 3) ein alter Haß gegen Han den Isländer, den er kaum sich selbst zu gestehen wagte, so sehr drückte ihn der Schrecken nieder; 4) die Liebe zu den Wissenschaften, welche er auf dieser Reise befriedigen zu können glaubte; 5) das Zutrauen in seine vermeintliche List, durch welche er sich Hans Blicken zu entziehen hoffte; 6) die Liebe zum Geld, indem er die für die Wittwe Stadt bestimmte Büchse für sich behalten zu können hoffte.

Im Uebrigen war es ihm gleichgültig, ob der Räuber den Fremden, oder der Fremde den Räuber tödte. Als er über diesen Punkt nachdachte, brach er in die Worte aus: „Es ist immerhin ein Leichnam, der mir zukommen wird."

Hier ließ sich abermals ein Brummen hören. Spiagudry fuhr schreckenvoll zusammen.

„Das ist kein Schnarchen meines Oglypiglap," sagte er, „diese Töne kommen von Außen. Es wird wohl," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „der Hund im Hafen sein, der bellt."

IX.

Am Morgen dieses Tages stieg Schuhmacher, wie er pflegte, auf den Arm seiner Tochter gestützt, in den Garten herab, der an sein Gefängniß stieß. Beide hatten eine unruhige Nacht gehabt, der Greis durch Schlaflosigkeit, das junge Mädchen durch süße Träume.

Der Vater warf, nachdem sie eine Zeitlang herumgegangen waren, einen ernsten und traurigen Blick auf seine Tochter: „Du lächelst vor Dich hin und erröthest, Ethel; Du bist glücklich, denn Du erröthest nicht über die Vergangenheit, und lächelst der Zukunft entgegen."

Ethel erröthete noch mehr und hörte auf zu lächeln.

„Mein Vater," sagte sie verwirrt, „ich habe die Edda mitgebracht."

„So lies, meine Tochter!" versetzte der Greis und fiel in seine vorige Träumerei zurück.

Ethel las ihm die Geschichte der Schäferin Allanga vor, welche die Hand eines Königs ausschlug, bis er ihr bewiesen haben würde, daß er ein Kriegsmann sei. Regner Lodbrog erhielt die Hand der Schäferin erst, nachdem er den Räuber von Klipstadur, Ingulph den Vertilger, besiegt hatte.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch hinter ihnen hören, und der Lieutenant Ahlfeldt trat aus dem Gebüsche.

„Habe ich nicht, schönste Dame," rief er Ethel zu, „den Namen Ingulphs des Vertilgers aus Ihrem schönen Munde vernommen? Ohne Zweifel haben Sie von Han dem Isländer gesprochen und sind sofort bis zu seinem Ahnherrn hinaufgestiegen. Die Damen lieben Räubergeschichten. Man erzählt von Ingulph und dessen Nachkömmen Dinge, welche schauerlich angenehm zu vernehmen sind. Ingulph der Vertilger hatte nur

einen einzigen, mit der Hexe Thoarka erzeugten Sohn. Dieser Sohn hatte wieder nur einen Sohn, der ebenfalls mit einer Zauberin erzeugt war. Seit vier Jahrhunderten hat sich dieses Geschlecht immer nur durch einen einzigen Zweig fortgepflanzt und in Island viel Unglück angerichtet. Durch diese Reihe einziger Erben ruht jetzt Ingulphs Geist auf dem berüchtigten Han dem Isländer, der so eben, wie ich vermuthe, die jungfräulichen Gedanken der schönen Dame beschäftigt hat."

Der Lieutenant hielt einen Augenblick inne. Ethel schwieg aus Verlegenheit, Schuhmacher aus Ekel und Langeweile. Der Geck hielt dies für eine Aufmunterung, fortzufahren.

„Han der Isländer," sprach er weiter, „kennt keine andere Leidenschaft als Menschenhaß, und ist einzig damit beschäftigt, dem menschlichen Geschlechte zu schaden ..."

„Das ist vernünftig von ihm," sagte Schuhmacher.

„Er lebt immer allein," fuhr der Lieutenant fort.

„Dann ist er glücklich," sprach Schuhmacher.

„Möge uns der Gott Mithra von diesen Vernünftigen und Glücklichen befreien! Verflucht sei der Wind, der diesen isländischen Teufel nach Norwegen geweht hat! Ein Bischof ist es, dem wir das Glück danken, Han von Klipstadur zu besitzen. Nach der Tradition fanden einige Bauern Han, der noch ein Kind war, auf den Bergen von Bessested und wollten ihn umbringen; aber der Bischof von Scalholt hielt sie davon ab, und nahm den jungen Wilden in Schutz, um aus dem Teufel einen Christen zu machen. Er wendete tausend Mittel an, seine höllische Intelligenz zu entwickeln. In einer finstern Nacht aber zündete der herangewachsene Han seines Wohlthäters Wohnung an, setzte sich auf einen Baumstamm und schiffte ohne Weiteres nach Norwegen. So erzählt man sich in den Spinnstuben. Seitdem Unheil aller Art: Die Minen von Faroer verschüttet und dreihundert Arbeiter unter den Trümmern

begraben, der über Golyn hängende Fels zur Nachtzeit auf das Dorf herabgestürzt, die Brücke von Half-Broe unter den Wanderern zusammenbrechend und in den Abgrund fallend, die Hauptkirche zu Drontheim in Brand gesteckt, die Leuchtthürme in stürmischen Nächten ausgelöscht und eine Menge von Verbrechen und Mordthaten in die Seeen von Sparbo und Smiassen eingesenkt, oder in den Grotten von Walderhog und Rylaß verborgen. In den Spinnstuben behaupten sie, daß bei jedem Verbrechen ihm ein neues Haar in seinen Bart wachse. Wenn das der Fall ist, so muß sein Bart so dicht sein, als der des ehrwürdigsten assyrischen Magiers."

Schuhmacher unterbrach ihn: „Und es ist nicht gelungen, sich dieses Menschen zu bemächtigen?" sagte er mit triumphirendem Blick und ironischem Lächeln. „Ich muß in der That die Fähigkeit der Großkanzlei beider Königreiche bewundern."

„Han," fuhr der Lieutenant, der die spöttische Anspielung nicht verstand, redselig fort, „hat sich bisher eben so unüberwindlich gezeigt, als Horatius Cocles. Soldaten, Milizen, Bergbewohner, Landleute, Alles flieht vor ihm oder findet den Tod. Er ist ein Dämon, dem man weder entgehen, noch ihn erreichen kann. Glücklich diejenigen, welche ihn suchen und nicht finden. Nicht wahr, edle Dame, das sind seltsame Geschichten? Sie könnten Stoff zu einem trefflichen Roman im Geschmacke der sublimen Schriften der Demoiselle Scudery liefern. Man müßte jedoch unser Klima etwas mildern, die Traditionen ein wenig aufputzen und unsere barbarischen Namen modificiren. So müßte man z. B. aus Drontheim Durtinianum machen, unsere finstern Wälder in liebliche Gebüsche, und unsere Waldströme in tausend klare Bäche verwandeln. Unsere schauerlichen Höhlen müßten halbdunkle Grotten sein, in welchen das reinste Krystall glänzt. In einer dieser Grotten würde ein berüchtigter Zauberer, Hannus von Thule, wohnen ... denn

Sie werden einsehen, daß Han der Isländer für ein poetisches Ohr zu hart klingt. Dieser Riese, denn ein Riese müßte es durchaus sein, würde in gerader Linie von dem alten Mars abstammen. Ingulph der Vertilger ist ein Name, der die Phantasie nicht in Anspruch nimmt. Die Hexe Thoarka könnte man in die Zauberin Theone verwandeln. Nachdem der Großmagier von Thule den Riesen Hannus erzogen hat, entflieht er eines Tages aus seinem goldenen Palaste auf einem mit zwei fliegenden Drachen bespannten Wagen. Ein alter Baumstamm wäre gar zu prosaisch. Unter dem schönen Himmel von Durtinianum angekommen und durch den Anblick dieses lieblichen Geländes verführt, schlägt er hier seinen Wohnsitz auf und macht das Land zum Schauplatze seiner Verbrechen. Lauter Verbrechen, das wäre gar zu schauerlich, weßhalb einige sinnreich erdachte verliebte Abenteuer damit zu verflechten sind. Mithin muß die Schäferin Alcippe eines Tages mit ihren Lämmchen in einem Rosen- und Myrtenhain spazieren gehen. Der Riese Hannus erblickt sie und verliebt sich alsbald. Allein die schöne Alcippe liebt bereits den schönen Lycidas, welcher Offizier ist und daselbst in Garnison liegt. Hiedurch Eifersucht des Riesen auf den Offizier, des Offiziers auf den Riesen, allerhand Ränke, List und Streit, Ohnmachten, Zweikämpfe, Entführungen, und eine Menge allerliebster Geschichten, durch welche die Gräuelthaten des Riesen Hannus verzuckert und für den zarten Geschmack des schönen Geschlechts genießbar gemacht würden, und ich wette meine polnischen Stiefel gegen ein Paar Holzschuhe, daß ein solcher Roman, aus der Feder der geistreichen Scudery geflossen, alle Damen in Kopenhagen toll machen würde."

Schuhmacher, der auf das ganze Gesalbader nicht geachtet hatte, faßte den Namen Kopenhagen auf und sagte: „Kopenhagen? Was gibt es Neues zu Kopenhagen?"

„Nichts, so viel ich weiß," antwortete der Lieutenant, „außer der Einwilligung des Königs zu der wichtigen Vermählung, von der man in diesem Augenblicke in beiden Königreichen spricht."

„Wie! Welche Vermählung?"

In diesem Augenblicke trat Ordener in den Garten. Die Anwesenheit des unberufenen Lieutenants setzte die Gesellschaft in Verlegenheit und führte ein ziemlich langes Stillschweigen herbei.

„Bei der Schleppe des königlichen Mantels," rief der Lieutenant lachend aus, „das ist ein Schweigen, welches ganz demjenigen der gallischen Senatoren gleicht, als der Römer Brennus ... Ich weiß auf Ehre nicht mehr recht, wer Römer oder Gallier, Senator oder Feldherr war. Doch gleichviel. Erzählen Sie dem alten Herrn da, was es Neues zu Kopenhagen gibt. Ich wollte ihn eben von der hohen Vermählung unterhalten, welche in diesem Augenblicke Meder und Perser beschäftigt."

„Welche Vermählung?" fragten Ordener und Schuhmacher zugleich.

„Aus dem Schnitt Ihrer Kleider, Herr Frembling," rief der Lieutenant, in die Hände klopfend, „habe ich bereits geahnt, daß Sie aus irgend einer andern Welt gekommen sein müssen. Diese Frage gibt mir Gewißheit darüber. Sie sind ohne Zweifel gestern in einem mit Drachen bespannten Feenwagen an den Ufern der Nidder gelandet, denn wenn Sie durch Norwegen gereist wären, hätten Sie doch von der berühmten Vermählung zwischen dem Sohn des Vicekönigs und der Tochter des Großkanzlers hören müssen."

Schuhmacher wandte sich zu dem Lieutenant: „Wie! Ordener Guldenlew heirathet Ulrike Ahlefeldt?"

„So ist es, und zwar wird das geschehen, ehe noch die Hälfte zu Kopenhagen aus der Mode kommen."

„Friedrich Guldenlews Sohn muß jetzt etwa zweiundzwanzig Jahre alt sein, denn ich erfuhr seine Geburt, nachdem ich etwa ein Jahr in der Citadelle von Kopenhagen saß. Mag er sich jung heirathen," fuhr Schuhmacher mit einem bittern Lächeln fort; „wenn er in Ungnade fällt, wird man ihm doch nicht minder den Vorwurf machen, daß er nach dem Kardinalshut getrachtet habe."

Der Lieutenant verstand die Anspielung nicht, welche der gefallene Günstling auf sein eigenes Unglück machte.

„Das gewiß nicht," rief er lachend, „der Baron Ordener wird Graf, Oberst und Ritter vom Elephantenorden, was Alles mit dem Kardinalshut sich nicht verträgt."

„Desto besser," sagte Schuhmacher. „Vielleicht wird man eines Tags aus seinem Ordensband ein Halsband machen, die Grafenkrone auf seiner Stirne zerbrechen und ihm die Epauletten ins Gesicht werfen."

Ordener ergriff des Alten Hand: „Sprechen Sie nicht den Fluch über das Glück eines Feindes aus, ehe Sie wissen, ob dieses Glück auch ein Glück für ihn ist."

„Je nun," fiel der Lieutenant ein, „was liegt dem Baron Thorwick an diesen Verwünschungen?"

„Mehr vielleicht, als Sie glauben," erwiderte Ordener. „Uebrigens," fügte er nach einer Pause hinzu, „ist Ihre berühmte Heirath noch nicht so gewiß, als Sie denken."

„Fiat quod vis," versetzte der Lieutenant mit einer ironischen Verbeugung. „Der König, der Vicekönig und der Kanzler wünschen und wollen zwar diese Heirath, weil sie aber dem fremden Herrn da mißfällt, so wird ohne Zweifel trotz des Königs, des Vicekönigs und des Kanzlers nichts daraus werden."

„Da können Sie vielleicht Recht haben," sagte Ordener trocken.

„Das ist gar zu spaßhaft," rief der Lieutenant aus, und

lachte wie toll. „Wenn doch nur der Baron Thorwick hier wäre, um zu hören, wie dieser fremde Prophet über seine Zukunft verfügt! Es scheint mir jedoch, mein gelehrter Herr, daß Ihr Bart noch nicht lang genug ist, um ein großer Zauberer zu sein."

„Herr Lieutenant," antwortete Ordener kalt, „ich glaube nicht, daß Ordener Guldenlew eine Frau heirathet, ohne sie zu lieben."

„Und wer sagt Ihnen, mein Herr vom grünen Mantel, daß der Baron Ordener Guldenlew die Gräfin Ulrike von Ahlfeld nicht liebt?"

„Und wer sagt Ihnen," frage ich, „daß er sie liebt?"

Hier wurde der Lieutenant durch die Lebhaftigkeit des Gesprächs hingerissen, eine Thatsache zu behaupten, welcher er nicht gewiß war: „Wer es mir sagt, daß er sie liebt? Eine spaßhafte Frage! Es thut mir leid um Ihre Prophetengabe, aber Jedermann weiß ja, daß diese Vermählung sowohl eine Neigungs- als eine Convenienzheirath ist."

„Wenn Jedermann es weiß, so weiß ich wenigstens es nicht."

„Sie also ausgenommen! Was liegt daran? Sie werden dadurch nicht hindern, daß der Sohn des Vicekönigs in die Tochter des Großkanzlers verliebt ist."

„Verliebt?"

„Ganz toll verliebt!"

„Er müßte allerdings toll sein, wenn er in sie verliebt wäre."

„Vergessen Sie nicht, von wem und mit wem Sie reden. Sollte man nicht meinen, der Sohn des Vicekönigs dürfte sich nicht in eine Dame verlieben, ohne zuvor diesen Bauer da um Erlaubniß zu bitten?"

Mit diesen Worten erhob sich der Offizier. Ordeners Augen blitzten.

Ethel trat zu ihm: „Ruhig, um Gottes Willen! Was liegt uns daran, ob der Sohn des Vicekönigs die Tochter des Kanzlers liebt?"

Ordener beruhigte sich. Der Lieutenant nahm seine alte muntere Laune wieder an.

„Das Fräulein," rief er aus, „spielt mit unendlicher Grazie die Rolle der Sabinerinnen. Meine Worte waren nicht abgemessen genug; ich hatte vergessen, daß zwischen uns ein Band der Ritterlichkeit besteht, das uns verbietet, uns gegenseitig zu reizen. Ritter, Ihre Hand! Gestehen Sie ebenfalls, daß Sie vergessen hatten, daß Sie von dem Sohne des Vicekönigs mit seinem künftigen Schwager, dem Lieutenant Ahlfeldt, sprachen."

Schuhmacher, der bisher gleichgültig zugehört hatte, sprang von seinem steinernen Sitze auf und stieß einen Schrei des Abscheus aus.

„Ahlfeldt! Ein Ahlfeldt vor meinen Augen!" rief er aus. „Fort Schlange! Warum erkannte ich nicht an dem Sohne die Züge seines schändlichen Vaters! Laßt mich in Ruhe in meinem Kerker, ich bin nicht zu der Strafe verurtheilt, Euch zu sehen! Jetzt fehlte mir nur noch der Sohn jenes Guldenlew neben diesem Ahlfeldt! Feige Verräther! Am Ende kommen sie noch selbst, sich an meinem Jammer zu ergötzen! Abscheuliches Geschlecht! Fort von mir, Du Sohn Ahlfeldts!"

Der Lieutenant, der im Anfang bestürzt war, ging bald zum Zorn über. „Willst Du schweigen, alter Narr! Willst Du aufhören, Deine teuflischen Litaneien zu singen!"

„Fort," rief Schuhmacher, „und nimm meinen Fluch mit Dir, meinen Fluch über Dich und das elende Geschlecht der Guldenlew, das sich dem Deinigen vermählen will!"

„Zum Teufel! Doppelte Beschimpfung! . . ."

Ordener hielt den Lieutenant, der ganz außer sich war.

„Lieutenant," sagte er ruhig, „Ihr Feind ist ein Greis. Wir haben uns bereits Genugthuung zu geben, ich nehme auch die Beleidigungen des Gefangenen auf mich."

„Meinetwegen, Sie machen eine doppelte Schuld ab," er-

wiederte der Lieutenant. „Das wird ein Kampf auf Leben und Tod werden, denn ich habe meinen Schwager und mich selbst zu rächen. Vergessen Sie nicht, daß Sie mit meinem Handschuh auch den für Ordener Guldenlew aufheben.“

„Lieutenant Ahlfeldt,“ sagte Ordener, „Sie führen die Sache der Abwesenden mit edelmüthiger Hitze. Bedenken Sie, daß ein unglücklicher Greis, dem das Unglück einiges Recht gibt, ungerecht zu sein, auch Mitleid verdient.“

Ahlfeldt gehörte zu den Menschen, bei denen man durch Lob eine Tugend wecken kann. Er drückte Ordeners Hand und trat auf Schuhmacher zu, der, durch seine Entrüstung erschöpft, auf den Stein zurück in die Arme seiner trostlosen Tochter gesunken war.

„Herr Schuhmacher,“ sagte der Offizier, „Sie haben Ihr Alter mißbraucht, und ich war vielleicht im Begriff, meine Jugend zu mißbrauchen, wenn Sie nicht einen Verfechter gefunden hätten. Ich bin diesen Morgen zum letzten Mal in Ihr Gefängniß gekommen, um Ihnen anzukündigen, daß Sie, laut besondern Befehls des Vicekönigs, von nun an in dem Ihnen angewiesenen Raume frei und unbewacht bleiben können. Empfangen Sie diese erfreuliche Nachricht aus dem Munde eines Feindes.“

„Gehen Sie!“ sagte der alte Gefangene mit dumpfer Stimme.

Der Lieutenant verbeugte sich und ging, innerlich vergnügt, einen beifälligen Blick Ordeners erlangt zu haben.

Schuhmacher blieb eine Zeitlang in Gedanken versunken; dann warf er einen Blick auf Ordener und fragte: „Nun?“

„Herr Graf, Dispolsen ist ermordet.“

Das Haupt des Greises sank auf seine Brust herab.

Ordener fuhr fort: „Sein Mörder ist ein berüchtigter Räuber, Han der Isländer.“

„Han der Isländer!“ sagte Schuhmacher.

„Han der Isländer!“ wiederholte Ethel.

„Er hat den Hauptmann beraubt,“ fuhr Ordener fort.

„Haben Sie,“ fragte der Greis, „von keiner kleinen eisernen Büchse, die mit dem Greiffenfeldischen Wappen versiegelt war, etwas vernommen?“

„Nein, Herr Graf!“

Schuhmacher stützte seine Stirne in beide Hände.

„Ich werde Ihnen diese Büchse verschaffen, verlassen Sie sich darauf. Der Mord ist gestern Morgen geschehen, Han ist nach Norden geflohen. Ich habe einen Führer, der seine Schlupfwinkel kennt, und ich selbst habe oft die Berge von Drontheimhus durchstrichen. Ich werde den Räuber auffinden.“

Ethel erbleichte. Schuhmacher stand auf, sein Blick hatte etwas Freudiges; er schien vergnügt, noch Tugend unter den Menschen zu finden.

„Edler Ordener, leben Sie wohl!“ sprach der Greis feierlich, hob die Hand gen Himmel und verschwand im Gebüsche.

Als Ordener sich umwandte, fiel sein erster Blick auf Ethel. Die Jungfrau saß auf dem von Moos gebräunten Felsstück, bleich wie ein Marmorbild auf einem schwarzen Fußgestell.

„Gerechter Gott!“ rief er aus. „Was ist Dir?“

„Ordener,“ erwiederte sie mit zitternder Stimme, „wenn Du mich liebst, wenn ich Dir theuer bin, wenn Du meinen Tod nicht willst, so gib diesen thörichten Vorsatz auf, ich beschwöre Dich im Namen des Himmels, bleib! Suche diesen Räuber, diesen Dämon nicht auf! Warum willst Du ohne Grund Dein Leben aufs Spiel setzen?“

„Du machst Dir unnöthige Unruhe, meine Ethel! Der Himmel wird mit mir sein, und ich suche nicht ohne Grund diesen Räuber auf; es geschieht für Euch, diese eiserne Büchse enthält....“

„Was soll mir diese eiserne Büchse, mag sie enthalten, was sie will, wenn sie Dein Leben in Gefahr bringt!“

„Warum denkst Du denn, daß mein Leben in Gefahr sei?"

„Ha! Du kennst diesen Han, diesen höllischen Geist nicht! Weißt Du, welches Ungethüm Du aufsuchst? Weißt Du, daß er über alle Mächte der Finsterniß gebietet? Daß er Berge umstürzt und Städte verwüstet? Daß unterirdische Höhlen unter seinem Fußtritt einbrechen? Daß sein Hauch die Leuchtthürme auf dem Felsen auslöscht? Und diesem von der Macht der Hölle beschützten Riesen willst Du entgegentreten?"

„Beruhige Dich, liebe Ethel, man hat Dir die Macht und Stärke dieses Räubers viel zu übertrieben geschildert. Er ist ein Mensch wie ein anderer; er gibt den Tod und empfängt ihn."

„Du willst mir also nicht folgen? Was soll aus mir werden, wenn Du ferne bist, wenn ich Dich von Gefahr zu Gefahr irrend weiß? Gewiß, Du kennst dieses Ungeheuer nicht, es hat ganze Bataillone vernichtet."

„Beste Ethel, ich muß. Es handelt sich um Euer Glück, um Euer Vermögen ...."

„Was liegt an meinem Glück, an meinem Vermögen?"

„Ethel, es handelt sich um das Leben Deines Vaters."

„Um das Leben meines Vaters?" rief sie erbleichend aus.

„Ja, dieser Räuber, den wahrscheinlich Deines Vaters Feinde gedungen haben, hat dem Hauptmann Dispolsen Papiere abgenommen, an denen Deines Vaters Leben hängt. Diese Papiere will ich ihm wieder abnehmen, und sollte ich sie mit meinem Blute bezahlen."

„Um meines Vaters Leben!" wiederholte die trostlose Jungfrau, wandte dann langsam die Augen auf Ordener und sprach: „Was Du thun willst, ist fruchtlos, aber thue es!"

„Edelmüthige Tochter!" rief der Jüngling begeistert aus und faßte ihre Hand. „Der Himmel wird mich schützen, ich kehre bald zurück, um Dich nie mehr zu verlassen. Ich will der Retter Deines Vaters werden und verdienen, sein Sohn zu sein."

„Gehe, mein Ordener, und wenn Du nicht wiederkehrst, wird auch mich der Schmerz tödten. Diesen Trost habe ich."

Sie verließen Hand in Hand den Garten. Unter der Pforte schnitt Ethel eine ihrer schwarzen Locken ab und gab sie Ordener.

„Ordener," sprach sie, „denke an mich, ich will für Dich beten!"

X.

Nach einer schlaflosen Nacht lag die Gräfin von Ahlefeldt auf dem Sopha, gepeinigt von dem bittern Nachgeschmack unreiner Freuden. Sie dachte an diesen Musdoemon, der ihr einst in so verführerischem Lichte erschienen war, und den sie jetzt so abscheulich fand. Das unglückliche Geschöpf weinte, nicht aus Reue, sondern aus Verdruß. Das Laster hatte sie geflohen, sie nicht das Laster. Ihre Thränen gewährten ihr nicht den Trost, den der Tugendhafte darin findet. Jetzt öffnete sich die Thüre und Musdoemon trat mit ihrem Sohne Friedrich ein.

„Wie kommen denn Sie hieher, Mutter?" rief der Lieutenant. „Ich glaubte Sie zu Bergen. Ist es jetzt bei unsern Damen Mode geworden, wie fahrende Ritter durch das Land zu ziehen?"

Die Gräfin umfing ihren Friedrich mit zärtlichen Umarmungen, die er, wie alle verwöhnten Kinder, ziemlich kalt erwiderte. Dies war vielleicht die empfindlichste aller Strafen für die unglückliche Mutter. Friedrich war ihr Liebling, das einzige Wesen auf der Welt, an dem sie mit uneigennütziger Liebe hing.

„Es freut mich, lieber Sohn," sagte sie, „daß Du sogleich zu mir geeilt bist, nachdem Du meine Anwesenheit in Drontheim erfahren hattest."

„Sie irren sich, Mama! Ich wußte gar nicht, daß Sie hier sind. Die Langeweile plagte mich in der Festung, ich ging in die Stadt, begegnete Musdoemon, und der hat mich hieher geführt."

Die arme Mutter stieß einen Seufzer aus.

„Apropos, Frau Mutter," fuhr Friedrich fort, „es ist eben recht, daß Sie hier sind. Sie werden mir sagen können, ob Rosa zu Kopenhagen noch immer in der Mode ist. Haben Sie nicht vergessen, mir eine Flasche Haaröl mitzubringen? Den zuletzt übersetzten französischen Roman, meine goldenen Borten und die kleinen Lockenkämmchen werden Sie hoffentlich auch mitgebracht haben? . . ."

Das unglückliche Weib hatte ihrem Sohne nichts mitgebracht, als die einzige Liebe, welche sie für irgend Jemand auf der Welt fühlte.

„Mein lieber Sohn, ich war krank, und meine Schmerzen haben mich gehindert, an das zu denken, was Dir Freude macht."

„Krank! Es freut mich, daß Sie sich wieder wohl befinden. Apropos, was macht meine Meute normännischer Hunde? Ich wette darauf, daß man vergessen hat, mein niedliches Aeffchen jeden Abend in Rosenwasser zu baden, und meinen Papagei, den werde ich am Ende todt finden . . . . Wenn ich abwesend bin, nimmt sich Niemand des armen Thieres an."

„Deine Mutter, mein Sohn, denkt wenigstens an Dich," sagte die Gräfin mit zitternder Stimme.

Selbst der Engel mit dem feurigen Schwerte, der die Sünder aus dem Paradiese treibt, würde in diesem Augenblicke mit der unglücklichen Mutter Mitleid gehabt haben. Musdoemon lachte höhnisch in einem Winkel des Zimmers.

„Herr Friedrich," sagte er, „wozu dieses Haaröl, und diese Bänder, und diese Borten, und all dieses schwere Geschütz der Liebe, wenn das einzige weibliche Herz, das Munckholms Mauern einschließen, unbezwinglich ist?"

„Fürwahr, das ist sie!“ erwiederte Friedrich lachend. „Ich habe von dieser Festung abziehen müssen, jetzt ist sie unüberwindlich, und ich fordere den General Schack selbst auf, sie zu nehmen. Wie soll man auch eine Festung überrumpeln, in der das ganze Jahr nichts decouvrirt ist, wo alle Posten immer besetzt sind? Halskrause bis an das Kinn, Aermel bis auf die Finger! Und in diesem Fort, mein lieber Lehrmeister, hält die Schamhaftigkeit Wache.“

„Wirklich!“ sagte Musdoemon. „Nun, so muß die Liebe die Schamhaftigkeit zur Uebergabe zwingen.“

„Vergebliche Mühe! Die Liebe hat sich allerdings in den Platz eingeschlichen, aber sie dient der Schamhaftigkeit als Verstärkung.“

„Das ist etwas Nagelneues. Wenn Sie geliebt sind ....“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich geliebt sei?“

„Und wer denn?“ riefen Musdoemon und die Gräfin zugleich aus.

Als eben Friedrich antworten und die nächtliche Scene schildern wollte, fiel ihm das gegebene Ehrenwort ein.

„Wahrhaftig ....“ sagte er, „ich weiß in der That nicht, wer ... irgend ein gemeiner Mensch ... ein Lehensmann ...“

„Irgend ein Soldat der Besatzung?“ sagte Musdoemon lachend.

„Wie, mein Sohn!“ rief die Gräfin aus, „sie liebt einen Bauern, einen Lehensmann? Weißt Du das gewiß? Das wäre nicht zu bezahlen.“

„Freilich weiß ich es gewiß; es ist aber kein Soldat der Besatzung. Ich weiß so gewiß, daß sie liebt, daß meine längere Verbannung in dieses verfluchte Schloß jetzt überflüssig ist.“

Der Gräfin Augen leuchteten vor Schadenfreude: „Du mußt uns das noch ausführlicher erzählen, mein Sohn. Im Uebrigen wundere ich mich nicht darüber, eine Bauerndirne kann nur

einen Bauern lieben. Inzwischen verwünsche dieses Schloß nicht, in welchem Du zum erstenmal eine unserer Familie so werthe Person gesehen hast."

„Wie, Mutter, welche Person?" fragte der Lieutenant verwundert.

„Keinen Scherz, mein Sohn! Hat Dir gestern Niemand die Aufwartung gemacht? Du siehst, ich weiß davon."

„Mehr als ich, wie es scheint. Der Teufel soll mich holen, wenn ich gestern ein fremdes Gesicht gesehen habe!"

„Wie, Friedrich, Du hast Niemand gesehen?"

„Niemand, Mutter!"

„Wie! Ist nicht gestern Abend der Sohn des Vicekönigs nach Munckholm gekommen?"

Der Lieutenant wollte sich vor Lachen ausschütten: „Der Sohn des Vicekönigs! Sie träumen oder wollen mich zum Besten haben."

„Weder das eine, noch das andere. Wer hatte denn gestern die Wache?"

„Ich selbst, Mama!"

„Und Du hast den Baron Ordener nicht gesehen?"

„Nein, sage ich Ihnen!"

„Er konnte ja das Incognito beobachten, Du kennst ihn ja nicht, da er zu Drontheim erzogen worden ist. Du kennst seine Grillen, er kann einen falschen Namen angenommen haben. Hast Du in der That gar Niemand gesehen?"

Friedrich schwankte einen Augenblick. Sein Ehrenwort fiel ihm ein. „Nein!" rief er, „Niemand!"

„In diesem Falle ist also der Baron nicht nach Munckholm gegangen."

Musdoemon hatte aufmerksam zugehört. Er unterbrach jetzt die Gräfin.

„Erlauben Sie, gnädige Gräfin! Wie heißt der Bauer, gnädiger Herr, der Schuhmachers Tochter liebt?"

„Ich weiß es nicht ... oder vielmehr ... Ja, ich weiß es nicht."

„Und wie wissen Sie denn, daß sie einen Bauern liebt?"

„Habe ich gesagt einen Bauern? Ja, richtig einen Bauern ..."

Des Lieutenants Verlegenheit stieg. Er suchte ihr durch einen raschen Entschluß zu entgehen.

„Meiner Treu, Herr Musdoemon, und Sie, gnädige Mama, wenn die Narrheit der Verhöre jetzt Mode ist, so machen Sie sich das Vergnügen, einander selbst zu verhören! Was mich betrifft, so will ich nicht länger verhört sein."

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und verschwand. Die Beiden erschöpften sich in Vermuthungen.

Friedrich eilte in den Hof, denn er hörte Musdoemons Stimme, die ihn zurückrief, schwang sich aufs Pferd und sprengte dem Hafen zu.

Unterwegs dachte er über die Sache: Wenn es Ordener Guldenlew war, dann gute Nacht, meine arme Ulrike ... doch nein! Wer wird denn so einfältig sein, die arme Tochter eines Staatsgefangenen der reichen Tochter eines allmächtigen Ministers vorzuziehen! Ein solcher Narr lebt nicht auf der Welt. Mithin könnte die Liebe zu Schuhmachers Tochter höchstens eine vorübergehende Neigung sein, und nichts hindert, neben der Frau eine Maitresse zu halten; das gehört sogar zum guten Ton. Doch nein! Es ist nicht Ordener, der Sohn des Vicekönigs würde nicht in einem abgetragenen Rocke und mit einer schwarzen Feder ohne Diamantschnalle, die von Wind und Wetter gefegt ist, einhergehen! Und dieser große Mantel, aus dem man ein Zelt machen könnte! Und die Haare ohne Frisur und ohne Kamm! Und diese mit Koth bespritzten Stiefel mit eisernen Sporen! Das ist nicht der Sohn des Vicekönigs. Der Baron von Thorwick ist Ritter des Danebrogordens; dieser Fremde hat nichts an sich, was von weitem einem Orden gleich sieht. Wenn

ich Ritter wäre, so würde ich das Ordensband am Schlafrock tragen. Er weiß nichts von dem neuesten Roman der geistreichen Scudery. Das ist nicht der Sohn des Vicekönigs.

XI.

„Was gibt es? Was willst Du, Paul? Wer hat Dich kommen heißen?"

„Euer Excellenz vergessen, daß Sie mich eben selbst gerufen haben."

„Richtig," sagte der General. „Hm! Gib mir diese Mappe da."

Paul reichte dem Gouverneur die Mappe dar, nach der er nur den Arm hätte ausstrecken dürfen, um sie selbst zu nehmen.

Der Gouverneur blätterte mit zerstreuter Miene in einigen Papieren.

„Paul, ich wollte Dich auf diesem... Wie viel Uhr ist es?"

„Sechs Uhr," erwiederte der Bediente dem General, vor dessen Augen eine Uhr hing.

„Ich wollte Dich fragen... Was gibt es Neues im Hause?"

„Nichts, als daß ich immer noch auf meinen Herrn warte, und ich sehe, daß Euer Excellenz wegen seines Ausbleibens auch besorgt sind."

„Ich, besorgt! Ich weiß, warum er abwesend ist... ich erwarte ihn noch nicht."

„Der General Levin von Knud hielt so sehr auf sein Ansehen, daß er es für gefährdet hielt, wenn ein Untergebener einen seiner geheimen Gedanken nur hätte errathen können. Er wollte nicht wissen lassen, daß Ordener ohne seinen Befehl gehandelt habe."

„Paul," fuhr er fort, „Du kannst gehen."

Der Diener ging.

„In der That," sagte der General mißmuthig für sich, „er mißbraucht mich, dieser Ordener. Wenn man den Bogen zu stark spannt, bricht er. Mich eine schlaflose Nacht zubringen lassen! Den General Levin den Spöttereien einer Kanzlerin und den Vermuthungen eines Reitknechtes aussetzen! Und Alles das um einem alten Feinde die ersten Umarmungen zu bringen, die er einem alten Freunde schuldig ist! Ordener! Ordener! Launenhaftigkeit ist nicht die wahre Freiheit. Er soll nur kommen, ich will ihm tüchtig den Kopf waschen!"

In diesem Augenblicke rief eine wohlbekannte Stimme: „Mein edler Vater!"

Ordener lag in den Armen des Generals.

„Ordener, lieber Ordener!" rief dieser freudig aus. „Wie glücklich bin ich, daß Du da bist! . . ."

Plötzlich hielt der alte Herr inne und fuhr dann in anderem Tone fort: „In der That, ja es freut mich, daß Du so Herr Deiner Gefühle bist. Ohne Zweifel wolltest Du Dir eine Büßung auflegen, daß Du vierundzwanzig Stunden zugebracht hast, ohne mich zu besuchen."

„Mein Vater, Sie haben mir oft selbst gesagt, daß ein unglücklicher Feind einem glücklichen Freunde vorgehe. Ich komme von Munckholm."

„Allerdings, Du hast Recht, wenn im Verzuge Gefahr liegt, aber Schuhmachers Zukunft . . ."

„Ist ärger bedroht als je, mein Vater! Ein schändliches Complot ist gegen diesen Unglücklichen angesponnen. Menschen, die seine geborenen Freunde sind, wollen ihn verderben. Ein Mann, der sein geborener Feind ist, wird ihn zu retten wissen."

„Ganz wohl, lieber Ordener," erwiederte der General, dessen Gesicht immer freundlicher geworden war. „Aber was sagst Du da? Welche Menschen? Welche Umtriebe? Schuhmacher steht unter meinem Schutze."

„Welche Umtriebe! Welche Menschen! In wenigen Tagen werde ich Alles erforscht haben, und dann sollen Sie das Ganze erfahren. Ich muß diesen Abend wieder abreisen."

„Wie! Du willst nur so kurze Zeit bleiben! Und wohin gehst Du, warum willst Du fort, mein lieber Sohn?"

„Sie haben mir schon mehr als einmal erlaubt, eine gute That im Stillen zu thun."

„Allerdings, mein Sohn! Ist Deine Abreise aber auch so dringend nothwendig, und bedenke, welche große Angelegenheit Dich zurückhalten sollte! ...."

„Mein Vater hat mir einen Monat Bedenkzeit gegeben, diesen verwende ich zum Nutzen eines Andern. Gute That gibt guten Rath. Bei meiner Rückkunft werden wir weiter sehen."

„Wie! Mißfällt Dir etwa diese Heirath? Ulrike Ahlfeldt soll sehr schön sein. Hast Du sie gesehen?"

„Ja, und sie scheint mir wirklich schön."

„Nun denn?" sagte der Gouverneur.

„Sie wird mein Weib nicht," erwiederte Ordener.

Dieses kalte entschiedene Wort traf den General wie ein Donnerschlag. Der Verdacht der hochmüthigen Gräfin kam ihm ins Gedächtniß zurück.

„Ordener," sagte er mit Kopfschütteln, „Ordener, der alte Gefangene hat eine Tochter!"

„Davon eben wollte ich mit Ihnen sprechen, mein Vater! Ich bitte Sie um Ihren Schutz für dieses schwache, unglückliche Wesen."

„Du bittest sehr lebhaft," sagte der General ernst.

Ordener faßte sich: „Ich bitte für eine unglückliche Gefangene, der man die Unschuld rauben will."

„Die Unschuld! Bin denn ich nicht mehr Gouverneur? Ich weiß nichts von all diesen Gräueln. Erkläre Dich näher."

„Mein edler Vater! Schuhmachers Leben ist durch ein höllisches Complot bedroht..."

„Das wird ernsthaft, welche Beweise hast Du dafür?"

„Der älteste Sohn einer mächtigen Familie ist in diesem Augenblicke zu Munckholm; er ist dort in der Absicht, die Gräfin Ethel zu verführen ... er hat es mir selbst gesagt."

Der General wich drei Schritte zurück.

„Mein Gott! die arme Verlassene!" rief er aus. „Ordener! Schuhmacher und seine Tochter stehen unter meinem Schutze. Wer ist dieser Elende? Wie heißt die Familie?"

„Ahlfeldt."

„Ahlfeldt!" rief der alte General aus. „Jetzt ist mir Alles klar. Friedrich von Ahlfeldt ist zu Munckholm. Und an diese Race will man Dich verkuppeln, mein edler Ordener! Jetzt wundere ich mich nicht mehr über Deinen Widerwillen."

Der Greis blieb eine Zeitlang mit verschränkten Armen stehen, dann trat er auf Ordener zu und drückte ihn an seine Brust: „Du kannst gehen. Ich bleibe der Beschützer jener Unglücklichen. Geh und handle. Diese höllische Gräfin von Ahlfeldt ist hier."

In diesem Augenblicke öffnete der Thürsteher das Zimmer: „Die gnädige Gräfin von Ahlfeldt!"

Ordener wich unwillkürlich in einen Winkel des Zimmers zurück. Die Gräfin stürmte herein, ohne ihn zu bemerken.

„Herr General," rief sie, „Ihr Zögling treibt sein Spiel mit Ihnen; er war nicht zu Munckholm."

„Wirklich!" sagte der General.

„Allerdings! Mein Sohn Friedrich hatte gestern die Wache, und hat Niemand gesehen."

„Wirklich, gnädige Frau?" wiederholte der General.

„Mithin," fuhr die Gräfin mit einem triumphirenden Lächeln fort, „warten Sie nicht mehr auf Ihren Ordener."

„In der That warte ich auch nicht mehr auf ihn," sagte der General ernst und kalt.

„Ich glaubte, wir seien allein," sagte die Gräfin, die sich umgewendet hatte. „Wer ist . . ."

Ordener verbeugte sich.

„In der That," fuhr sie fort . . . „ich habe ihn nur einmal gesehen . . . aber . . . ohne diese Kleidung . . . wäre er der Sohn des Vicekönigs?"

„Er ist es, gnädige Gräfin!" sagte Ordener und verbeugte sich zum zweitenmal.

Die Gräfin lächelte.

„Wenn es so ist, so erlauben Sie einer Dame, die Ihnen bald näher angehören wird, zu fragen, wohin Sie gestern gegangen sind, Herr Graf?"

„Herr Graf! Ich hoffe nicht, daß ich so unglücklich gewesen bin, bereits meinen Vater zu verlieren, Frau Gräfin!"

„Dieser Sinn liegt nicht in meiner Rede. Besser ist es, Graf zu werden durch den Gewinn einer Gattin, als durch den Verlust eines Vaters."

„Das Eine taugt nicht viel mehr, als das Andere."

Die Gräfin wurde durch diese Antwort ein wenig in Verlegenheit gesetzt, war aber gewandt genug, um ihre scherzhafte Seite aufzufassen, und brach in ein lautes Lachen aus.

„Richtig," rief sie aus, „man hat nicht gelogen, seine Bildung ist etwas wilder Art. Sie wird sich inzwischen mit den Geschenken der Damen vertraut machen, wenn Ulrike Ahlfeldt ihm die Kette des Elephantenordens um den Hals schlingen wird."

„In der That, eine wirkliche Kette!" sagte Ordener.

„Wir werden noch erleben, General," fuhr die Gräfin fort, deren Lachen etwas peinlich wurde, „daß Ihr unlenksamer Zögling auch seinen Rang als Oberst einer Dame nicht wird verdanken wollen."

„Sie haben Recht, gnädige Gräfin," erwiederte Ordener; „ein Mann, der ein Schwert an der Seite trägt, müßte sich schämen, seine Epauletten von einem Unterrock anzunehmen."

Das Gesicht der Gräfin verfinsterte sich ganz und gar.

„Ho! Ho! Woher kommt denn der Herr Baron? Ist es denn wirklich wahr, daß Seine Ritterlichkeit nicht zu Munckholm gewesen ist?"

„Gnädige Gräfin, ich pflege nicht alle Fragen zu beantworten. Auf Wiedersehen, mein Vater!"

Er drückte dem General die Hand, verbeugte sich gegen die Gräfin und verließ das Zimmer.

XII.

Mit Einbruch der Nacht wanderten auf der engen und steinigen Straße von Drontheim nach Skongen, die bis zum Weiler Vygla längs dem Golf hinläuft, zwei Reisende. Beide waren in Mäntel gehüllt. Der eine ging festen Schrittes, aufrecht, mit erhobenem Haupt; unter seinem Mantel sah der unterste Theil eines Säbels hervor; eine Feder wehte auf seinem Haupt; der andere war etwas größer als sein Gefährte, aber mager und schmächtig; unter seinem Mantel ragte eine Art Höcker hervor, der von einem Schnappsack, den er darunter trug, herzurühren schien. Er hatte einen Knotenstock in der Hand, mit welchem er seinen schwankenden Gang unterstützte.

„Jetzt, junger gnädiger Herr," sagte der Letztere, „befinden wir uns auf dem Punkt, von dem aus man den Thurm von Vygla und die Kirchthürme von Drontheim zugleich erblickt. Vor uns, am Horizont, jene schwarze Masse dort ist der Thurm, hinter uns liegt die Hauptkirche von Drontheim."

„Ist Vygla weit von Skongen, Meister Spiagudry?“ fragte der Andere.

„Wir müssen zuvor noch Ordals passiren und werden Skongen nicht vor drei Uhr Morgens erreichen, gnädiger Herr!“

„Wie viel Uhr schlägt es eben?“ fragte Ordener weiter.

„Mein Gott, Herr! Sie machen mich zittern! Ja, es ist die Glocke von Drontheim, deren Töne uns der Wind zuführt. Das kündigt ein Gewitter an. Der Hauch des Nordwestwinds führt die Wolken herbei.“

„In der That, die Sterne hinter uns sind verschwunden.“

„Lassen Sie uns den Schritt verdoppeln, mein edler Herr! Das Gewitter naht, und vielleicht hat man in der Stadt bereits die Verstümmelung Gill Stadts wahrgenommen, und weiß, daß ich entflohen bin. Vorwärts in Gottes Namen!“

„Gerne, alter Herr! Ihr scheint schwer zu tragen: -gebt mir Euren Pack, ich bin jung und stark.“

„Nicht doch, edler Herr! Es ziemt dem Adler nicht, das Haus der Schildkröte zu tragen. Wer bin ich, daß Sie meinen Schnappsack tragen sollten!“

„Wenn er Euch aber zu schwer wird, alter Herr? Er scheint gewichtig. Was ist denn darin? Ihr seid eben gestolpert, es klingt ja wie Eisen.“

Spiagudry ging schnell vorwärts.

„Es klingt, gnädiger Herr! Nicht doch, Sie irren sich. Es ist nichts darin als Lebensmittel, Kleider . . . Oh! es ist gar nicht schwer.“

Der wohlwollende Vorschlag Ordeners schien Spiagudry einen bedeutenden Schrecken eingeflößt zu haben, den er zu verhehlen suchte.

„Nun,“ sagte Ordener, der dies nicht wahrnahm, „wenn der Pack Euch nicht beschwerlich ist, so behaltet ihn.“

Spiagudry, obwohl dadurch beruhigt, beeilte sich doch, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen.

„O, wie traurig ist es," sagte er seufzend, „in der Finsterniß der Nacht eine Straße als Flüchtling zu wandern, die man zur Tageszeit so angenehm als nützlich mit den Augen eines wissenschaftlichen Beobachters durchlaufen könnte! Links an den Ufern des Golfs findet man eine Menge Runensteine, auf denen man Buchstaben lesen kann, welche laut der Tradition Götter und Riesen hineingegraben haben. Rechts von uns hinter den Felsen, die den Weg begrenzen, breitet sich der salzige Sumpf von Skiold aus, der ohne Zweifel durch irgend einen unterirdischen Kanal mit dem Meer in Verbindung steht, weil man darin den See-Regenwurm antrifft, diese seltsame Fischgattung, welche, nach der von Ihrem unterthänigen Diener und Wegweiser gemachten Entdeckung, sich von Sand nährt. In dem Thurme von Vygla, dem wir uns jetzt nähern, hat der heidnische König Pharamund die Brüste der heiligen Etheldera, der glorreichen Märtyrerin, mit Holz vom wahren Kreuze Christi braten lassen. Inzwischen hat man, wie die Sage geht, vergebens versucht, diesen verfluchten Thurm in eine Kapelle zu verwandeln. Alle Kreuze, die man nach einander hineinsetzte, sind vom Feuer des Himmels verzehrt worden."

In diesem Augenblick erhellte ein furchtbarer Blitz den Golf, die Hügel und Felder umher. Die Wanderer standen still. Ein heftiger Donnerschlag folgte, dessen Echo in den Bergen wiederhallte. Der Himmel war ganz umwölkt; der Wind trieb schwarze Wolken vor sich her. In den obern Regionen hörte man den Sturmwind brausen; er war noch nicht bis zur Erde herniedergestiegen. Sonst war die Nacht still und schweigsam. Kein Laut ließ rings umher sich hören.

Plötzlich ertönte durch diese stürmische Stille nahe bei den

beiden Reisenden ein Brummen, wie von einem wilden Thier, das den Alten erbeben machte.

„Allmächtiger Gott!" rief er aus und faßte den Arm des jungen Mannes, „das ist das Lachen des Teufels in diesem Sturme, oder die Stimme des . . ."

Ein neuer Blitz, ein neuer Donnerschlag machten ihn verstummen. Das Gewitter brach jetzt mit Heftigkeit aus. Die beiden Wanderer hüllten sich dichter in ihre Mäntel.

„Alter Herr," sagte Ordener, „ich habe im Blitzstrahle rechts von uns den Thurm von Vygla gesehen. Wir wollen dort eine Zuflucht suchen."

„Eine Zuflucht in dem verfluchten Thurm!" rief Spiagudry voll Entsetzen aus. „Hilf Himmel! Dieser Thurm ist verlassen und unbewohnt."

„Desto besser, dann wird uns Niemand an der Thüre warten lassen."

„Bedenken Sie doch, welche entsetzliche That ihn entheiligt hat!"

„Nun, so wollen wir ihn durch unsere Gegenwart wieder heiligen. In einer solchen Nacht würde ich Gastfreundschaft in einer Räuberhöhle suchen. Vorwärts Alter!"

Ordener schlug, trotz Spiagudry's Widerspruch, den Weg zum Thurme ein, den ihm die häufigen Blitze in geringer Entfernung zeigten. Als sie näher kamen, erblickten sie ein Licht in einer der Oeffnungen des Thurmes.

„Ihr seht," sagte Ordener, „daß dieser Thurm nicht unbewohnt ist. Jetzt werdet Ihr ohne Zweifel beruhigt sein."

„Mein Gott! Mein Gott! Wo führen Sie mich hin? Bewahre mich der Himmel, daß ich in diesen Tempel der höllischen Geister trete!"

Sie waren jetzt am Thurme angelangt. Ordener schlug mit Macht an die Thüre.

„Seid ruhig, alter Herr," sagte er scherzend, „es ist gewiß irgend ein frommer Einsiedler in diese Wohnung des Teufels eingezogen, um sie wieder zu heiligen."

„Nein," rief Spiagudry mit Entsetzen aus, „nein, ich gehe nicht hinein! Der heilige Eremit könnte hier nicht wohnen, wenn er nicht eine der sieben Ketten Beelzebubs als Rosenkranz hätte."

Inzwischen war von Oeffnung zu Oeffnung ein Licht herabgestiegen, das man jetzt durch die Spalten der Thüre leuchten sah.

„Du kommst spät, Nychol!" rief eine heisere Stimme. „Man schlägt den Galgen um die Mittagsstunde auf, und man braucht nur sechs Stunden, um von Skongen nach Vygla zu kommen. Hat es denn noch mehr zu thun gegeben?"

Ein Weib öffnete die Thüre. Als sie zwei fremde Gesichter erblickte, stieß sie einen Schrei des Schreckens und der Drohung aus, während sie drei Schritte zurückwich.

Das Weib war von hoher Statur und trug eine eiserne Lampe in der Hand. Ihr falbes Gesicht und ihre ausgetrocknete, eckige Figur hatten etwas Leichenartiges an sich. Sie blickte finster aus hohlen Augen. Sie trug von der Hüfte an einen Scharlachrock, der bis auf ihre nackten Füße hinabreichte. Ihre fleischlose Brust war mit einem Männerwamms von gleicher Farbe halb bedeckt, dessen Aermel am Ellenbogen abgeschnitten waren. Der durch die offene Thüre hereindringende Wind spielte mit ihren grauen Haaren, die durch ein Netz von Baumrinde festgehalten waren. Ihr Gesicht erhielt dadurch einen noch wilderen Ausdruck.

„Gutes Weib," sagte Ordener, „der Regen fällt in Strömen, Ihr habt ein Dach und wir Geld."

Spiagudry zog ihn am Mantel und flüsterte ihm zu: „Was sagen Sie denn da? Was reden Sie von Geld? Wenn das nicht

die Wohnung des Teufels selbst ist, so ist es wenigstens die Höhle irgend eines Räubers. Unser Geld wird uns hier zum Verderben gereichen."

„Ruhig, Alter!" erwiederte Ordener, zog seine Börse und klimperte damit in die Ohren der Thurmbewohnerin.

Die Hexe des Thurms blickte sie mit stieren Augen an und sprach in hohlem Tone: „Fremdlinge, haben Euch Eure Schutzgeister verlassen? Was sucht Ihr hier bei den verfluchten Bewohnern des verfluchten Thurmes? Fremdlinge! Menschen haben Euch den Weg zu diesem Thurme nicht gezeigt. Sie hätten Euch gesagt: Lieber unter dem Blitze des Himmels, als am Heerde des Thurmes von Vygla! Der einzige Lebende, der hier aus und eingeht, betritt keine Wohnung anderer Sterblichen, er verläßt die Einsamkeit nur, um vor der strömenden Menge auf öffentlichem Platze zu erscheinen, er lebt nur für den Tod. Die Flüche der Menschen folgen ihm, er dient nur ihrer Rache, im Verbrechen ist sein Dasein. Und der elendeste Verbrecher wälzt von sich die öffentliche Verachtung auf ihn ab, und fügt noch die seinige hinzu. Ihr seid Fremdlinge, Ihr müßt es sein, denn Euer Fuß steht ohne Schauder auf der Schwelle dieses Thurms. Stört nicht länger die Wölfin und ihre Jungen! Kehrt auf den Pfad zurück, auf dem die Kinder der Menschen wandeln, und wenn Ihr nicht wollt, daß Eure Brüder Euch fliehen, so sagt ihnen nicht, daß die Lampe des Vyglathurmes Eure Gesichter bestrahlt habe."

Bei diesen Worten deutete die Thurmbewohnerin mit dem Finger auf die Thüre und trat auf die beiden Wanderer zu. Spiagudry zitterte an allen Gliedern. Ordener, der wegen der Geläufigkeit ihrer Zunge von den Reden der Alten wenig verstanden hatte, hielt sie für wahnsinnig und hatte übrigens keine Lust, sich dem Sturm, der noch eben so heftig raste, wieder auszusetzen.

„Ihr macht mich sehr begierig auf den seltsamen Bewohner dieses Thurmes, mein gutes Weib," sagte er scherzend, „und ich will die Gelegenheit nicht verlieren, eine so anziehende Bekanntschaft zu machen."

„Die Bekanntschaft mit ihm, junger Mensch, ist eben so schnell beendigt als gemacht. Wenn der böse Geist Euch dazu treibt, so ermordet einen Lebenden oder entweiht einen Todten."

„Einen Todten entweihen!" rief Spiagudry mit zitternder Stimme und verbarg sich im Schatten seines Gefährten.

„Man müßte ein Narr sein," sagte Ordener, „bei einem solchen Wetter die Reise fortzusetzen."

„Und ein größerer Narr," murmelte Spiagudry, „an einem solchen Orte Schutz zu suchen, das Wetter mag sein, wie es will."

„Unglückseliger!" rief die Hexe. „Weiche von der Schwelle dessen, der keine andere Pforte öffnet, als die des Grabes!"

„Und wenn es offen stände," erwiederte Ordener entschlossen. „Schließe die Thüre, Alte, denn der Wind weht kalt, und nimm dieses Gold! Ich führe ein Schwert an der Seite, das mir für mein Leben bürgt."

„Was soll ich mit Eurem Golde?" fuhr die Thurmbewohnerin fort. „Werthvoll in Euern Händen, wird es in den meinigen zu Blei. Bleibt denn für Euer Gold! Es kann ein Obdach öffnen gegen die Stürme des Himmels, vor der Verachtung der Menschen schützt es nicht. Bleibt, Ihr bezahlt die Gastfreundschaft theurer, als man das Haupt eines Menschen bezahlt. Gebt mir Euer Gold und wartet hier eine Weile. Zum erstenmal tragen menschliche Hände Gold, das nicht mit menschlichem Blute befleckt ist, in dieses Haus."

Die Alte stellte die Lampe auf den Boden, verriegelte die Thüre und verschwand unter dem Eingang einer finstern Treppe, die abwärts führte.

Spiagudry rief alle Heiligen an und verwünschte die Unklugheit seines Gefährten. Ordener nahm das Licht und leuchtete in dem runden Zimmer herum, worin sie sich befanden. Als er sich der Mauer näherte, schauderte er zurück, und der Alte, der ihm gefolgt war, rief leichenblaß aus: „Großer Gott! Ein Galgen!“

In der That war ein großer Galgen an die Mauer gelehnt.

„Und hier,“ fuhr Ordener fort, „Sägen, Ketten, Halsbänder, eiserne Zangen!“

„O, Herr im Himmel!“ rief Spiagudry. „Wo sind wir?“

Ordener fuhr ruhig fort: „Hier ein hänfener Strick, dort Glühöfen und Kessel; hier Peitschen mit stählernen Spitzen, dort ein Beil und ein Schwert!“

„Das ist die Rüstkammer der Hölle!“ sprach der zitternde Alte.

„Das sind freilich seltsame Geräthschaften! Ich bedaure meine Unklugheit, die Euch hiehergeführt hat, alter Herr!“

„Jetzt ist es zu spät!“ sagte Spiagudry, der mehr todt als lebendig war.

„Nur ruhig, ich bin da und mein Schwert auch!“

„Das wird viel helfen!“ murmelte der Alte zwischen den Zähnen.

Jetzt erschien die Thurmbewohnerin wieder und gab den Fremden ein Zeichen, ihr zu folgen. Sie ging mit der Lampe voran, und sie stiegen eine enge Treppe hinauf. Sie kamen oben in ein rundes Zimmer, wie das untere war. In der Mitte desselben brannte ein großes Feuer, dessen Rauch durch eine Oeffnung in der Decke hinauszog. Ein Bratspieß mit noch frischem Fleisch drehte sich an dem Feuer. Spiagudry wendete sich mit Abscheu weg.

„An diesem abscheulichen Herde,“ sagte er zu seinem Ge-

führten, „hat das Holz des wahren Kreuzes die Glieder einer Heiligen verzehrt."

In einiger Entfernung vom Feuer stand ein plumper Tisch. Das Weib lud die Reisenden ein, Platz daran zu nehmen.

„Fremdlinge," sagte sie, und setzte die Lampe vor sie hin, „das Nachtessen wird bald fertig sein, und mein Mann wird bald kommen, damit ihn nicht der Geist der Mitternacht, der um den verwünschten Thurm haust, durch die Lüfte davon führe."

Jetzt, beim Scheine des Lichts, konnte Ordener erst sehen, wie seltsam sich der furchtsame Spiagudry verkleidet hatte, um sich unkenntlich zu machen. Er hatte seine Kleider von Rennthierfell gegen eine ganz schwarze Kleidung vertauscht, die er im Spladgest von einem berühmten Grammatiker aus Drontheim ererbt hatte, welcher sich aus Verzweiflung darüber ersäufte, daß er den Grund nicht auffinden konnte, warum Jupiter im Genitiv mit Jovis declinirt wird. Seine Holzschuhe hatte er gegen ein paar weite Postillonsstiefel vertauscht, die ein Postknecht, den seine Pferde geschleift hatten, im Spladgest zurückließ. Er hätte darin keinen Schritt thun können, wenn sie nicht mit einem halben Bund Heu ausgestopft gewesen wären. Auf seinem Haupt trug er eine große Perrücke, von einem reisenden Franzosen ererbt, der in der Nähe von Drontheim ermordet worden war. Eines seiner Augen war mit einem Pflaster bedeckt, und das Gesicht hatte er sich mit einer Schminke bestrichen, die er von einer alten Jungfer an sich gebracht hatte, welche aus Liebe gestorben war. Ehe er sich setzte, nahm er das Paket, das er auf seinem Rücken trug, sorgfältig unter sich, wickelte sich in seinen alten Mantel, und seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Braten gerichtet, den die alte Hexe am Spieß hatte, und auf den er von Zeit zu Zeit Blicke voll unruhigen Entsetzens warf. Sein zahnloser Mund murmelte

von Zeit zu Zeit: „Menschenfleisch! ... Horrendas epulas! ... Anthropophagen! ... Gastmahl des Moloch! ... Nec pueros coram populo Medea trucidet! ... Wo sind wir? ... Druide! ... Irmensäule! ..."

Endlich rief er aus: „Gott sei Lob und Dank! Ich sehe einen Schwanz."

Ordener, der aufmerksam auf ihn gewesen war, hatte den Gang seiner Gedanken ungefähr errathen und sagte lächelnd: „Das ist nicht sehr beruhigend. Es ist vielleicht das Hintertheil eines Teufels."

Spiagudry überhörte diesen Scherz, denn seine Blicke starrten auf den Hintergrund des Zimmers. Er schauderte zusammen und flüsterte in Ordeners Ohr: „Herr, sehen Sie dort hin, auf dem Stroh da hinten ... im Schatten ..."

„Nun, was denn?"

„Drei nackte und unbewegliche Körper, drei Leichname von Kindern! ..."

„Man klopft an die Thüre des Thurmes," sagte die Alte.

In der That folgten mehrere heftige Schläge hintereinander, die das Toben des Sturms übertönten.

„Das ist endlich Nychol!" sagte die Thurmbewohnerin, nahm die Lampe und stieg eilends die Treppe hinab.

Bald hörte man in dem unteren Zimmer ein verwirrtes Geräusch von Stimmen, unter welchen man endlich folgende Worte unterschied, die in einem Tone ausgesprochen wurden, der schauderhaft in Spiagudry's Ohr klang: „Weib," sagte die Stimme, „schweig! Wir bleiben. Der Sturm fährt in das Haus, ohne daß man ihm die Pforte öffnet."

Spiagudry drängte sich an Ordener und sagte kläglich: „Wehe uns, o, Herr, Wehe uns!"

Schritte ertönten auf der Treppe, und zwei Männer in geistlicher Kleidung traten ein. Die Thurmbewohnerin folgte ihnen.

Der eine dieser Männer war ziemlich groß und trug die schwarze Kleidung der lutherischen Geistlichen; der andere, von kleiner Gestalt, hatte eine Einsiedlerskutte an, die mit einem Strick um den Leib befestigt war. Die vorgezogene Kapuze ließ von seinem Gesicht nichts erblicken, als seinen langen schwarzen Bart, und seine Hände waren von den langen Aermeln seiner Kutte ganz bedeckt.

Beim Anblick dieser beiden friedlichen Personen legte sich der Schrecken, den die sonderbare Stimme der einen von ihnen Spiagudry eingeflößt hatte.

„Seid unbesorgt, gutes Weib," sagte der Geistliche zu der Thurmbewohnerin, „die Diener des Herrn dienen selbst ihren Feinden; sollten sie denen schaden wollen, die ihnen dienstlich sind? Wir verlangen nur ein Obdach. Wenn der ehrwürdige Vater, der mich begleitet, eben hart mit Euch gesprochen hat, so hatte er Unrecht, jene Ermäßigung der Stimme aus der Acht zu lassen, welche unser Gelübde vorschreibt. Aber selbst die Heiligsten sind Menschen und Sünder. Ich war verirrt auf der Straße von Skongen nach Drontheim, ohne Führer in der Nacht, ohne Zuflucht im Sturm. Dieser ehrwürdige Vater hat mir den Weg zu Eurer Wohnung gezeigt. Er hat mir Eure Gastfreundschaft gerühmt, und ich hoffe mich darin nicht getäuscht zu sehen. Nehmt uns wohlwollend auf, dann wird der Herr Eure Ernten vor Hagel bewahren, Euern Heerden im Sturm eine Zuflucht gewähren, wie Ihr sie verirrten Wanderern gewährt habt."

„Alter Mann," unterbrach ihn die Thurmbewohnerin, „ich besitze keinen Fleck Erde, auf dem ich säen und ernten könnte, und nicht den Raum für eine einzige Ziege."

„Wenn Ihr arm seid, so wisset, daß Gott den Armen vor dem Reichen segnet. Ihr werdet alt werden mit Eurem Manne und geachtet, nicht um Eurer irdischen Güter, sondern um

Eurer Tugenden willen. Eure Kinder werden aufwachsen, umgeben von der Achtung der Menschen, und sie werden sein, was ihr Vater war ..."

„Schweige, alter Mann! Ja, unsere Kinder werden bleiben, was wir sind, die Verachtung der Menschen wird ihnen folgen, wie uns, von Geschlecht zu Geschlecht. Schweige, alter Mann! Uns wird der Segen zum Fluche."

„Allmächtiger Gott!" rief der Geistliche aus. „Wer seid Ihr denn? In welchen Verbrechen bringt Ihr Euer Leben hin?"

„Was nennt Ihr Verbrechen, was Tugend? Wir besitzen hier ein Vorrecht vor allen Menschen: wir können keine Tugenden üben, wir können keine Verbrechen begehen."

„Dieses Weib ist wahnsinnig," sagte der Geistliche zu dem kleinen Eremiten, der seine Kutte an dem Feuer trocknete.

„Nein, Priester!" versetzte die Thurmbewohnerin. „Du aber weißt nicht, wo Du bist. Ich will lieber Abscheu einflößen, als Mitleid. Ich bin nicht wahnwitzig, sondern das Weib des ..."

Ein heftiger Schlag an die Hausthüre hinderte das Uebrige zu hören, zum großen Verdrusse Spiagudry's und Ordeners, welche diesem Zwiegespräch aufmerksam zugehört hatten.

„Verflucht sei," murmelte das Weib zwischen den Zähnen, „der Oberrichter von Skongen, der uns diesen so nahe an der Straße gelegenen Thurm zur Wohnung angewiesen hat! Vielleicht ist es abermals nicht Nychol."

Sie nahm ihre Lampe und fügte hinzu: „Gleichviel, ob es abermals ein Reisender ist! Nach der Ueberschwemmung des Stroms mag auch das Bächlein sein Wasser ergießen."

Die vier Wanderer betrachteten einander beim Scheine des Feuers. Spiagudry, den die Stimme des Eremiten anfangs erschreckt, dann sein schwarzer Bart wieder beruhigt hatte, würde vielleicht abermals gezittert haben, wenn er gesehen hätte, welche

stechende Blicke der Einsiedler unter seiner Kapuze hervor auf ihn warf.

Nach einer Pause warf der Geistliche eine Frage hin: „Bruder Eremit, Ihr seid wahrscheinlich einer der katholischen Priester, welche der letzten Verfolgung entgangen sind, und waret auf dem Wege nach Eurer Zufluchtsstätte, als ich Euch zu meinem Glücke begegnete. Könnt Ihr mir sagen, wo wir uns befinden?"

Die Thüre öffnete sich rasch, bevor noch der Einsiedler Zeit zur Antwort gefunden hatte.

Ein Mann von riesenmäßigem Wuchse, roth gekleidet, trat ein.

„Weib," sagte er, „wenn ein Ungewitter kommt, fehlt es nicht an Leuten, die sich an unserem verfluchten Tische niedersetzen und sich unter unserem verwünschten Dache bergen."

„Nychol," erwiederte das Weib, „ich konnte nicht hindern ..."

„Nun, willkommen sind die Gäste, welche bezahlen! Das Geld ist eben so gut verdient, wenn man einem Reisenden Obdach und Nahrung gibt, als wenn man einem Diebe den Strick um den Hals schnürt."

Als Benignus Spiagudry den rothgekleideten Mann erblickte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. Der Geistliche wendete mit Staunen und Abscheu sein Haupt weg.

Der Herr des Hauses, der ihn erkannt hatte, redete ihn an: „Wie kommt Ihr hieher, Herr Pfarrer? Ich glaubte in der That nicht, daß ich heute noch einmal das Vergnügen haben würde, Eure erschrockene Miene und Euer salbungsvolles Gesicht zu sehen."

Der Geistliche unterdrückte seine erste Regung von Widerwillen. Seine Züge wurden ernst und heiter.

„Und ich, mein Sohn," sagte er, „ich danke der Vor-

sehung, die den Hirten zu dem verirrten Lamme geführt hat, damit, so wird es der Herr wollen, das Lamm zu dem Hirten komme."

„Ha! ha! Bei Hamans Galgen," rief der Andere mit lautem Gelächter aus, „das ist das Erstemal, daß ich mich mit einem Lamme vergleichen höre. Hört, geistlicher Herr, wenn Ihr dem Geyer schmeicheln wollt, so müßt Ihr ihn nicht Taube nennen."

„Derjenige, mein Sohn, durch den der Geyer zur Taube wird, tröstet und schmeichelt nicht. Du glaubst, ich fürchte Dich, ich beklage Dich nur."

„Ihr müßt in der That einen guten Vorrath von Mitleid besitzen, daß Ihr es heute bei diesem armen Teufel nicht ganz erschöpft habt, dem Ihr Euer Kreuz vorhieltet, damit er meinen Galgen nicht sehen sollte."

„Dieser Unglückliche war weniger bedauernswerth, als Du, denn er weinte und Du lachtest. Glücklich, wer in dem Augenblicke, wo er sein Verbrechen büßt, erkennt, wie viel mächtiger Gottes Wort ist, als der Arm der Menschen!"

„Wohl gesprochen, mein Vater in Christo. Glücklich, wer weint! Unser Mann von heute hatte übrigens kein anderes Verbrechen begangen, als daß er seinen König so sehr liebte, daß er nicht umhin konnte, das Bildniß Seiner Majestät auf kleine Kupferstücke zu graben, die er alsdann künstlich versilberte, um sie des königlichen Angesichts desto würdiger zu machen. Unser gnadenreicher Souverän ist aber auch dafür erkenntlich gewesen und hat ihm zur Belohnung einer so großen Anhänglichkeit an seine erhabene Person ein schönes hänfenes Band verliehen, welches ihm heut auf dem Marktplatze von Skongen durch mich, Großkanzler des Galgenordens, unter dem Beistande des hier gegenwärtigen Großalmoseniers gedachten Ordens, öffentlich umgehängt worden ist."

„Halt ein, Unglücklicher!“ unterbrach ihn der Priester. „Wie kann der Arm der Gerechtigkeit vergessen, daß das Laster gestraft wird! Hörst Du den Donner?“

„Was ist der Donner? Satans Gelächter.“

„Großer Gott! Er kommt eben von einer Hinrichtung und lästert Gott!“

„Stille, alter Narr!“ rief der Henker zornig aus. „Stille, sonst möchtest Du vielleicht dem Engel der Finsterniß fluchen, der uns in zwölf Stunden zweimal auf dem nämlichen Karren und unter dem nämlichen Dache zusammengeführt hat! Ahme das Beispiel Deines Amtsgenossen, des Eremiten nach; er schweigt, weil er in seine Grotte zu Lynraß zurückkehren möchte. Ich danke Euch, Bruder Eremit, für den Segen, den Ihr jeden Morgen, wenn Ihr über den Hügel geht, dem verfluchten Thurme ertheilt; es hat mir aber von ferne geschienen, als ob Ihr größer seid, und Euer schwarzer Bart kam mir weißer vor. Ihr seid ja doch der Einsiedler zu Lynraß, denn es gibt in ganz Drontheimhus keinen andern?“

„Ich bin in der That der einzige,“ erwiederte der Eremit in dumpfem Tone.

„Wir sind also die beiden Einsiedler der Provinz. Holla! Weib, mache, daß dieser Lammbraten fertig wird, denn ich habe Hunger. Ich bin zu Burlock von diesem verfluchten Doktor Manryll aufgehalten worden, der mir für den Leichnam nur zwölf Pfennige geben wollte, während man dem höllischen Wächter des Spladgest vierzig bezahlt.“

„Was ist Euch denn, alter Perrückenstock?“ rief der Henker Spiagudry zu, der an allen Gliedern zitterte. „Steht fest auf den Beinen, wenn Ihr nicht fallen wollt! — Weib, bist Du mit dem Skelett des Vergifters Ogivius fertig? Er muß fort in das Kabinet zu Bergen. Hast Du einen Deiner kleinen Frischlinge an den Syndikus zu Loewig abgeschickt, um zu fordern,

was er mir schuldig ist? Vier harte Thaler für die Tortur einer Hexe und zweier Alchimisten, zwanzig Pfennige, daß ich den Strick eines Selbstmörders abgeschnitten, und einen Thaler für einen neuen Arm an den Galgen."

„Das Geld ist noch in den Händen des Syndikus, weil Dein Bube den hölzernen Löffel vergessen hatte, um es in Empfang zu nehmen, denn Niemand, auch die Amtsknechte nicht, wollte sich dazu verstehen, es ihm in seine eigene Hand zu legen."

Der Scharfrichter runzelte die Stirne: „Möge ihr Hals in meine Hände fallen, dann will ich sie mit etwas Anderem berühren, als mit einem hölzernen Löffel! — Höre, Weib, laß doch Deine Jungen nicht mit meinen Zangen spielen, sie haben alle meine Instrumente in Unordnung gebracht."

„Wo sind sie, die jungen Wölfe?" fügte er hinzu und trat an das Strohlager, auf welchem Spiagudry drei Leichname ausgestreckt glaubte. „Da liegen sie ja und schlafen!"

Der arme Spiagudry war seit dem Eintreten des Scharfrichters, den er sogleich erkannt hatte, voll Entsetzen. Jetzt neigte er sich zu Ordeners Ohr und sagte mit fast unhörbarer Stimme: „Es ist Nychol Orugix, Scharfrichter des Drontheimhus!"

Inzwischen hatte das Weib den Lammbraten in einer großen irdenen Schüssel aufgetragen. Der Scharfrichter setzte sich zwischen die zwei Geistlichen, Ordener und Spiagudry gegenüber.

„Nun, ehrwürdiger Vater," sagte Orugix lachend, „das Lamm bietet Euch Schöpsbraten an. Und ihr, Herr Perrückenstock, hat der Wind Eure Perrücke Euch so über das Gesicht geweht?"

„Der Wind ... Herr ... das Gewitter ..." stotterte der zitternde Spiagudry.

„Nur Muth gefaßt, mein Alter! Ihr seht ja, daß die Herren Pfaffen und ich gute Teufel sind. Sagt mir einmal, wer Ihr seid, und wer ist der schweigsame junge Mensch, Euer Begleiter? Thut einmal das Maul auf! Wir wollen Bekanntschaft mit einander machen. Wenn Eure Reden Eurem Ansehen entsprechen, so müßt Ihr sehr unterhaltend sein.“

„Der Herr beliebt zu spassen . . .“ erwiederte Spiagudry und bemühte sich vergebens, ein Lächeln hervorzubringen, „ich bin nur ein armer alter Mann . . . .“

„Irgend ein alter Gelehrter, ein alter Hexenmeister . . .“ unterbrach ihn der lustige Henker.

„Gelehrt, ja! Hexenmeister, nein! Das könnt Ihr mir glauben, Herr!“

„Desto schlimmer. Ein Hexenmeister würde unserem lustigen Sanhedrin wohl anstehen. Ihr Herren Gäste, laßt uns unser Mahl mit diesem Bier würzen! Vielleicht wird dann unser alter Gelehrter redseliger. Auf die Gesundheit des heute Gehenkten, Bruder Pfarrer! Wie, Bruder Eremit, Ihr verschmäht mein Bier?“

Der Eremit hatte unter seiner Kutte eine Feldflasche mit einem sehr hellen Wasser hervorgezogen, womit er sein Glas anfüllte.

„Höllenteufel! Einsiedler von Lynraß,“ rief der Henker aus, „wenn Ihr nicht von meinem Bier trinkt, so trinke ich von dem Wasser, das Ihr ihm vorzieht.“

„Trinke!“ sagte der Eremit.

„Zieht zuerst Eure Handschuhe aus, ehrwürdiger Herr; man schenkt nicht anders als mit bloßer Hand zu trinken ein.“

Der Einsiedler machte ein verneinendes Zeichen.

„Es ist ein Gelübde,“ sagte er.

„So schenkt ein,“ versetzte der Henker.

Kaum hatte Orugix sein Glas an den Mund gebracht, so

stieß er es rasch wieder von sich, während der Eremit das seinige mit einem Zuge leerte.

„Beim heiligen Kelche des Abendmahls, hochwürdiger Bruder, was habt Ihr da für ein höllisches Getränke? Ich habe noch nie ein ähnliches getrunken, seit dem Tage, wo ich auf der Reise von Kopenhagen nach Drontheim beinahe ertrunken wäre. Das ist kein Wasser aus der Quelle des Lynraß, sondern Seewasser."

„Seewasser!" stammelte Spiagudry mit einem Entsetzen, das der Anblick des Handschuhes des Eremiten noch vermehrte.

„Alter Absalon," sagte der Henker lachend, „Alles setzt Euch ja hier in Schrecken, bis auf das Seewasser hinaus, das ein heiliger Waldbruder trinkt, seinen Leib zu kasteien?"

„Seewasser! ... Herr ... Seewasser! ... Es gibt nur einen einzigen Menschen ..."

„Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht. Euer Schrecken kommt von einem bösen Gewissen oder aus Verachtung ..."

Diese in einem empfindlichen Tone ausgestoßenen Worte ließen den armen Spiagudry die Nothwendigkeit erkennen, sein Entsetzen zu verhehlen. Um nun seinen gefürchteten Wirth zu ergötzen, bot er das Bischen Geistesgegenwart, das ihm noch übrig geblieben war, zur Unterstützung seines unermeßlichen Gedächtnisses auf.

„Verachtung, Herr!" sagte er. „Ich sollte Euch verachten! Euch, dessen Anwesenheit in einer Provinz derselben das merum imperium oder Blutrecht ertheilt! Euch, den Nachrichter, den Vollzieher der öffentlichen Gerechtigkeit, das Schwert der Justiz, den Schild der Unschuld! Euch, den Aristoteles unter die Magistratspersonen zählt, und dessen Gehalt das Paris von Puteo auf fünf Goldgulden festsetzt, wie aus folgender Stelle erhellt: Quinque aureos manivolto! Euch, dessen Amtsbrüder zu Kronstadt den Adel erlangen, nachdem sie dreihundert

Köpfe abgeschlagen haben! Euch, dessen furchtbare, aber ehrenwerthe Amtsgeschäfte in Franken von dem jüngsten Ehemann, zu Reutlingen von dem jüngsten Gemeinderath, zu Stedien von dem jüngsten Bürger verrichtet werden! Wie, sollte ich Euch nicht tief verehren, da der Abt von Saint-Germain-des-Pres Euch jedes Jahr am St. Vincentiustage einen Schweinskopf verabreicht und Euch an der Spitze seiner Prozession gehen läßt!..“

Hier wurde der Strom seiner Gelehrsamkeit von dem Scharfrichter plötzlich unterbrochen.

„Das ist das erste Wort, das ich davon erfahre,“ rief er aus. „Der hochwürdige Abt, von dem Ihr da redet, hat mich bis jetzt um dieses Recht schändlich betrogen. Ihr Herren,“ fuhr er fort, „ich will mich nicht weiter mit den Tollheiten dieses alten Narren einlassen, sondern Euch nur kurz sagen, daß allerdings meine Laufbahn gänzlich verfehlt ist. Ich bin heute noch nur der arme Scharfrichter einer armen Provinz. Und ich hätte eine eben so glänzende Laufbahn zurücklegen können, als Stillison Dickoy, der berühmte Nachrichter von Moskau! Könnt Ihr's glauben? ich war es, den man vor vierundzwanzig Jahren mit Schuhmachers Hinrichtung beauftragt hatte.“

„Schuhmachers, Grafen von Greiffenfeld?“ rief Ordener aus.

„Das wundert Euch, mein stummer Herr! Ja, des nämlichen Schuhmacher, den ein sonderbarer Zufall abermals in den Bereich meines Armes bringen würde, im Fall es dem König gefiele, den Aufschub der Hinrichtung aufzuheben. Ich will Euch erzählen, ihr Herren, wie es kommt, daß ich so erbärmlich ende, nachdem ich so glänzend begonnen hatte.

„Ich war im Jahre 1676 Knecht von Rhum Stuald, königlichem Nachrichter zu Kopenhagen.

„Bei des Grafen von Greiffenfeld Verurtheilung wurde ich, weil mein Herr krank war, Dank meinen Protektionen,

auserlesen, diese ehrenvolle Hinrichtung zu vollziehen. Am 5. Juni, ich werde diesen Tag nie vergessen, schlugen wir von 5 Uhr Morgens an ein schwarz behängtes Schaffot auf. Um acht Uhr umgab die Noblegarde das Gerüst, und die Uhlanen von Schleswig hielten die Menge zurück, welche sich auf dem Platze drängte. Ich war selig! Aufrecht, das Schwert in der Hand, harrte ich auf der Estrade. Alle Augen waren auf mich gerichtet. In diesem Augenblicke war ich die wichtigste Person in beiden Königreichen. Dein Glück, dachte ich, ist gemacht, denn was vermögen ohne dich und dein Schwert alle die großen Herren, die sich zum Untergang des Kanzlers verschworen haben? Ich erblickte mich im Geiste schon als königlichen Nachrichter der Hauptstadt, ich hatte Knechte, Privilegien... Hört nun weiter! Die Glocke des Fort schlägt zehn Uhr. Der Verurtheilte verläßt den Kerker, geht durch die Menge, besteigt mit festem Tritt und ruhigem Angesicht das Blutgerüste. Ich will ihm die Haare hinaufknüpfen; er stößt mich zurück und thut es selbst. „„Ich bin schon lange gewohnt,““ sagte er lächelnd zu dem Pfarrer von St. Andreas, „„mir die Haare selbst zu machen.““

„Ich biete ihm die schwarze Binde an, er weist sie unwillig, doch ohne mir Verachtung zu zeigen, zurück. „„Freund,““ sagte er zu mir, „„das ist vielleicht das erste Mal, daß die beiden Endpunkte der richterlichen Ordnung, der Großkanzler und der Scharfrichter, auf dem engen Raume eines Blutgerüstes zusammentreffen.““

„Diese Worte sind in mein Gedächtniß gegraben geblieben. Er nahm auch das schwarze Kissen nicht an, das ich unter seine Kniee legen wollte; er umarmte den Geistlichen und kniete nieder, nachdem er mit lauter Stimme gerufen hatte, er sterbe unschuldig.

„Jetzt zertrümmerte ich mit einer Keule sein Wappenschild, indem ich, wie es gebräuchlich ist, rief: „„Solches geschieht

mit Fug und Recht!‟‟ Das erschütterte seine Festigkeit; er erblaßte, doch faßte er sich gleich wieder und sagte: „„Der König hat es mir gegeben, der König kann es wieder nehmen!‟‟

„Ruhig legte er sein Haupt auf den Block, ich hob das Schwert. In diesem Augenblicke ertönte es in meinen Ohren: „„Gnade! Im Namen des Königs! Gnade!‟‟

„Ich wende mich um und sehe einen Adjutanten dem Schaffot zusprengen, den Gnadenbrief hoch in der Hand schwingend.

„Der Graf erhob sich ruhig. Man reichte ihm den Gnadenbrief: „„Gerechter Gott!‟‟ rief er aus. „„Ewige Gefangenschaft! Ihre Begnadigung ist härter als der Tod.‟‟

„Er steigt herab, niedergeschlagener als er hinaufgestiegen war. Mir war das gleichviel. Ich konnte nicht ahnen, daß das Glück dieses Menschen mein Unglück werden sollte. Nachdem das Schaffot abgetragen war, kehrte ich zu meinem Herrn zurück, noch voll Hoffnung, und nur etwas ärgerlich, daß ich um den Goldgulden gekommen war, der für einen abgeschlagenen Kopf bezahlt wird. Das war aber nicht Alles. Am andern Morgen bekomme ich den Bestallungsbrief als Nachrichter von Drontheimhus, mit dem Befehl, sogleich abzureisen. Scharfrichter in der Provinz, und zwar in der schlechtesten Provinz Norwegens! Wißt Ihr, wie das zuging, ihr Herren? Die Feinde des Grafen hatten, um sich ein Ansehen von Milde zu geben, Alles so eingerichtet, daß die Begnadigung einen Augenblick nach der Hinrichtung eintreffen sollte. Eine Minute machte hier Alles aus, und nun schob man die Schuld auf meine Langsamkeit, als ob es anständig gewesen wäre, einen vornehmen Herrn sich nicht noch einige Sekunden vor seinem letzten Augenblick erfreuen zu lassen! Als ob ein königlicher Nachrichter, der einen Großkanzler enthauptet, dies nicht mit mehr Anstand und Würde verrichten

müßte, als der Henker einer Provinz, der einen schäbigen Juden aufknüpft! Dazu kam noch Bosheit. Ich hatte einen Bruder, der, glaube ich, noch lebt. Er hatte einen andern Namen angenommen und sich in dem Hause des neuen Großkanzlers, Grafen von Ahlfeldt, einzunisten gewußt. Diesem Elenden war meine Anwesenheit in Kopenhagen zuwider. Mein Bruder haßt und verachtet mich; er hat vielleicht eine Ahnung, daß ich der Henker sein werde, der ihn eines Tages hängt.'"

Hier hielt der Redner einen Augenblick inne und fuhr dann lachend fort: „Ihr seht, meine lieben Gäste, daß ich mich in mein Schicksal gefügt habe. Zum Teufel mit dem Ehrgeiz! Ich treibe hier ehrbar mein Handwerk. Ich verkaufe meine Leichname, oder macht mein Weib Skelette daraus, die ich an anatomische Kabinette verwerthe. Ich lache über Alles, selbst über dieses arme Weibsbild, die sonst als Zigeunerin herumzog und jetzt in der Einsamkeit toll geworden ist. Meine drei Erben wachsen auf in der Furcht des Teufels und des Galgens. Mein Name ist der Schrecken der kleinen Kinder in der ganzen Provinz Drontheimhus. Die Schöppen liefern mir einen Karren und rothe Kleider. Der verfluchte Thurm schützt mich so gut gegen den Regen, als den Bischof sein Palast. Die alten Pfarrer, die ein Obdach bei mir suchen, predigen mir, und die Gelehrten orgeln mir etwas vor. Summa Summarum: Ich bin so glücklich, als irgend ein Anderer, ich esse und trinke, ich köpfe und hänge, ich wache und schlafe."

„Er tödtet und schläft, der Unselige!" murmelte der Geistliche.

„Wie glücklich ist dieser Elende!" rief der Eremit aus.

„Ja, Bruder Eremit," sagte der Henker, „elend wie Du, aber gewiß glücklicher. Das Handwerk wäre gut, aber es gibt Leute, die einem armen fleißigen Mann das Brod vor dem Maul wegschnappen. Da hat erst der neue Almosenier von

Drontheim bei Gelegenheit ich weiß nicht welcher hohen Hochzeit um Begnadigung von zwölf Verbrechern angesucht, die mir verfallen sind ..."

„Die Euch verfallen sind!" rief der Geistliche aus.

„Allerdings, geistlicher Herr! Sieben davon sollen ausgepeitscht, zwei auf dem linken Backen gebrandmarkt und drei gehängt werden, das macht, wohl gezählt, ihrer zwölf, und das sind zwölf Thaler und dreißig Pfennige, die ich verliere, wenn die Begnadigung erfolgt. So verfügt dieser Priester über mein Eigenthum! Dieser verfluchte Pfaffe heißt Athanasius Munder. Ha! Wenn ich ihn hätte ...."

Der Geistliche erhob sich und sagte ruhig: „Ich, mein Sohn, bin dieser Athanasius Munder."

Bei diesem Namen flammte des Henkers Gesicht vor Zorn, er stand rasch auf. Sein zorniges Auge fiel auf das ruhige und wohlwollende Gesicht des Geistlichen, dann setzte er sich langsam, stumm und verwirrt wieder auf seinen Sitz.

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Ordener, der sich erhoben hatte, um den Priester zu vertheidigen, brach sie zuerst.

„Nychol Orugix," sagte er, „hier sind dreizehn Thaler, um Euch für die Begnadigung der Verurtheilten zu entschädigen."

„Wer weiß," unterbrach ihn der Geistliche, „ob ich diese Begnadigung erlangen werde? Ich möchte gerne mit dem Sohn des Vicekönigs selbst sprechen, denn die Begnadigung hängt von seiner Vermählung mit der Tochter des Großkanzlers ab."

„Herr Pfarrer," versetzte Ordener in zuversichtlichem Tone, „Sie werden diese Begnadigung erlangen. Ordener Guldenlew wird den Brautring nicht wechseln, bis die Ketten Ihrer Schutzbefohlenen gebrochen sind."

„Junger Fremdling, dazu können Sie nichts beitragen, aber der Herr hat Ihre guten Wünsche vernommen und wird Sie dafür belohnen."

Die dreizehn Thaler hatten den guten Nychol Orugix gänzlich umgewandelt. Seine fröhliche Laune war zurückgekehrt.

„Ihr seid ein wackerer Mann, verehrtester Herr Almosenier," sagte er, „und ich habe mehr Schlimmes über Euch gesagt, als ich selbst dachte. Ihr geht schnurgerade auf Eurem Pfade fort, und es ist nicht Eure Schuld, wenn er den meinigen durchkreuzt. Aber wem ich nicht wohl will, das ist der Wächter im Todtenhause zu Drontheim, dieser alte Hexenmeister ... Wie heißt er doch? ... Spliugry? ... Spadugry? ... Sagt mir doch, alter Herr Doktor, der Ihr ein Babel von Wissenschaft seid, und dem nichts verborgen ist, könnt Ihr mir den Namen dieses Hexenmeisters, Eures Collegen, nicht mittheilen? ... Ihr habt ihm doch wohl manchmal an einem Sabbat auf einem Besen in der Luft begegnen müssen."

Der arme Benignus Spiagudry wäre in diesem Augenblicke gerne auf einem Besen durch die Lüfte davongefahren, wenn er auf diesem Wege aus dem verfluchten Thurm hätte entrinnen können. Er zitterte wie Espenlaub, und seine Zunge war so schwer, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Nun," fuhr Orugix fort, „wißt Ihr den Namen dieses verdammten Wächters des Spladgest? Macht Euch Eure Perrücke taub?"

„Ein wenig, Herr ... Aber," stotterte er nach einer Pause, „ich weiß diesen Namen nicht, das schwöre ich Euch."

„Er weiß ihn nicht," sagte des Einsiedlers gefürchtete Stimme. „Er thut nicht wohl, darauf zu schwören. Dieser Mensch heißt Benignus Spiagudry."

„Ich! Ich! Großer Gott!" rief der Alte schreckenvoll aus.

Der Henker schüttete sich aus vor Lachen: „Wer spricht denn von Euch? Wir reden von diesem heidnischen Wächter des Spladgest. Dieser Schulmeister da geräth doch über Alles in Angst. Wie wäre es erst, wenn er eine gegründete Ursache dazu

hätte? Es müßte ein Spaß sein, diesen alten Narren zu hängen. Also, verehrtester Doktor," fügte Orugix hinzu, den die Angst Spiagudry's belustigte, „also kennt Ihr diesen Benignus Spiagudry nicht?"

„Nein, Herr, ich kenne ihn nicht, das versichere ich Euch," antwortete er, etwas beruhigt durch sein Incognito. „Und da er das Unglück hat, Euch zu mißfallen, so möchte ich in der That diesen Menschen gar nicht kennen."

„Aber Ihr, Meister Einsiedler, Ihr scheint ihn zu kennen?"

„Allerdings, es ist ein alter, langer, dürrer, ausgetrockneter Mensch mit einem Kahlkopf ...."

Spiagudry zog hastig seine Perrücke über die Stirne.

„Er hat Finger, so lang wie die eines Diebs, der seit acht Tagen keinem Reisenden begegnet ist, sein Rücken ist gekrümmt ...."

Spiagudry setzte sich so aufrecht, als ihm möglich war.

„Man könnte ihn für einen der Leichname halten, die er bewacht, wenn er nicht so stechende Augen hätte ...."

Spiagudry hielt die Hand vor das Auge, das nicht mit Pflaster bedeckt war.

„Schönen Dank, Vater, ich werde nun diesen alten Juden erkennen, wo ich ihn auch finde ...."

Spiagudry, der ein sehr guter Christ war, konnte, durch diese Schmähung empört, einen Ausruf nicht unterdrücken: „Jude! ... Herr! ... Jude!"

Er hielt plötzlich inne, als ob er bereits zu viel gesagt hätte.

„Jude oder Heide, das ist einerlei, wenn er im Bunde mit dem Teufel steht, wie es heißt!"

„Das würde ich auch glauben," fuhr der Eremit mit einem sardonischen Lächeln fort, das seine Kapuze nicht ganz verbarg, „wenn er keine so feige Memme wäre. Aber wie sollte er den Anblick des Teufels ertragen können? Er ist eben so feig als boshaft. Wenn ihn die Furcht ergreift, kennt er sich nicht mehr."

„Ein boshafter Mensch sollte nicht feig sein," sagte Orugix. „Gegen eine Schlange muß man kämpfen, eine Eidechse tritt man mit dem Fuße nieder."

Spiagudry wagte einige Worte zu seiner Vertheidigung: „Aber, Ihr Herren, wißt Ihr auch gewiß, daß der Beamte, von dem Ihr sprecht, so beschaffen ist, wie Ihr ihn schildert? Steht er denn in einem Rufe ..."

„In dem schlimmsten Ruf in der ganzen Provinz," erwiederte der Einsiedler.

Benignus, auf dieser Seite geschlagen, wendete sich dem Scharfrichter zu: „Herr und Meister, welches Unrecht habt Ihr ihm denn vorzuwerfen, denn ich zweifle nicht, daß Euer Haß gegen ihn gerecht sei?"

„Und Ihr thut wohl daran. Da sein Gewerbe dem meinigen gleicht, thut er Alles, was er vermag, mir zu schaden."

„O Herr, glaubt das nicht! Oder wenn dem so ist, so kommt es bloß daher, daß dieser Mann Euch nicht wie ich gesehen hat, umgeben von Eurer reizenden Gattin und Euern hoffnungsvollen Kindern, Fremdlinge an Eurem Tische speisend. Wenn dieser Unglückliche Eure Gastfreundschaft genossen hätte, wie wir, könnte er nicht Euer Feind sein."

Kaum hatte Spiagudry diese Worte gesprochen, so erhob sich das Weib des Nachrichters, die bisher stumm da gesessen war, von ihrem Sitze und sprach mit schauervoll feierlicher Stimme: „Die Zunge der Viper ist nie giftiger, als wenn sie von Honig trieft."

„Dieses Weib ist wahnsinnig," dachte Spiagudry, der sich den schlechten Erfolg seiner, wie er glaubte, so wohl angebrachten Schmeichelei nicht anders erklären konnte.

„Das Weib hat Recht," sagte Orugix, „und ich werde Euch selbst für eine Otterzunge halten, wenn Ihr diesen Spiagudry noch länger in Schutz nehmt."

„Gott soll mich behüten, Herr, daß ich diesen Menschen vertheidigte!“

„Das lasse ich gelten. Ihr wißt noch nicht einmal, wie weit er seine Unverschämtheit treibt. Glaubt Ihr wohl, daß er die Frechheit hat, mir mein Recht an Han dem Isländer streitig zu machen?“

„An Han dem Isländer?“ fragte rasch der Einsiedler.

„Allerdings! Ihr kennt wohl diesen berüchtigten Räuber?“

„Ja!“ sagte der Eremit.

„Nun denn, jeder Räuber ist dem Henker verfallen, nicht wahr? Was thut nun dieser höllische Spiagudry? Er verlangt, daß man einen Preis auf Hans Kopf setze ....“

„Er verlangt, daß man auf Hans Kopf einen Preis setze!“ unterbrach ihn der Einsiedler.

„So frech ist er, und einzig deßwegen, damit ihm der Leichnam zukomme und ich um mein Eigenthum betrogen sei.“

„Das ist schändlich, Meister Orugix, Euch ein Eigenthum streitig zu machen, das so augenscheinlich Euch gehört!“

Diese Worte waren von dem boshaften Lachen begleitet, das Spiagudry so schreckte.

„Es ist um so schändlicher, da ich einer Hinrichtung, wie die Han des Isländers ist, bedürfte, um mich aus meiner Dunkelheit zu ziehen und das Glück zu machen, das ich bei Schuhmacher verscherzt habe.“

„Da habt Ihr Recht, Meister Nychol!“

„Ja, Bruder Einsiedler, an dem Tage, wo Han gefangen wird, kommt zu mir, dann wollen wir auf meine künftige Erhöhung ein fettes Schwein schlachten.“

„Gerne; aber wißt Ihr auch, ob ich an diesem Tage frei sein werde? Ihr habt aber ja eben erst allen Ehrgeiz zum Teufel geschickt?“

„Mußte ich nicht, da ich sehe, daß es nur eines Spiagudry

und einer Bitte, einen Preis auf Hans Kopf zu setzen, bedarf, um die begründetsten Hoffnungen zu vernichten?"

„Ha!" wiederholte der Einsiedler mit einer sonderbaren Stimme. „Ha! Spiagudry hat einen Preis auf Han des Isländers Kopf verlangt!"

Diese Stimme gab jedesmal dem armen Spiagudry einen Stich durch das Herz.

„Ihr Herren," sagte er, „warum so obenhin aburtheilen? Die Sache ist noch nicht gewiß, vielleicht ist es nur ein falsches Gerücht . . ."

„Ein falsches Gerücht!" rief Orugix aus. „Es ist nur allzu gewiß. Die Bitte der Schöppen liegt gegenwärtig zu Drontheim und Spiagudry's Unterschrift steht darunter. Man wartet nur noch auf die Genehmigung des Gouverneurs."

Spiagudry verstummte und zwang sich, seine Angst zu verbergen. Sein Schrecken stieg noch höher, als er plötzlich den Eremiten in scherzendem Tone ausrufen hörte: „Meister Nychol, welche Strafe haben diejenigen zu erwarten, die etwas Geheiligtes entweihen?"

„Das hängt von der Art der Entweihung ab," erwiederte der Scharfrichter.

„Wenn man einen todten Körper entweiht?"

„Ehemals begrub man ihn lebendig mit dem Leichnam."

„Und jetzt?"

„Jetzt ist man milder."

„Man ist milder," sagte Spiagudry, tief athmend.

„Ja, man brennt ihm erst mit einem glühenden Eisen den ersten Buchstaben des Wortes, das sein Verbrechen bezeichnet, auf die Wade . . ."

„Und hernach?" fragte Spiagudry gespannt.

„Hernach hängt man ihn bloß."

„Barmherziger Gott! Hängen!" rief Spiagudry aus.

„Was Teufels ist denn diesem Menschen? Er sieht mich ja an, als ob er den Strick um den Hals hätte."

In diesem Augenblicke hörte man den klaren und deutlichen Schall eines Waldhorns. Das Gewitter hatte aufgehört.

„Nychol," sagte das Weib, „man ist irgend einem Verbrecher auf den Fersen, das ist das Horn der königlichen Häscher."

„Das Horn der Häscher!" riefen Alle in verschiedenem Tone aus, Spiagudry in dem des höchsten Schreckens.

In demselben Moment folgten heftige Schläge an die Pforte des Thurmes.

XIII.

Löwig ist ein großes Dorf, das auf dem nördlichen Ufer des Golfs von Drontheim liegt. Der Anblick des Dorfs mit seinen ärmlichen Hütten ist traurig.

Am Morgen des Tages, an welchem Ordener zu Drontheim angekommen war, war zu Löwig eine Person ans Land gestiegen, die das Incognito beobachtete. Die vergoldete Sänfte dieser Person, obwohl ohne Wappen, und die vier wohlbewaffneten Heiducken, welche sie mit sich führte, waren das Gespräch aller Einwohner. Der Wirth zur goldenen Möve, in welchem elenden Wirthshause diese hohe Person abgestiegen war, nahm ein geheimnißvolles Wesen an und gab sich die Miene, als ob er den fremden Herrn wohl kenne, aber nicht sagen dürfe, wer er sei. Die Heiducken waren stumm wie Fische.

Am zweiten Tage der Ankunft dieses Fremden trat der Wirth in sein Zimmer und meldete mit einer tiefen Verbeugung, daß der erwartete Abgesandte angekommen sei.

„Laßt ihn heraufkommen!" sagte der Fremde.

Bald darauf trat der Abgesandte ein, schloß sorgfältig die

Thüre, machte dem Fremden eine tiefe Verbeugung und erwartete in ehrfurchtsvollem Schweigen seine Befehle.

„Ich habe Euch diesen Morgen erwartet," sagte der Fremde, „was hat Euch denn aufgehalten?"

„Euer Gnaden Angelegenheiten, Herr Graf!"

„Was machen Elphege und Friedrich?"

„Beide wohl!"

„Gut! Habt Ihr mir nichts Wichtigeres mitzutheilen? Was Neues zu Drontheim?"

„Nichts, als daß Baron Thorwick gestern dort angekommen ist."

„Ich weiß, daß er diesen alten Mecklenburger Levin über die projektirte Verbindung um Rath fragen will. Wißt Ihr, welches das Resultat seiner Unterredung mit dem Gouverneur war?"

„Heute um die Mittagsstunde, als ich abreiste, hatte er den General noch nicht gesprochen."

„Wie! Und schon den Tag zuvor angekommen! Das wundert mich, Musdoemon! Und hat er die Gräfin gesehen?"

„Noch weniger, gnädiger Herr!"

„Also habt Ihr ihn gesehen?"

„Mit keinem Auge, und ich kenne ihn auch nicht."

„Und woher, wenn Niemand von Euch ihn gesehen hat, wißt Ihr, daß er zu Drontheim ist?"

„Von seinem Reitknecht, der mit den Pferden in des Gouverneurs Palast kam."

„Und wo ist denn er selbst abgestiegen?"

„Im Spladgest, und von dort schiffte er sich, wie sein Bedienter sagte, sogleich nach Munckholm ein."

Das Auge des Grafen flammte.

„Nach Munckholm! In Schuhmachers Gefängniß! Wißt Ihr das gewiß? Ich habe doch immer gedacht, dieser ehrliche Levin sei ein Verräther. Nach Munckholm! Was kann ihn dort

hinziehen? Will er auch Schuhmacher um Rath fragen? Will er . . ."

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn Musdoemon, „es ist nicht gewiß, daß er dahin gegangen ist."

„Wie? Und was sagtet Ihr mir denn eben erst? Treibt Ihr Euern Scherz mit mir?"

„Verzeihung, gnädiger Herr! ich erzählte Ihnen bloß, was sein Bedienter gesagt hat; aber Ihr Herr Sohn, der gestern die Wache hatte, hat den Baron nicht zu Munckholm gesehen."

„Schöner Beweis! Mein Sohn kennt den Sohn des Vicekönigs nicht. Ordener konnte incognito das Fort besuchen."

„Allerdings, gnädiger Herr, aber Ihr Herr Sohn behauptet, gar Niemand gesehen zu haben."

„Das ist ein anderlei. Behauptet das mein Sohn wirklich?"

„Er hat es mir dreimal versichert, und der Vortheil Herrn Friedrichs trifft hier mit dem Eurer Gnaden zusammen."

„Ich verstehe jetzt," sagte der Graf. „Der Baron wird ein wenig am Golf spazieren gegangen sein, und sein Diener wird geglaubt haben, er sei nach Munckholm. Denkt nur, Musdoemon, ich habe aus dieser Fahrt nach Munckholm gleich einen Roman gemacht und mir Ordener in Ethel Schuhmacher verliebt gedacht. Gottlob, dieser junge Mensch ist weniger thöricht, als ich alter Narr! Apropos, was ist diese junge Danaë unter den Händen meines Friedrich geworden?"

„Er hat nichts ausgerichtet, aber es scheint, daß ein Anderer bei ihr glücklicher war."

„Ein Anderer! Was für ein Anderer?"

„Irgend ein Leibeigener, ein Bauer . . ."

„Sagt Ihr die Wahrheit?" fragte der Graf mit strahlenden Blicken.

„Ihr Herr Sohn hat es mir und der gnädigen Gräfin versichert."

Der Graf stand auf, ging im Zimmer auf und ab und rieb sich die Hände.

„Musdoemon, mein lieber Musdoemon, noch einen letzten Schlag, und wir sind am Ziele! Der Zweig des Baums ist vergiftet, wir haben nur noch den Stamm umzustürzen. Habt Ihr noch irgend eine gute Nachricht?"

„Dispolsen ist ermordet worden."

Das Gesicht des Grafen hellte sich ganz auf.

„Ha! Ihr werdet sehen, daß wir von Triumph zu Triumph schreiten. Hat man seine Papiere? Hat man insbesondere jene eiserne Büchse?"

„Es ist mir leid, Euer Gnaden sagen zu müssen, daß der Mord nicht von unsern Leuten begangen worden ist. Er wurde am Strande von Urchthal ermordet und beraubt, und man schreibt die That Han dem Isländer zu."

„Han dem Isländer, jenem berüchtigten Räuber, den wir an die Spitze unserer Aufrührer stellen wollen?"

„Dem Nämlichen. Nur fürchte ich nach Allem, was ich von ihm erzählen hörte, daß es schwierig sein wird, ihn aufzufinden. Für alle Fälle habe ich mich eines Anführers versichert, der seinen Namen annehmen und an seine Stelle treten wird. Es ist ein wilder Bergbewohner, hoch und fest wie eine Eiche, kühn und unbändig wie ein Wolf der Wüste. Dieser furchtbare Riese wird Han des Isländers Rolle ganz gut spielen."

„Dieser Han ist also von hoher Gestalt?"

„So heißt es allgemein im Volke."

„Ich muß die Geschicklichkeit loben, mein lieber Musdoemon, womit Ihr Eure Plane entwerft. Wann bricht der Aufruhr aus?"

„Unverweilt. Vielleicht in diesem Augenblicke schon, gnädiger Herr! Die königliche Vormundschaft erscheint schon lange

den Bergleuten als eine unerträgliche Last; Alle ergreifen mit Freude die Idee eines Aufstandes. Der Aufruhr wird in Guldbransthal beginnen und sich nach Sund Moer und Kongsberg ausbreiten. Zweitausend Bergleute können innerhalb drei Tagen auf den Beinen sein. Der Aufstand wird in Schuhmachers Namen geschehen; unsere Emissäre stellen sich als von ihm abgesendet dar. Dann brechen die Truppen im Süden und die Besatzungen von Drontheim und Skongen gegen die Rebellen auf; Sie sind gerade zu rechter Zeit da, um den Aufruhr zu unterdrücken, Sie haben dem König einen neuen ausgezeichneten Dienst geleistet; Schuhmacher ist ein Verbrecher, dessen man sich für immer entledigt."

Der Kanzler wußte jetzt, was er wissen mußte. Musdoemon, der Vertraute seiner Verbrechen, war ihm nun zur Last. Es blieb ihm nun nichts übrig, als ihn auf eine gute Art zu verabschieden.

„Musdoemon," sagte er mit gnädigem Lächeln, „Ihr seid der treueste und eifrigste meiner Diener. Alles geht gut, und das danke ich Eurem Eifer. Ich ernenne Euch zum geheimen Sekretär des Großkanzlers."

Musdoemon verbeugte sich tief.

„Das ist noch nicht Alles, ich werde zum drittenmal den Danebrogorden für Euch verlangen; aber ich fürchte immer, daß Eure Geburt, Eure unwürdige Verwandtschaft . . ."

Musdoemon, bald roth, bald blaß, suchte die Leidenschaften, die sich auf seinem Gesichte malten, durch eine tiefe Verbeugung zu verbergen.

„Geht nur," fuhr der Kanzler fort und reichte ihm die Hand zum Kusse, „geht nur, Herr geheimer Sekretär, und setzt Eure Bittschrift auf. Vielleicht findet sie den König in einem Augenblick guter Laune."

„Mag mir Se. Majestät den Orden bewilligen oder nicht,

immerhin bin ich stolz auf Euer Excellenz hohe Gnade und gerührt von so vielem Wohlwollen."

„Eilt Euch, Lieber, denn ich will schnell abreisen. Ihr müßt Euch noch genaue Nachweisungen über diesen Han verschaffen."

Musdoemon verabschiedete sich mit einer stummen Verbeugung.

XIV.

„Ja, Herr, wir sind in der That schuldig und verbunden, eine Wallfahrt nach der Grotte von Lynraß zu machen. Hätte man glauben sollen, daß dieser Eremit, den ich verwünschte wie einen höllischen Geist, unser Retter werden sollte, und daß die Lanze, die uns jeden Augenblick den Tod zu drohen schien, uns zur sicheren Brücke über den Abgrund dienen würde?"

Mit diesen Worten gab Benignus Spiagudry seine Freude und seine Dankbarkeit gegen den geheimnißvollen Einsiedler zu erkennen. Unsere Reisenden hatten den verfluchten Thurm verlassen und Vygla lag bereits weit hinter ihnen. Sie klommen eben einen steilen Berg hinauf. Der Anbruch des Tages war nahe. Ordener schritt schweigend vorwärts.

„Herr," fuhr der redselige Spiagudry fort, „fürchten Sie nichts. Die Häscher haben sich mit dem Eremiten rechts gewendet und wir sind jetzt weit genug von ihnen entfernt, um frei sprechen zu können. Bis jetzt war es allerdings der Klugheit gemäß, stille zu schweigen."

„In der That," erwiederte Ordener, „Ihr treibt die Klugheit ziemlich weit, denn es sind jetzt etwa drei Stunden, daß wir den Thurm und die Häscher hinter uns haben."

„Das ist wahr, Herr, aber Vorsicht kann nicht schaden.

Wenn ich mich nun genannt hätte, als der Anführer dieser höllischen Rotte mit einer Stimme, gleich derjenigen, womit Saturn seinen neugeborenen Sohn forderte, um ihn zu fressen, den Namen Benignus Spiagudry aussprach, wenn ich nicht in diesem furchtbaren Augenblick meine Zuflucht zu einer klugen Schweigsamkeit genommen hätte, wo wäre ich jetzt, was wäre aus mir geworden, wie würde es mit mir enden?"

„Ich glaube in der That, alter Herr, daß man in jenem Augenblicke Euern Namen nicht anders von Euch hätte erlangen können, als wenn man ihn Euch mit Zangen aus dem Munde gerissen hätte."

„Hatte ich Unrecht, Herr, zu schweigen? Hätte ich gesprochen, so würde der Eremit, den St. Usbald der Einsiedler segnen möge, nicht Zeit gehabt haben, den Anführer der Häscher zu fragen, ob seine Leute Soldaten der Besatzung von Munckholm seien, eine unbedeutende Frage, einzig in der Absicht gethan, Zeit zu gewinnen. Haben Sie nicht bemerkt, wie auf die bejahende Antwort dieses einfältigen Häschers der Eremit ihm mit einem seltsamen Lächeln erwiederte, daß er den Schlupfwinkel Spiagudry's kenne und ihn selbst dahin führen wolle?"

Hier hielt der alte Schwätzer etwas inne, um frischen Athem zu schöpfen, dann ergoß er sich in einen neuen Strom pedantischer Redseligkeit.

„Guter Priester! Würdiger und tugendhafter Anachoret, der du die Grundsätze der christlichen Menschenfreundlichkeit und der evangelischen Liebe befolgst! Und ich, ich entsetze mich über dein Aeußeres, das allerdings ziemlich unglückverkündend war, aber eine um so schönere Seele verbarg! Auf Wiedersehen! sprachst du zu mir, als du die Häscher wegführtest! Allerdings hatte der Accent, mit welchem du diese Worte sprachst, etwas Zurückschreckendes, aber das ist nicht deine Schuld, du frommer und unvergleichlicher Eremit! Ohne Zweifel gibt die Einsamkeit

der Stimme diesen seltsamen Ton. Ein Einsiedler anderer Art, jener furchtbare ... Doch schweigen ist klug, wo reden zu nichts führt ... Du hattest freilich Handschuhe an, wie ... aber es war in der That kalt genug, um Handschuhe zu tragen ... Auch über dein salziges Getränk wundere ich mich nicht mehr. Die katholischen Cönobiten haben oft seltsame Regeln. Ein Beispiel ähnlicher Art finden wir in folgendem Verse des berühmten Urensius, Mönchs auf dem Berge Kaukasus:

Rivos despiciens, maris undam potat amaram.

Wie ist mir doch in diesem verfluchten Thurme von Vygla dieser Vers nicht eingefallen! Etwas mehr Gedächtniß hätte mir viele thörichte Unruhe erspart. Es ist allerdings schwierig in einer solchen Mordhöhle, an dem Tische eines Scharfrichters, seine Gedanken ganz beisammen zu haben. Die nämliche Luft mit dem Henker athmen! Und der elendeste Bettler wirft die Lumpen weg, die seinen Leib gegen die Kälte des Winters schützen, wenn die unreine Hand des Henkers sie berührt hat! Und wenn der Kanzler den Bestallungsbrief des Scharfrichters ausgefertigt hat, wirft er ihn unter den Tisch zum Zeichen seines Ekels und Fluches! Und in Frankreich, wenn der Henker todt ist, bezahlen die Gerichtsdiener des Bezirks lieber eine Strafe von vierzig Livres, als daß sie seine Stelle annehmen! Und zu Pesth wollte der Verurtheilte Corchill lieber sich hinrichten lassen, als den Platz eines Scharfrichters annehmen, den man ihm als Begnadigung anbot! Turmeryn, Bischof zu Maestricht, ließ eine Kirche neu einweihen, welche der Fuß des Henkers betreten hatte, und die Czarin Petrowna wusch sich jedesmal das Gesicht, so oft sie von einer Hinrichtung zurückkam. Und gibt nicht, nach Melasius Jturham, Charon selbst dem Räuber Robin Hood beim Einsteigen in den höllischen Nachen den Vortritt vor dem Scharfrichter Philipcraß? Wenn ich jemals zur Macht gelange, was in Gottes Hand steht, so

will ich Todesstrafe und Scharfrichter aufheben und die alten Gebräuche und Taxen wieder einführen. Für den Mord eines Prinzen bezahlt man alsdann, wie im Jahre 1450, die Summe von 1440 Doppelthalern; für den Mord eines Grafen 1440 einfache Thaler; für den Mord eines Barons 1440 halbe Thaler; der Mord eines einfachen Edelmanns kostet . . ."

„Höre ich nicht hinter uns den Schritt eines Pferdes?" sagte Ordener.

Sie sahen sich um und erblickten etwa hundert Schritte hinter sich einen schwarzgekleideten Mann, der ihnen mit der Hand winkte.

„Um Gottes willen, Herr! Lassen Sie uns eilen, dieser schwarze Mann gleicht auf ein Haar einem verkleideten Häscher," sagte der furchtsame Spiagudry.

„Alter Herr, wir sind ja zu zwei und sollten vor einem Manne fliehen!"

„Zwanzig Sperber fliehen vor einer einzigen Nachteule. Ein Kampf mit einem solchen Nachtvogel ist nicht glorreich."

„Seid ruhig, Alter, ich erkenne jetzt den Räuber. Bleibt stehen!"

Der Räuber kam zu ihnen. Es war Athanasius Munder. Er grüßte sie und sagte: „Meine lieben Freunde, um Euretwillen bin ich umgekehrt."

„Herr Pfarrer," sagte Ordener, „wir werden uns glücklich schätzen, Ihnen in irgend etwas dienlich zu sein."

„Im Gegentheil, junger Mann, wünsche ich Ihnen zu dienen. Wollen Sie mir wohl sagen, welches der Zweck Ihrer Reise ist?"

„Das kann ich nicht, ehrwürdiger Herr!"

„Ich wünsche, mein Sohn, daß dies nicht aus Mißtrauen gegen mich geschehe, denn sonst wehe mir, wehe jedem Men-

schen, dem man mißtraut, wenn man ihn auch zum erstenmal gesehen hat."

Die salbungsvolle Demuth des Geistlichen rührte Ordener.

„Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Vater, ist, daß wir in die nördlichen Gebirge gehen."

„Das dachte ich mir, mein Sohn, und deßwegen bin ich zurückgekommen. Es gibt in diesen Gebirgen Banden von Bergleuten und Jägern, die öfters den Reisenden gefährlich sind."

„Nun?" sagte Ordener.

„Nun! Ein edler junger Mann, der einer Gefahr entgegengeht, mag seinen Weg verfolgen, ohne daß man ihn davon abwendig macht; aber Sie haben mir Achtung eingeflößt, und es ist mir ein Mittel eingefallen, Ihnen nützlich zu sein. Der unglückliche Falschmünzer, dem ich gestern die letzten Tröstungen der Religion darbrachte, war ein Bergmann. Vor seinem Ende gab er mir dieses Blatt, auf welches sein Name geschrieben ist, und sagte mir, daß dieser Paß mich vor jeder Gefahr schützen würde, wenn ich je die Gebirge besuchte. Was kann aber dieses Papier einem armen Priester helfen, dessen Beruf ist, bei Gefangenen zu leben und zu sterben, und der übrigens inter castra latronum keine anderen Vertheidigungsmittel suchen darf, als die er in Ergebung und Gebet findet, welches die einzigen Gott wohlgefälligen Schutzmittel sind! Ich habe diesen Paß angenommen, weil man das Herz dessen, der in kurzer Zeit auf dieser Welt nichts mehr zu geben und zu empfangen hat, nicht durch eine abschlägige Antwort betrüben soll. Der Herr hat mir wohl gerathen, denn heute kann ich Ihnen dieses Papier einhändigen, um Ihnen auf Ihrem gefahrvollen Wege dienlich zu sein, und möge die Gabe des Sterbenden dem Lebenden zur Wohlthat gereichen!"

Ordener empfing mit Rührung das Geschenk des ehrwürdigen Geistlichen.

„Herr Pfarrer," sagte er, „möge der Himmel Ihren Wunsch erhören! Inzwischen," fügte er mit jugendlichem Uebermuth hinzu, indem er an seinen Säbel schlug, „führte ich schon hier meinen Paß an der Seite."

„Junger Mann," erwiederte der Priester, „vielleicht wird dieses leichte Papier Sie besser schützen, als das Eisen an Ihrer Seite. Der Blick eines Büßenden ist mächtiger, als das feurige Schwert des Erzengels. Leben Sie wohl! Die da gefangen sind, harren meiner. Beten Sie bisweilen für sie und mich."

„Ihre Gefangenen werden Gnade erhalten, das sage ich Ihnen nochmals."

„Sprechen Sie nicht mit solcher Zuversicht, mein Sohn! Versuche den Herrn nicht, steht geschrieben. Ein Mensch kennt nicht die Gedanken eines andern Menschen, und Sie wissen nicht, was der Sohn des Vicekönigs beschließen wird. Vielleicht wird er einen armen Diener des Herrn nicht einmal vor seine Augen lassen. Gehen Sie mit Gott, und möge der Himmel Ihre Reise segnen!"

XV.

In der Kanzlei des Gouverneurs von Drontheim saßen drei Sekretäre an einer langen Tafel, auf welcher viele Papiere lagen.

„Wissen Sie auch, Wapherney," sagte einer derselben, „daß dieser arme Bibliothekar Foxtipp von dem Bischof entlassen werden wird, Dank dem Empfehlungsschreiben, durch welches Sie das Gesuch des Doktors Anglyvius unterstützt haben?"

„Was spielen Sie uns da auf, Richard?" sagte der andere der beiden Sekretäre, an welchen die Frage nicht gerichtet war. „Waphernei konnte kein Empfehlungsschreiben zu Gunsten des Anglyvius ausfertigen, denn die Bittschrift dieses Menschen hat den General empört, als ich sie ihm vorlas."

„Das haben Sie mir allerdings gesagt, allein ich fand auf der Bittschrift das Wort tribuatur, von des Gouverneurs eigener Hand geschrieben," erwiederte Wapherney.

„Wirklich!" rief der erste verwundert aus.

„Ja, mein Freund! Und mehrere andere Beschlüsse Sr. Excellenz, von welchen Sie mir sagten, sind in den Randglossen ebenfalls geändert. So hat der General unter die Bittschrift der Bergleute geschrieben negetur ...."

„Wie! Das ist mir unbegreiflich, da der General doch wegen des aufrührerischen Geistes dieser Bergleute in Besorgniß war."

„Er wollte sie vielleicht durch Strenge schrecken. Ich glaube dies darum, weil auf die Bittschrift des Almoseniers Munder in Betreff der Begnadigung der zwölf Verurtheilten gleichfalls abschlägige Antwort gegeben ist."

„Das kann ich nicht glauben. Der Gouverneur hat ja so viel Mitleid für diese Verurtheilten an den Tag gelegt ...."

„So lesen Sie selbst, Arthur!"

Arthur nahm die Bittschrift und sah darunter die abschlägige Antwort.

„In der That," sagte er, „ich kann kaum meinen eigenen Augen glauben. Ich will dieses Papier dem General noch einmal vorlegen. An welchem Tage hat denn der Gouverneur die Beschlüsse auf diese Eingabe beigesetzt?"

„Vor drei Tagen, meine ich."

„Das war also an dem Morgen, an welchem Baron Ordener so kurz erschien und so schnell wieder verschwand."

„Sehen Sie einmal," rief Wapherney aus, „steht nicht abermals ein tribuatur auf der nämlichen Bittschrift dieses Benignus Spiagudry?"

Richard wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Ist das nicht dieser alte Aufseher im Spladgest, der erst auf eine so seltsame Weise verschwunden ist?"

„So ist es, man hat in seinem Todtenzimmer einen verstümmelten Leichnam gefunden, und jetzt läßt ihn die Justiz verfolgen. Ein kleiner Lappe, sein Diener, der allein im Spladgest zurückgeblieben, ist, sowie das Publikum, der Meinung, daß ihn der Teufel geholt habe, weil er ein Hexenmeister sei."

„Der hinterläßt eine gute Reputation!" sagte Waphernen lachend.

In diesem Augenblicke trat ein vierter Sekretär ein.

„Sie kommen heute sehr spät, Gustav," rief ihm Waphernen zu, „haben Sie etwa gestern Hochzeit gehalten?"

„Nicht doch," fiel Arthur ein, „er wird einen Umweg gemacht haben, um vor dem Fenster der schönen Rosily seinen neuen Mantel zu zeigen."

„Sie irren sich, die Ursache meines Ausbleibens ist nicht so angenehm, und ich zweifle, daß mein neuer Mantel einigen Eindruck auf die Pèrson gemacht hat, welche ich eben besuchte."

„Woher kommen Sie denn?"

„Vom Spladgest."

„Was haben Sie denn dort so Besonderes gesehen?"

„Ich wurde durch die Menge, die sich um den Spladgest drängte, mit fortgerissen. Man hat die Leichname von drei Soldaten der Besatzung von Munckholm und von zwei Häschern hingebracht, welche man gestern, vier Stunden von hier, in der Schlucht von Cascadthymore gefunden hat. Sie waren ausgeschickt worden, den flüchtigen Spiagudry zu verfolgen. Es ist unbegreiflich, wie so viele bewaffnete Menschen ermordet werden konnten. Die Verstümmlung ihrer Körper beweist, daß sie vom Felsen herabgestürzt worden sind."

„Sie haben die Leichname selbst gesehen?"

„Ich habe sie im Geiste noch vor Augen."

„Und wen hält man für die Thäter?"

„Einige schreiben den Mord einer Bande von Bergleuten

zu; sie versichern, daß man gestern im Gebirge den Hörnerschall vernommen habe, wodurch sie sich das Zeichen zu geben pflegen."

„Wirklich!"

„Ein alter Bauer hat dagegen die Bemerkung gemacht, daß auf dieser Seite weder Minen noch Bergleute seien."

„Und wer sollte es sonst sein?"

„Man weiß es nicht. Wenn die Körper angefressen wären, so könnte man glauben, daß es wilde Thiere seien, denn sie haben lange und tiefe Ritze an sich, wie von Thierkrallen. Auf die nämliche Weise ist der Leichnam eines Greises mit weißem Barte entstellt, den man vorgestern Morgens in den Spladgest gebracht hat."

„Wer ist dieser Greis?"

„An seiner hohen Gestalt, seinem weißen Bart und dem Rosenkranz, den er noch in der Hand hatte, wollte man in ihm den Einsiedler von Lynraß erkennen. Augenscheinlich ist der arme Mann auch ermordet worden. Allein zu welchem Zwecke? Aus religiöser Unduldsamkeit geschieht jetzt kein Mord mehr, und der alte Eremit besaß auf der Welt nichts, als seine Kutte und das öffentliche Wohlwollen, das ihm Brod gab."

„Und dieser Leichnam ist auch wie von den Krallen eines wilden Thieres zerrissen?"

„Und die nämlichen Spuren von Thierkrallen hat man an dem Leichnam eines Offiziers gefunden, der vor einigen Tagen in den Spladgest gebracht worden ist."

„Das ist höchst sonderbar," sagte Arthur.

„Entsetzlich ist es," fügte Richard hinzu.

„Stille jetzt und Arbeit, denn ich glaube, der General ist im Anmarsch!" fiel Waphernen ein.

XVI.

Im Jahr 1675, vierundzwanzig Jahre vor dem Zeitpunkt, in welchem unsere Geschichte beginnt, wurde in dem Weiler Thoctree die Hochzeit der schönen Lucie Pelnyrh mit dem starken Caroll Stadt gefeiert. Lucie war das schönste Mädchen, Caroll der wackerste Bursche im ganzen Kanton. Eltern und Verwandte hatten ihrer Vereinigung Schwierigkeiten in den Weg gelegt, bis eines Tages Caroll seine Lucie aus einer großen Gefahr rettete. Er hörte Geschrei im Wald und eilte herbei; ein vom ganzen Lande gefürchteter Räuber hatte Lucie ergriffen, um sie wegzutragen. Caroll griff dieses Unthier mit menschlichem Angesicht, dem man den Namen Han beigelegt hatte, weil es brüllte, wie ein wildes Thier, herzhaft an. Niemand hätte dies gewagt, aber die Liebe verdoppelte seine Kräfte. Er befreite seine Geliebte und brachte sie ihrem Vater, der sie ihm nun zum Weibe gab.

Der Tag ihrer Vereinigung war ein Fest für das ganze Dorf. Lucie allein war düster. Am Abend ging das Brautpaar in seine neue Hütte.

Am andern Morgen war Caroll Stadt verschwunden. Nach neun Monaten einsamer Trauer gebar Lucie einen Sohn, und am nämlichen Tage wurde das Dorf Golyn von dem über ihm hängenden Felsen zerschmettert.

Die Geburt dieses Sohnes verminderte in Nichts die düstere Traurigkeit der Mutter. Gill Stadt glich in Nichts dem verschwundenen Caroll. Seine wilde Kindheit schien ein noch wilderes Leben anzukünden. Bisweilen kam ein kleiner wilder Mensch, in welchem die Einwohner Han den Isländer erkannten, in die verlassene Hütte der Wittwe Caroll, und dann hörten die Vorübergehenden darin thierisches Brüllen und klagende Töne eines Weibes. Monate lang führte der Wilde den jungen

Gill mit sich fort, und wenn er in das Haus seiner Mutter zurückkehrte, war er jedesmal wilder und unbändiger.

Die Wittwe Stadt fühlte für dieses Kind eine Mischung von Abscheu und Zärtlichkeit. Manchmal schloß sie es in ihre Arme, als das einzige Gut, welches sie noch an das Leben fesselte. Ein andermal stieß sie es mit Abscheu von sich, indem sie schmerzlich den Namen Caroll ausrief. Niemand auf der Welt wußte, was in ihrem Herzen vorging.

Als Gill dreiundzwanzig Jahre alt war, sah er Guth Stersen und liebte sie mit glühender Leidenschaft. Guth Stersen war reich und er arm: Deßhalb ging er in die Bergwerke von Roeraas, um dort als Bergmann etwas zu erwerben. Von da an hatte seine Mutter nichts mehr von ihm gehört.

In einer Nacht saß die Wittwe Stadt bei halb erloschener Lampe an dem Spinnrad, das sie nährte. Man klopfte an die Thüre.

„Wenn es mein Sohn wäre!" rief sie und eilte zu öffnen.

Ein kleiner Eremit mit schwarzem Bart trat herein.

„Heiliger Mann Gottes," sagte die Wittwe, „was verlangt Ihr? Ihr wißt nicht, über welche Schwelle Ihr eingegangen seid."

„Doch, ich weiß es!" erwiederte der Einsiedler mit einer rauhen mißtönenden Stimme, welche ihr nur allzu wohl bekannt war, riß den schwarzen Bart ab, schlug die Kapuze zurück und ließ sein wildes Gesicht, seinen rothen struppigen Bart und seine mit furchtbaren Nägeln bewaffneten Hände sehen.

„O!" rief die Wittwe aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun," sagte der kleine Mann, „hast Du Dich in vierundzwanzig Jahren noch nicht daran gewöhnt, den Gatten zu sehen, der Dir für die ganze Ewigkeit beigesellt ist?"

„Ewigkeit!" murmelte sie mit Entsetzen.

„Höre, Lucie Pelnyrh, ich bringe Dir Nachrichten von Deinem Sohne."

„Von meinem Sohne! Wo ist er? Warum kommt er nicht?"

„Er kann nicht."

„So sprecht doch! Ich will Euch danken, wenn Ihr mir einmal Glück bringt."

„Es ist das wahre Glück, was ich Dir bringe, denn Du bist ein schwaches Weib, und ich wundere mich, daß Du einen solchen Sohn unter Deinem Herzen tragen konntest. So freue Dich denn! Du hast immer gefürchtet, daß Dein Sohn in meine Fußstapfen treten möchte. Fürchte es nicht mehr."

„Wie!" rief die Mutter entzückt aus, „mein Sohn hat sich also geändert?"

Der Eremit warf einen höhnisch traurigen Blick auf sie.

„Ganz geändert!" sagte er.

„Und warum eilt er nicht in meine Arme? Wo habt Ihr ihn gesehen? Was machte er?"

„Er schlief."

„Warum habt Ihr ihn nicht geweckt, daß er zu seiner Mutter komme?"

„Sein Schlaf war allzu tief."

„Wann wird er endlich kommen? Wann soll ich ihn wiedersehen?"

Der Eremit zog eine Art Trinkschale unter seiner Kutte hervor.

„Trinke, Wittwe," sprach er, „trinke auf die nahe Rückkehr Deines Sohnes!"

Die Wittwe stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Es war ein menschlicher Hirnschädel.

„Weib, wende Deine Blicke nicht ab! Du willst Deinen Sohn sehen, das ist Alles, was von ihm übrig ist."

Er brachte beim röthlichen Lampenschein den Schädel des Sohnes an die bleichen Lippen der Mutter.

Das arme Weib hatte ihre Tage im Unglück verlebt, ein

Unglück mehr konnte ihr Herz nicht brechen. Sie warf einen starren, stumpfsinnigen Blick auf das wilde Gesicht des Eremiten und seufzte: „Der Tod! Tödte mich!"

„Stirb, wenn Du willst! Aber denke zurück an den Wald von Thoctree! Erinnere Dich des Tags, an welchem der Dämon, indem er sich mit Deinem Körper vermischte, Deine Seele der Hölle übergab! Ich bin der Dämon, und Du bist mein Weib in Ewigkeit! Jetzt stirb, wenn Du willst!"

In diesem abergläubischen Lande war der allgemeine Glaube, daß bisweilen höllische Geister unter den Menschen erschienen, um in ihrer Mitte ein Leben verbrecherischer und unglückseliger Thaten zu durchleben. Han der Isländer stand in diesem Rufe. Man glaubte auch, daß das Weib, welches durch Verführung oder Gewalt die Beute eines dieser Dämone in menschlicher Gestalt wurde, schon durch dieses Unglück unwiderruflich die Gefährtin seiner ewigen Verdammniß werde.

„Gott, mein Gott!" rief, von diesen abergläubischen Gedanken ergriffen, das Weib in Verzweiflung aus, „so muß ich denn das Leben tragen! Und welches Verbrechen habe ich denn begangen! Kann ein schwaches Weib der Gewalt eines Dämons widerstehen!"

Han warf auf sie einen Blick höhnischen Triumphs.

„Ha!" rief sie plötzlich aus, „es ist nur ein furchtbarer Traum, der mich schreckt, mein Sohn lebt, mein Sohn ist nicht todt!"

„Weib, Dein Sohn ist so gewiß todt, als Du lebst!"

„Gott, großer Gott!" seufzte sie schmerzlich.

„Rufe den Namen Gottes nicht an, Du Tochter der Hölle!"

Die Unglückliche verstummte.

„Zweifle nicht," fuhr er fort, „an dem Tod Deines Sohnes. Er ist gestraft worden, weil er sein Felsenherz von dem Blick eines Weibes erweichen ließ. Ich, ich habe Dich besessen, aber

nie geliebt. Mein Sohn und der Deinige ist von seiner Braut, für die er starb, betrogen worden."

Das Weib jammerte um ihren Sohn in kläglichen Tönen.

„Schwaches Weib, bezwinge Deinen Schmerz! Ich weihe meinem Sohne mehr als fruchtlose Thränen. Während Du weinst, habe ich schon begonnen, ihn zu rächen. Seine Braut hat ihn um eines Soldaten der Besatzung von Munckholm willen betrogen. Das ganze Regiment soll durch meine Hände umkommen."

Er schlug die Aermel seiner Kutte zurück. Seine mißgestalteten Arme waren mit Blut bedeckt.

„Ja," fuhr er mit einem Brüllen des Schmerzes fort, „ja, am Strande von Urchthal, in den Schluchten von Cascadthymore wird Gills Geist gerne verweilen. Weib, siehst Du dieses Blut? Tröste Dich also!"

Plötzlich, wie von einer Erinnerung ergriffen, unterbrach er sich.

„Weib, hat man Dir nicht eine eiserne Büchse von mir überbracht? Ich habe Dir Gold geschickt und bringe Dir Blut, und Du weinst noch! Welchem Geschlechte gehörst Du denn an? Bist Du nicht vom Geschlecht der Menschen, daß Dich Gold nicht glücklich macht?"

Das Weib, in dumpfer Verzweiflung, schwieg.

Er schüttelte sie am Arme: „Lucie Pelnyrh! Hat Dir nicht ein Bote eine versiegelte eiserne Büchse gebracht?"

Das Weib schüttelte den Kopf und versank wieder in ihren Schmerz.

„Ha! Elender! Ungetreuer Spiagudry!" rief der Wilde aus. „Das sollst Du mir schwer büßen! Dieses Gold soll Dich theuer zu stehen kommen!"

Er warf seine Kutte von sich und stürzte aus der Hütte mit dem Brüllen einer Hyäne, die einen Leichnam sucht.

XVII.

Der Strand von Norwegen ist so reich an engen Buchten, Schlupfhafen, Felsenriffen, Lagunen und kleinen Vorgebirgen, daß durch ihre Zahl und Namen das Gedächtniß des Reisenden ermüdet und die Geduld des Topographen erschöpft wird. Ehemals hatte, nach den Volkssagen, jede Landenge ihren bösen Geist, der da hauste, jede Bucht eine Fee zur Bewohnerin, jedes Vorgebirge seinen Heiligen, der es schützte, denn der Aberglaube mischt sich Gegenstände des Schreckens aus allen Religionen zusammen. Am Strande von Kelvel, einige Stunden nordwärts von der Grotte von Walderhog, war, nach dem Volksglauben, ein einziger Ort frei von der Gerichtsbarkeit der höllischen und himmlischen Geister. Es war eine lichte Stelle am Ufer, von einem Felsen beherrscht, auf dessen Gipfel man noch einige alte Ruinen von der Burg Ralphs des Riesen erblickte. Diese kleine wilde Matte, die nördlich vom Meer begrenzt und zwischen mit Buschwerk bewachsenen Felsen eingezwängt war, dankte ein solches Vorrecht dem bloßen Namen dieses alten norwegischen Ritters, ihres ersten Besitzers, denn kein höllischer oder himmlischer Geist hätte gewagt, sich zum Bewohner oder Beschützer des Orts zu machen, der vor alten Zeiten Ralph dem Riesen angehört hatte.

Allerdings reichte schon Ralphs furchtbarer Name allein hin, diesem an sich schon so wilden Ort einen Schrecken einflößenden Charakter aufzudrücken; aber die Rückerinnerung an einen Riesen ist doch nicht so erschreckend, als die Gegenwart eines Geistes, und niemals hatte ein Fischer, der hier Schutz vor dem Sturme suchte, höllische Geister und verdammte Seelen auf der Spitze der Felsen tanzen, noch die Fee in ihrem von leuchtenden Würmern gezogenen Wagen durch das Gebüsche

fahren, noch den Heiligen nach verrichtetem Gebet wieder zum Himmel hinaufschweben sehen.

Wenn jedoch in der Nacht, welche auf jenen großen Sturm folgte, die Wellen des Meeres und die Gewalt des Windes irgend einen Seemann in diese gastliche Bucht getragen hätten, so würde ihn der Anblick von drei Männern, die mitten in der Matte um ein Feuer saßen, mit abergläubischem Schrecken erfüllt haben. Zwei dieser Männer trugen die großen Filzhüte und die langen weiten Beinkleider der königlichen Bergleute. Ihre Arme waren nackt bis zur Schulter, ihre Füße steckten in ungegerbten Thierfellen; ihre krummen Säbel und ihre langen Pistolen trugen sie in einem rothen Gürtel um den Leib. Beide hatten eine Trompete von Horn um den Hals hängen. Der eine war alt, der andere jung. Der dichte Bart des alten und die langen Haare des jungen Mannes machten ihre von Natur ernsten und düsteren Gesichter noch wilder.

In ihrem Gefährten erkannte man an seiner Mütze von Bärenfell, an seinem Wamms von geöltem Leder, an seiner Büchse, die in einem Bandelier über seinem Rücken hing, an seinen kurzen und engen Beinkleidern, an seinen nackten Knieen, an seinen Sandalen von Baumrinde, an der glänzenden Axt in seiner Hand, mit leichter Mühe einen Bergbewohner aus den nördlichen Theilen Norwegens.

Diese drei Männer drehten öfters den Kopf nach dem Fußpfad um, der von der Höhe zu Ralphs Matte führte, und nach ihren Reden zu urtheilen, erwarteten sie eine vierte Person.

„Wißt Ihr auch, Kennybol,“ sagte der eine der Männer, „daß wir in der Matte des Räubers Tulbytilbet da üben zu dieser Stunde den Abgesandten des Grafen Greiffenfeld nicht so ungestört erwarten würden, eben so wenig, als da unten in St. Cuthberts Bucht? . . .“

„Schweigt, Jonas, redet nicht so laut,“ erwiederte der

Bergbewohner dem alten Bergknappen, „gepriesen sei Ralph der Riese, der uns schützt! Möge mich der Himmel bewahren, daß ich je wieder den Fuß in Tulbytilbets Matte setze! Letzthin glaubte ich dort Weißdorn zu brechen, und ich pflückte Hexenkraut, das mich sengte und brennte, daß ich fast närrisch wurde."

Der junge Bergmann lachte.

„In der That, Kennybol," sagte er, „ich glaube, daß das Hexenkraut seine Wirkung auf Euren armen Hirnkasten nicht verfehlt hat."

„Selbst armer Hirnkasten!" erwiederte der beleidigte Bergbewohner. „Seht doch, Jonas, er lacht über das Hexenkraut! Das ist das Lachen eines Wahnsinnigen, der mit einem Todtenkopf spielt."

„Hm!" versetzte Jonas, „so mag er in die Grotte von Walderhog gehen, wo die Köpfe der von Han dem isländischen Dämon Erschlagenen jede Nacht um sein Lager von trockenen Kräutern tanzen und mit den Zähnen klappern, um ihn einzuschläfern."

„Das ist ganz wahr," sagte der Bergbewohner.

„Aber," fiel der junge Bergmann ein, „der Herr Hacket, den wir hier erwarten, hat uns ja versprochen, daß Han der Isländer sich an die Spitze unseres Aufstandes stellen werde."

„Er hat es versprochen," antwortete Kennybol, „und mit Hülfe dieses Dämons werden wir unfehlbar alle grünen Röcke von Drontheim und Kopenhagen überwinden."

„Desto besser!" rief Jonas aus, „nur will ich nicht in der Nacht Schildwache bei ihm stehen."

Es krachte im Gebüsch, sie wandten die Köpfe um, und erkannten beim Scheine des Feuers den neuen Ankömmling.

„Er ist es! Es ist Herr Hacket! Ihr habt lange auf Euch warten lassen, Herr Hacket!"

Dieser Herr Hacket war ein kleiner, dicker, schwarzgekleideter

Mann, dessen Gesicht, trotz seiner Jovialität, einen düsteren Ausdruck hatte.

„Meine Unkenntniß des Wegs und die Vorsichtsmaßregeln, die ich treffen mußte," sagte er, „haben meine Ankunft verzögert. Ich habe diesen Morgen den Grafen Schuhmacher verlassen. Hier sind drei Goldbörsen, die ich Euch von ihm überreichen soll."

Die beiden Alten griffen mit jener Habgier zu, welche allen Landleuten dieses armen Norwegens eigen ist. Der junge Bergmann wies die Börse zurück, welche ihm Hacket darreichte.

„Behaltet Euer Gold, Herr!" sagte er. „Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß ich mich um Eures Grafen Schuhmacher willen empöre. Ich stehe auf, um die Bergmänner von der königlichen Vormundschaft zu befreien; ich empöre mich, damit das Bett meiner Mutter eine warme Decke habe."

Herr Hacket erwiederte ruhig: „Also, mein lieber Norbith, will ich dieses Gold Eurer armen Mutter schicken, und sie soll sich zwei neue Decken anschaffen, welche sie gegen die Stürme des Winters schützen."

Norbith nickte bejahend mit dem Kopfe.

Hacket fuhr fort: „Aber hütet Euch, unbedachtsam zu sagen, daß Ihr nicht für Schuhmacher, Grafen von Greiffenfeld, die Waffen ergreift."

„Gleichwohl .... gleichwohl ...." murmelten die beiden Alten, „wissen wir, daß man die Bergleute unterdrückt, aber diesen Grafen, diesen Staatsgefangenen kennen wir nicht ...."

„Wie!" rief der Abgesandte aus. „Könnt Ihr so sehr undankbar sein! Ihr seufzet unter der Erde, des Lichtes und der Luft beraubt, um Euer Eigenthum betrogen, Sklaven der unerträglichsten Vormundschaft! Wer ist Euch zu Hülfe gekommen? Wer hat Euern Muth entflammt? Wer hat Euch Gold und Waffen gegeben? War es nicht mein erlauchter Gebieter, der edle Graf

von Greiffenfeld, der noch unglücklicher ist, als Ihr selbst? Und jetzt, von ihm mit Wohlthaten überhäuft, wollet Ihr zaudern, seine Freiheit mit der Eurigen zu erfechten?"

„Ihr habt Recht," unterbrach ihn Norbith, „das wäre übel gethan."

„Ja, Herr Hacket," sagten die beiden Alten, „wir wollen für den Grafen Schuhmacher kämpfen."

„Recht so, meine Freunde! Muth gefaßt, erhebt Euch in seinem Namen, tragt den Namen Eures Wohlthäters von einem Ende Norwegens zum andern! Alles begünstigt Eure gerechte Sache. Ihr werdet von einem furchtbaren Feinde, dem General Levin von Knud, Gouverneur der Provinz, befreit werden. Die geheime Macht meines edlen Herrn, des Grafen von Greiffenfeld, wird ihn für eine Zeit nach Bergen berufen lassen. Sagt mir nun, Kennybol, Jonas, und Ihr, mein lieber Norbith, sind alle Eure Kameraden bereit?"

„Meine Brüder zu Guldbransthal," antwortete Norbith, „warten nur, daß ich ihnen das Zeichen gebe. Morgen, wenn Ihr wollt . . . ."

„Morgen! Sei es! Die jungen Bergmänner, an deren Spitze Ihr steht, müssen den Aufstand beginnen. Und Ihr, wackerer Jonas?"

„Sechshundert Eisenarme der Inseln Faroer, die seit drei Tagen in dem Walde von Bennaltag von Bärenfett und Gemsenfleisch leben, harren nur auf den Hörnerschall ihres alten Hauptmanns Jonas aus dem Flecken Loewig."

„Ganz gut! Und Ihr, Kennybol?"

„Alle, die in den Schluchten von Kole eine Axt führen, und ohne Knieleder die Felsen erklettern, sind bereit, sich an ihre Brüder, die Bergleute, anzuschließen, sobald ihr Horn erschallt."

„So ist es in der Ordnung. Jetzt kündigt Euern Kameraden,

damit sie des Sieges gewiß seien, an, daß Han der Isländer sich an ihre Spitze stellen wird."

„Ist das sicher?" fragten alle drei zumal mit einer Stimme, in welcher sich Hoffnung mit Schrecken gemischt kundgab.

„Innerhalb vier Tagen, zu der nämlichen Stunde," sagte der Abgesandte feierlich, „erwarte ich Euch mit Euern vereinigten Haufen in der Mine von Apsyl-Corh, bei dem See Smiassen, unter der Ebene des blauen Sternes. Dort werde ich mit Han dem Isländer eintreffen."

„Wir werden uns einfinden," erwiederten die drei Anführer, „und möge Gott diejenigen nicht verlassen, denen der Teufel hilft!"

„Fürchtet nichts von Seite Gottes," sagte Hacket höhnisch. „Ihr werdet in den alten Ruinen von Crag Fahnen für Eure Truppen finden. Vergeßt nicht den Ruf: Es lebe Schuhmacher! Laßt uns Schuhmacher befreien! Jetzt müssen wir uns trennen, es will Tag werden. Zuvor aber schwört mir das unverbrüchlichste Stillschweigen über Alles, was zwischen uns vorgeht."

Alsbald öffneten sich die drei Anführer mit ihren Säbeln eine Ader am linken Arme, ergriffen sofort Hacket's Hand und ließen jeder einige Tropfen seines Blutes darauf fließen.

„Ihr habt unser Blut!" sagten sie.

Norbith fügte feierlich hinzu: „Möge all' mein Blut aus meinen Adern strömen, wie dieses, möge ein böser Geist alle meine Pläne zu nichte machen, wie der Wind einen Strohhalm vor sich her bläst, möge mein Arm von Blei sein, wenn ich eine Schmach rächen will, mögen Fledermäuse auf meinem Grabe laufen, mögen mich im Leben die Todten umgaukeln, und im Tode die Lebenden entweihen, mögen meine Augen Thränen weinen, wie die eines alten Weibes, wenn ich je den Mund aufthue, von dem zu sprechen, was zu dieser Stunde auf der Matte Ralphs des Riesen geschehen ist! So mögen

mir alle Engel im Himmel beistehen, daß ich meinen Schwur halte! Amen!"

„Amen!" wiederholten die beiden Alten.

XVIII.

Benignus Spiagudry konnte nicht begreifen, was einen gesunden jungen Mann, der noch viele Lebensjahre vor sich hatte, bewegen mochte, aus freien Stücken einen Kampf mit Han dem Isländer zu suchen. Oft hatte er unterwegs auf diesen Gegenstand angespielt, aber der junge Abenteurer beobachtete über die Ursache seiner Reise das tiefste Schweigen. Auch in andern Beziehungen, welche seinen Reisegefährten betrafen, war der vorwitzige Pedant nicht glücklicher gewesen. Einmal hatte er eine Frage nach der Familie und dem Namen seines jungen Herrn, wie er ihn nannte, gewagt. „Nennt mich Ordener!" war die kurze Antwort, und zwar in einem Ton, der sich jede weitere Frage verbat.

Sie waren schon vier Tage unterwegs, ohne viel Weg zurückgelegt zu haben, theils wegen der durch das Ungewitter zerrissenen Straßen, theils wegen der vielen Um- und Querwege, welche der flüchtige Spiagudry machen zu müssen glaubte, um bewohnte Orte zu vermeiden. Nachdem sie Skongen rechts liegen gelassen, erreichten sie am Abend des vierten Tags das Ufer des Sparbosees.

Ordener hielt an und verlor sich in den Anblick dieser alten druidischen Wälder, welche die felsigen Ufer des Sees bedecken.

„Ganz recht, junger gnädiger Herr!" rief ihm Spiagudry zu. „Vor demjenigen der Seeen Norwegens, welcher am meisten Plattfische enthält, muß sich der Geist in Nachdenken verlieren."

Ordener, in Betrachtung verloren, gab keine Antwort.

Der gelehrte Schwätzer fuhr fort: „So gerecht auch Ihre gelehrte Contemplation ist, so muß ich Sie dennoch derselben entreißen, um Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß sich der Tag neigt, und daß wir uns beeilen müssen, wenn wir den Weiler Oelmö vor Einbruch der Nacht noch erreichen wollen."

Ordener setzte sich wieder in Marsch. Spiagudry folgte ihm, indem er gelehrte Betrachtungen über den Sparbosee anstellte; „Herr Ordener," sprach er, „wenn Sie den wohlgemeinten Rath Ihres unterthänigst ergebenen Führers und Wegweisers annehmen wollten, so würden Sie Ihr unseliges Unternehmen aufgeben. Ja, gnädiger Herr, und dann würden wir unsern Aufenthalt an den Ufern dieses höchst merkwürdigen Sees nehmen und uns gemeinschaftlich einer Menge gelehrter Untersuchungen hingeben, als z. B. der über die stella canora palustris, welche sonderbare Pflanze, die viele Gelehrte für fabelhaft halten, der Bischof Arngrim an den Ufern des Sparbo gesehen und gehört zu haben versichert. Dazu kommt noch, daß wir das Vergnügen hätten, denjenigen Fleck Europas zu bewohnen, der am meisten Gyps enthält, und wohin die Spürhunde der Themis von Drontheim nicht leicht kommen. Spricht Sie dieser Gedanke nicht an, mein junger gnädiger Herr? Fassen Sie demnach den Entschluß, Ihrer ohne Nutzen gefährlichen Reise, einem periculum sine pecunia, d. h. einem thörichten, in einem unseligen Augenblicke gefaßten Unternehmen, zu entsagen."

Ordener gab auf alles Geschwätz seines Reisegefährten nur einsilbige, abgerissene und zerstreute Antworten. So kamen sie in den Weiler Oelmö, in welchem eine ungewöhnliche Bewegung stattfand.

Die Einwohner strömten aus ihren Hütten einem kreisförmigen Hügel zu, auf welchem einige Leute standen, deren

Einer in das Horn stieß, während er eine kleine schwarzweiße Fahne über seinem Haupte schwang."

„Das ist ohne Zweifel irgend ein Marktschreier," sagte Spiagudry, „**ambubaiarum collegia, pharmacopolae**, irgend ein Quacksalber, der Gold in Blei und Wunden in Geschwüre verwandelt. Laßt uns sehen, welche Erfindung der Hölle er an diese einfältigen Bauern verkaufen wird! Wenn diese Beutelschneider sich noch auf Könige und Fürsten beschränkten, wie der Däne Borichius und der Mailänder Borri, diese Alchymisten, die unsern guten Friedrich den Dritten so vollständig zum Narren hielten; allein diese Menschen haschen nach dem Pfennig des Landmanns, wie nach der Million des Fürsten."

Spiagudry irrte sich. Als sie näher kamen, erkannten sie an seiner schwarzen Kleidung und runden spitzigen Mütze einen Gerichtsboten, den etliche Häscher umgaben.

Der flüchtige Spiagudry gerieth in Verwirrung und murmelte vor sich hin: „In der That, in diesem einsamen Weiler glaubte ich nicht auf einen Gerichtsboten zu stoßen. Hilf Himmel! Was wird er wohl ausrufen?"

In diesem Augenblicke erhob der Gerichtsbote seine Stimme:

Im Namen Sr. Majestät des Königs und auf Befehl Sr. Excellenz des Generals Levin von Knud, Gouverneurs, läßt der Oberrichter des Drontheimhus allen Einwohnern der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe der Provinz kund und zu wissen thun:

1) Auf den Kopf Han's, gebürtig von Klipstadur in Island, Mörders und Mordbrenners, ist ein Preis von tausend Thalern gesetzt.

2) Auf den Kopf des Benignus Spiagudry, Schwarzkünstlers und Heiligthumsschänders, gewesenen Aufsehers im Spladgest zu Drontheim, ist ein Preis von vier Thalern gesetzt.

3) Dieses Edikt soll in der ganzen Provinz in allen Städten, Flecken und Dörfern, Weilern und Höfen verkündigt werden.

Diese Menschen sind vogelfrei, und ein Jeglicher mag ihr Leben nehmen.

Der arme Spiagudry verstummte vor Schrecken, und leicht hätten die Umstehenden seine Verwirrung wahrnehmen können, wenn nicht ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Gerichtsboten geheftet gewesen wäre.

„Einen Preis auf Hans Kopf!" rief ein alter Fischer aus. „Eben so gut könnten sie einen Preis auf den Kopf Beelzebubs, des Obersten der Teufel setzen."

„Ich möchte Hans Kopf sehen," sagte ein altes Weib, „um mich selbst zu überzeugen, ob seine Augen ein paar brennende Kohlen sind, wie es heißt."

„Allerdings, daran ist nicht zu zweifeln," versicherte eine andere Alte, „denn womit anders, als mit den Augen hat er die Kirche zu Drontheim angezündet? Ich möchte dieses Unthier lebendig sehen, mit seinem Drachenschwanz, seinen Bocksfüßen und Fledermausflügeln."

„Wer hat Euch diese Mährchen erzählt, gute Mutter?" fiel ein Jäger ein. „Ich habe diesen Han den Isländer in den Schluchten von Medsybath mit eigenen Augen gesehen; er ist ein Mensch wie ein anderer, nur ist er so groß, wie ein vierzigjähriger Pappelbaum."

„Wirklich," sagte eine Stimme aus der Menge, deren Ton Spiagudry erbeben machte. Sie gehörte einem kleinen Manne an, dessen Gesicht unter einem breitrandigen Bergmannshut versteckt, und dessen Körper mit Seehundsfellen bedeckt war.

„Mag man," rief ein rußiger Schmied aus, „tausend oder zehntausend Thaler auf seinen Kopf setzen, mag er vier

oder vierzig Fuß groß sein, ich einmal will dieses Geld nicht verdienen!"

„Ich auch nicht," fügte der Fischer hinzu.

„Ich auch nicht! ich auch nicht!" wiederholten alle Anwesenden.

„Wer Lust dazu hat," sagte der kleine Mann, „kann Han den Isländer morgen in den Ruinen von Arbar, bei Smiassen, übermorgen in der Grotte von Walderhog finden.

„Wißt Ihr das gewiß, mein lieber Mann?"

So fragte Ordener und zugleich mit ihm ein kleiner schwarz gekleideter Mann, der bei dem ersten Tone des Horns aus der Thüre des nahen Wirthshauses getreten war.

Der kleine Mann sah sie einen Augenblick an und sagte dann in dumpfem Tone: „Ja!"

„Und woher wißt Ihr das so gewiß?" fragte Ordener.

„Ich weiß so gut, wo Han der Isländer ist, als wo sich Benignus Spiagudry befindet. Weder der eine noch der andere sind in diesem Augenblicke weit von hier."

Spiagudry zitterte an allen Gliedern, zupfte Ordener am Mantel, flüsterte ihm zu: „Herr, gnädiger Herr, im Namen des Himmels, in Gottes und Jesu Namen, aus Mitleid, aus Barmherzigkeit, lassen Sie uns gehen! Herr, hilf uns aus diesem verfluchten Weiler!"

Der kleine Mann kehrte ihnen den Rücken zu und schien sein Gesicht verbergen zu wollen.

„Diesen Benignus Spiagudry," rief der Fischer, „habe ich im Spladgest zu Drontheim gesehen. Er ist ein langer Mann. Vier Thaler hat man auf seinen Kopf gesetzt?"

„Vier Thaler!" wiederholte der Jäger lachend. „Auf den mache ich keine Jagd. Da gilt ein blauer Fuchsbalg mehr."

Diese Vergleichung, die ihn zu jeder andern Zeit beleidigt hätte, gereichte diesmal unserem guten Spiagudry zur Beruhi-

gung. Um vier Thaler zu gewinnen, dachte er, werden sich die Leute nicht viel Mühe geben. Gleichwohl bat er Ordener aufs Neue, mit ihm den Ort zu verlassen. Ordener willfahrte ihm in der Hoffnung, den Räuber um so bälder aufzufinden.

„Alter Herr," fragte er im Gehen, „welches ist denn diese Ruine, in der man morgen, nach der Versicherung des kleinen Mannes, Han den Isländer finden wird?"

„Ich weiß es nicht, ich habe es nicht recht gehört," erwiederte Spiagudry, der diesmal wirklich die Wahrheit sagte.

„Man muß ihn also erst übermorgen in der Grotte von Walderhog aufsuchen," fuhr Ordener fort.

„Die Grotte von Walderhog, gnädiger Herr, das ist in der That der Lieblingsaufenthalt Hans des Isländers."

„So wollen wir unsern Weg dahin nehmen."

„Dann müssen wir uns links ziehen, hinter den Felsen von Oelmö; in weniger als zwei Tagen können wir die Grotte von Walderhog erreichen."

„Kennt Ihr diesen sonderbaren Mann, der Euch so gut zu kennen scheint?"

„Nein, gnädiger Herr!" erwiederte Spiagudry mit zitternder Stimme. „Nur kommt mir der Ton seiner Stimme so seltsam vor."

Ordener suchte ihn zu beruhigen: „Fürchtet nichts. Dient mir wohl, ich nehme Euch unter meinen Schutz. Wenn ich Han den Isländer überwinde, so verspreche ich Euch nicht nur Eure Begnadigung, sondern Ihr sollt auch die tausend Thaler haben, welche auf seinen Kopf gesetzt sind."

So sehr Benignus am Leben hing, so sehr liebte er auch das Geld. Ordeners Versprechen hatte eine magische Wirkung auf ihn. Alle Schrecken wichen auf einmal aus seiner Seele, und in der Freude seines Herzens entwickelte er in vollem

Maße jene Geschwätzigkeit, die sich in einem Strome pedantischer Redensarten und gelehrter Citate ergoß.

„Gnädiger Herr Ordener," sprach er, „sollte ich auch über diesen Gegenstand eine Controverse mit Ower-Bilseuth, sonst auch der Schwätzer genannt, bestehen müssen, so sollte mich dennoch solches nicht abhalten, zu behaupten, daß Sie ein ehrenfester und weiser junger Mann sind; denn was ist in Wahrheit ehrenwerther und ruhmwürdiger, **quid cithara, tuba, vel campana dignius**, als kühn sein Leben einzusetzen, um sein Vaterland von einem Ungeheuer, von einem Räuber, von einem Dämon zu befreien, in welchem alle Dämonen, alle Räuber und Ungeheuer vereinigt erscheinen? Und nicht durch schmutzigen Eigennutz sind Sie getrieben! Der edelmüthige Ordener überläßt den Lohn seiner That seinem Reisegefährten, dem Greis, der ihn bis zur Entfernung einer Meile zur Grotte von Walderhog geleitet hat, denn Sie werden mir erlauben, junger gnädiger Herr, und es ziemt sich für mein Alter, den Ausgang Ihres berühmten Unternehmens in dem Weiler Surb, als welcher eine Meile weit vom Ufer von Walderhog im Walde liegt, abzuwarten! Und nachdem, o Herr, Ihr glänzender Sieg zur Kunde der Menschen gekommen sein wird, so wird durch ganz Norwegen ein Jubel herrschen, demjenigen ähnlich, als Pharamund, der Geächtete, von dem nämlichen Felsen von Oelmö aus, welchen wir jetzt erglimmen, das große Feuer erblickte, das sein Bruder Halfdan auf den Mauern von Mundholm zum Zeichen der Befreiung hatte anzünden lassen . . ."

Bei dem Namen Mundholm unterbrach ihn Ordener lebhaft: „Wie! Vom Gipfel dieses Felsen erblickt man also die Mauern von Mundholm?"

„Ja, gnädiger Herr, zwölf Meilen südlich zwischen den Bergen, welche unsere Väter Friggas Schemel benamsten. Zu

dieser Stunde muß man den Leuchtthurm ganz gut erblicken können."

„Wirklich!" rief Ordener aus. „Es gibt ohne Zweifel einen Fußweg, der auf den Gipfel dieses Felsen führt?"

„Allerdings beginnt in diesem Walde ein Fußweg, der ziemlich verloren bis auf den kahlen Gipfel des Felsen führt."

„Zeigt mir diesen Fußweg, alter Herr! Wir wollen oben auf dem Felsen die Nacht zubringen."

„Was fällt Ihnen da ein, mein gnädiger Herr? Die Ermattung dieses Tages . . ."

„Ich fühle mich kräftig genug, Euch zu unterstützen, wenn Ihr ermattet."

„Gnädiger Herr, die Baumwurzeln in diesem unbetretenen Pfade, sodann die losen Steine, sofort die Finsterniß der Nacht . . ."

„Ich will vorangehen."

„Ferner die wilden Thiere, kriechendes Gewürm, irgend ein entsetzliches Ungeheuer . . ."

„Ich fürchte die Ungeheuer nicht, sonst hätte ich diese Reise nicht unternommen."

„Mein theuerster junger Herr, glauben Sie einem alten, erfahrenen, getreuen Diener und Wegweiser, welcher eine Ahnung hat, daß die Ausführung dieses Plans uns Unglück bringen wird . . ."

„Vorwärts, alter Schwätzer, und bedenke, daß Du mir versprochen hast, mir dienstlich zu sein!" rief Ordener ungeduldig aus. „Zeige mir diesen Fußweg, wo ist er?"

„Wir werden sogleich dahin einlenken," sagte der furchtsame Spiagudry, sich in das unvermeidliche Schicksal ergebend.

Bald kamen sie an den bezeichneten Fußpfad, und Spiagudry bemerkte mit Staunen und Entsetzen, daß das hohe Gras frisch zusammen getreten war, und daß irgend Jemand den

alten Fußsteig Pharamunds des Geächteten erst kürzlich passirt haben mußte.

XIX.

Der General Levin von Knud saß nachdenklich vor seinem mit Papieren überlegten Schreibtisch. Ein vor ihm stehender Sekretär wartete auf seine Befehle.

„Zum Teufel auch," rief er nach einer langen Pause, „wer hätte je gedacht, daß diese verdammten Bergleute es so weit treiben würden? Sie sind sicherlich durch geheime Umtriebe zu diesem Aufstand angereizt worden. Aber die Sache ist ernsthaft. Ihr müßt wissen, Wapherney, daß fünf- bis sechshundert Schufte aus den Inseln Faroer bereits ihre Minen verlassen und unter einem alten Banditen Namens Jonas zu den Waffen gegriffen haben, daß ein junger Brausekopf, Norbith genannt, sich an die Spitze der Mißvergnügten von Gulbransthal gestellt hat, daß zu Sund-Moer, zu Hubfallo, zu Kongsberg, die Unzufriedenen, die nur auf das Signal warteten, vielleicht schon im Aufstand begriffen sind, daß die Bergbewohner unter der Anführung des alten tapfern Kennybol sich an die Empörer angeschlossen haben, und daß der gefürchtete Räuber Han an der Spitze der ganzen Insurrektion steht. Was sagt Ihr zu Allem dem, Freund Wapherney? Hm!"

„Euer Excellenz werden wissen, welche Maßregeln . . ."

„Es ist bei dieser ganzen Geschichte noch ein Umstand, den ich mir nicht entziffern kann, nämlich, daß unser Staatsgefangener Schuhmacher Urheber des Aufstands sein soll. Niemand wundert sich darüber, und mich wundert das am meisten. Ein Mensch, bei welchem sich unser ehrlicher Ordener gefiel, kann kein Staatsverräther sein. Inzwischen sind die Empörer, wie

man versichert, in seinem Namen aufgestanden; sein Name ist ihr Loosungswort; sie legen ihm die Titel bei, deren ihn der König entsetzt hat . . . Das Alles scheint gewiß . . . Aber woher kommt es, daß die Gräfin Ahlfeldt schon vor sechs Tagen alle diese Sachen wußte, wo doch kaum in den Minen die Empörung sich kundgegeben hatte? Gleichviel, man muß der Sache abhelfen. Gebt mir mein Siegel, Waphernep!"

Der General schrieb drei Briefe, siegelte sie und übergab sie dem Sekretär.

„Dieses Schreiben," sagte er, „an den Baron Voethaün, Oberst der Arquebusirer zu Munckholm, daß sein Regiment sogleich gegen die Empörer aufbreche. Hier an den Festungscommandanten zu Munckholm, der Staatsgefangene Schuhmacher soll sorgfältiger als je bewacht werden; ich werde ihn selbst verhören. Diesen Brief nach Skongen an den Major Wolhm, daß er einen Theil seiner Truppen gegen die Rebellen abschicke. Schnell Waphernep!"

Der Sekretär ging und ließ den Gouverneur in seinen Gedanken verloren zurück. Alles das, dachte er, ist sehr beunruhigend. Diese Empörer da, diese ränkevolle Kanzlerin hier, dieser Narr von Ordener, man weiß nicht wo! Vielleicht mitten unter den Rebellen, während er mir seinen Schuhmacher auf dem Halse läßt, der sich gegen den Staat verschwört, und seine Tochter, um deren Unschuld willen ich die Compagnie, in welcher Friedrich von Ahlfeldt dient, habe detachiren lassen . . . Nun, die ist vielleicht gerade am rechten Orte, die ersten Bewegungen der Rebellen aufzuhalten . . . Wahlstrom, wo sie in Besatzung ist, liegt nahe am See Smiassen und an den Ruinen von Arbar. Diesen Punkt muß der Aufstand bald erreichen . . ."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre.

„Was wollt Ihr, Gustav?" fragte der General.

„Ein Bote, mein Herr General!"

„Was gibt es da wieder Neues? Laßt ihn herein!"

Der Bote überreichte dem Gouverneur ein Schreiben: „Excellenz, von Seiten Sr. Erlaucht des Vice-Königs!" sagte er.

„Bei Sankt Georg!" rief der General aus, nachdem er gelesen hatte, „ich glaube, sie sind alle närrisch geworden! Beordert man mich gar nach Bergen! Auf Befehl des Königs in dringenden Angelegenheiten . . . Dazu ist die Zeit gut gewählt . . . Der Großkanzler, der gegenwärtig die Provinz bereist, wird Sie einstweilen ersetzen . . . Ein sauberer Ersatzmann . . . Der Bischof wird ihn unterstützen . . . Zwei herrliche Befehlshaber in einem empörten Lande, ein Kanzler und ein Bischof! . . . aber was ist zu machen! . . . Unmittelbarer Befehl des Königs . . . Man muß . . . Ich will doch vor meiner Abreise Schuhmacher noch verhören. Ich sehe wohl, daß man mich in ein Chaos von Intriguen begraben will, aber ich habe einen Compaß, der nie irreleitet: ein gutes Gewissen."

XX.

„Ja, Herr Graf, heute treffen wir ihn in den Ruinen von Arbar. Ich habe es durch Zufall erfahren, aber viele Umstände machen mir es wahrscheinlich."

„Sind wir weit von diesen Ruinen?"

„Sie liegen in der Nähe des Sees Smiassen. Der Führer versichert, daß wir sie vor Mittag erreichen können."

So besprachen sich zwei Personen zu Pferd, die in braune Mäntel gehüllt waren. Es war noch früh Morgens und sie befanden sich auf einem jener engen Wege, welche den Wald,

der zwischen den Seeen von Smiassen und Sparbo liegt, in allen Richtungen durchschneiden. Ein Bergmann, der sein Horn umhängen hatte und mit seiner Axt bewaffnet war, ritt auf einem kleinen grauen Pferde voran; und hinter ihnen kamen vier andere wohlbewaffnete Reiter, gegen welche sie von Zeit zu Zeit die Köpfe zurückwendeten, als ob sie fürchteten, von ihnen gehört zu werden.

Die beiden Reiter waren der Graf von Ahlfeldt und sein Sekretär Musdoemon. „Wenn dieser isländische Räuber sich wirklich in den Ruinen von Arbar befindet," sagte der Letztere, „so haben wir viel gewonnen, denn das Schwierigste an der Sache war, dieses ungreifbare Wesen aufzufinden."

„Glaubt Ihr, Musdoemon? Und wenn er nun unsere Anerbietungen verwirft?"

„Unmöglich, gnädiger Herr Graf! Gold und Straflosigkeit! Welcher Räuber würde da widerstehen?"

„Ihr wißt aber, daß dieser Räuber kein Bösewicht gewöhnlichen Schlags ist. Legt also nicht Euern Maßstab an ihn an. Wenn er nun unsern Antrag nicht annimmt, wie wollt Ihr Euer Versprechen gegen die drei Anführer des Aufstandes erfüllen?"

„Euer Gnaden scheinen vergessen zu haben, daß uns ein falscher Han der Isländer zu Gebot steht."

„Ihr habt Recht und immer Recht, mein lieber Musdoemon!" sagte der Graf, und beide überließen sich nun ihren eigenen Gedanken.

Musdoemon, dessen Vortheil erforderte, seinen Gebieter bei guter Laune zu erhalten, machte, um ihn zu zerstreuen, eine Frage an den Wegweiser.

„Guter Mann," sagte er, „was ist das für ein steinernes Kreuz dort hinter jenen Eichen?"

„Das ist kein Kreuz, Herr," antwortete der Bergbewohner,

„sondern der älteste Galgen in Norwegen. Der König Olaus hat ihn für einen Richter aufschlagen lassen, der mit einem Räuber ein Bündniß abgeschlossen hatte."

Musdoemon sah den Aerger auf dem Gesichte seines Patrons, als er diese Worte hörte.

„Das ist eine ganz besondere Geschichte," fuhr der treuherzige Wegweiser fort, „der Räuber mußte den Richter hängen . . ."

Musdoemon rief ihm zu: „Schon gut, schon gut, lieber Freund! Wir wissen diese Geschichte."

„Er weiß diese Geschichte, der Flegel!" murmelte der Graf für sich. „Warte, Musdoemon, Du sollst mir Deine Unverschämtheit theuer bezahlen!"

„Was befehlen Ew. Gnaden?" fragte Musdoemon mit unterwürfigem Wesen.

„Ich dachte eben auf Mittel, mein Lieber, den Danebrogorden für Euch zu erhalten. Die Vermählung meiner Tochter Ulrike mit Baron Ordener wird dazu eine gute Gelegenheit sein."

Musdoemon zerfloß in Danksagungen und Betheurungen seiner Anhänglichkeit.

„Um wieder auf unsere Angelegenheiten zu kommen, glaubt Ihr, daß der Mecklenburger den Befehl, der ihn nach Bergen beruft, jetzt in Händen habe?"

„Ohne Zweifel, gnädiger Herr Graf, wird jetzt der Bote zu Drontheim sein, und der General Levin muß sich mithin zur Abreise anschicken."

„Diese Abberufung ist ein Meisterstreich von Euch, Musdoemon. Er gehört zu Euren best ausgesonnenen und best ausgeführten Intriguen."

„Die Ehre davon gehört Euer Gnaden eben so gut als mir," erwiederte Musdoemon, der sich zur Maxime ge-

macht hatte, den Grafen bei allen seinen Umtrieben zu betheiligen.

Der Graf, der seine geheimen Gedanken ganz gut kannte, versetzte gleichwohl lächelnd: „Mein lieber geheimer Sekretär, Ihr seid immer allzu bescheiden, aber ich werde dennoch Eurer ausgezeichneten Dienste stets eingedenk sein. Elphegens Anwesenheit und des Mecklenburgers Abwesenheit sichern meinen Triumph zu Drontheim. Ich bin Oberhaupt der Provinz, und wenn Han das Commando der Rebellen annimmt, das ich ihm selbst anbieten werde, so werde ich den Ruhm ernten, diese Empörung gedämpft und den furchtbaren Räuber gefangen zu haben.“

In diesem Augenblicke drehte sich der Wegweiser um und rief: „Seht da, gnädige Herren, zu unserer Linken den Hügel, auf welchem Biord der Gerechte im Angesicht seiner Armee den doppelzüngigen Verräther Wellon enthaupten ließ, der die ächten Vertheidiger des Königs entfernt und den Feind in das Lager gerufen hatte, damit es scheine, als habe er allein Biords Leben gerettet . . .“

Musdoemon unterbrach ihn barsch: „Laßt das, guter Mann, schweigt und setzt Euern Weg fort, ohne Euch umzuwenden! Was liegt uns an Euern alten Geschichten! Ihr stört meinen Herrn durch Eure alte Weiberhistorien!“

XXI.

Wir haben Ordener und Spiagudry verlassen, als sie eben bei aufgehendem Monde den Gipfel des Felsen von Oelmö ziemlich mühsam erstiegen. Je höher die Reisenden kamen, um so kahler wurde allmählig der Felsen; der Wald verwandelte sich in Gesträuch; bald verschwand auch dieses.

„Gnädiger Herr Ordener,“ sagte der stets redselige Spiagudry, „dieser steile Pfad ist sehr ermüdend, und um ihn mit Ihnen zu erklimmen, bedurfte es der ganzen Ergebenheit . . . Aber es scheint mir, daß ich da rechts einen prächtigen convolvulus sehe; den möchte ich gerne näher untersuchen. Schade, daß es nicht Tag ist! . . . Doch um auf etwas Anderes zu kommen, müssen Sie nicht selbst gestehen, daß es höchst unverschämt ist, einen Gelehrten, wie ich einer bin, nur um vier lumpige Thaler anzuschlagen? Es ist allerdings wahr, daß der berühmte Phädrus ein Sklave war, und daß Aesop, wenn wir dem gelehrten Planudius glauben wollen, auf dem öffentlichen Markt wie ein Thier oder eine Sache verkauft worden ist, und wer sollte nicht stolz darauf sein, ein mit dem großen Aesop in einiger Beziehung ähnliches Schicksal zu haben? . . .“

„Und mit dem berühmten Han?“ fügte Ordener lachend hinzu.

„Sprechen Sie doch diesen Namen nicht in solcher Beziehung aus, mein gnädiger Herr! Ich schwöre Ihnen bei Jupiters Thron, daß ich diese Vergleichung gerne entbehre. Das jedoch wäre ein sonderbarer Fall, wenn der Preis, welcher auf sein Haupt gesetzt ist, Benignus Spiagudry, der sich in gleichem Unglück befindet, zukäme. Gnädiger Herr Ordener, Sie sind edelmüthiger als Jason, denn dieser gab das goldene Vließ seinem Piloten von Argos nicht, und doch ist Ihr Unternehmen, dessen Zweck mir ein Räthsel bleibt, nicht minder gefährlich, als das Jason'sche war . . .“

„Nun,“ unterbrach ihn Ordener, „da Ihr diesen Han den Isländer kennt, so macht mich doch näher mit seinen persönlichen Verhältnissen bekannt. Ihr habt mir bereits gesagt, daß er kein Riese sei, wie man insgemein glaubt.“

„Halten Sie, Herr!“ rief Spiagudry ängstlich aus. „Es dünkt mich, daß ich das Geräusch von Schritten hinter uns höre.“

„Richtig," antwortete Ordener ruhig, „Ihr habt Recht. Seid ruhig, es wird irgend ein wildes Thier sein, das wir aufgeschreckt haben."

„Sie mögen Recht haben, mein junger Cäsar, denn seit langer Zeit hat diese Gehölze kein menschlicher Fuß betreten. Aus dem gewichtigen Tritte zu schließen, muß dieses Thier groß sein. Etwa ein Elennthier oder ein Rennthier. Es gibt deren viele in diesem Theile Norwegens. Man findet auch Pantherkatzen; ich habe deren selbst eine zu Kopenhagen gesehen; sie war ungeheuer groß. Ich will Ihnen doch eine Beschreibung von diesem wilden Thiere machen ...."

„Mein lieber Freund, macht mir lieber die Beschreibung von einem andern nicht minder wilden Thiere, jenem furchtbaren Han ...."

„Leise doch, gnädiger Herr! Wie Sie einen solchen Namen so ruhig aussprechen! Sie wissen nicht ... Hören Sie doch um Gottes willen, Herr!"

Spiagudry drängte sich dicht an Ordener, welcher sehr deutlich eine Art Geheul vernahm, das demjenigen glich, welches in jener stürmischen Nacht den armen Spiagudry so sehr in Schrecken gesetzt hatte.

„Haben Sie es gehört?" murmelte dieser vor Furcht zitternd.

„Allerdings, und ich weiß nicht, warum Ihr zittert. Das ist das Heulen eines wilden Thieres, vielleicht gar jener Pantherkatze, von der Ihr eben gesprochen habt. Glaubtet Ihr denn um diese Stunde einen solchen Ort passiren zu können, ohne etwas von wilden Thieren zu vernehmen? Aber seid ruhig, sie sind gewiß selbst mehr erschreckt, als Ihr."

Spiagudry faßte ein wenig Muth, als er die Ruhe seines Reisegefährten sah.

„Es könnte wohl sein, Herr, daß Sie abermals Recht hätten, allein dieses Thiergeschrei gleicht einer gewissen entsetz-

lichen Stimme ... Es war eine böse Inspiration, welche Sie auf den Gedanken brachte, diesen Felsen, auf welchem die Ruinen von Pharamunds Burg liegen, ersteigen zu wollen. Ich fürchte fast, daß uns ein Unglück begegnen möge."

„Fürchtet nichts, so lange ich bei Euch bin."

„Ach! Sie fürchten sich doch vor gar nichts. Allein, Herr, nur der heilige Paulus kann Schlangen in die Hand nehmen, ohne daß sie ihn beißen. Sie haben aber nicht wahrgenommen, daß das Gras in diesem verfluchten Fußsteig, als wir in ihn einlenkten, frisch zerdrückt und zu Boden getreten war, was beweist, daß vor Kurzem erst Jemand den Weg passirt hatte."

„Was liegt daran! Es macht mir keine Unruhe, wenn ein Grashalm zertreten ist. Jetzt sind wir aus dem Gebüsche, und hören weder Schritte noch Thiergeheul mehr. Wir müssen nun unsere Kräfte zusammennehmen, denn der in den Felsen gehauene Fußsteig wird schwierig zu ersteigen sein."

„Nicht darum, Herr, weil er steiler ist, sondern der gelehrte Reisende Suckson erzählt, daß er oft durch Felsstücke oder schwere Steine gesperrt ist, die zu schwer sind, um sie aus dem Wege räumen zu können, und über die man nicht leicht wegkommt. Es liegt unter andern etwas jenseits des Ausfallthors des Malaerthurms, dem wir uns jetzt nähern, ein ungeheurer dreieckiger Granitblock, den ich längst gerne gesehen hätte. Schönning versichert, auf demselben die drei ursprünglichen runischen Buchstaben wieder aufgefunden zu haben ..."

Die Reisenden kletterten schon eine Zeitlang den nackten Felsen hinauf; sie erreichten einen kleinen verfallenen Thurm, durch den sie passiren mußten.

„Dies ist das Ausfallthor des Malaerthurms," sagte Spiagudry. „Dieser bedeckte Weg enthält mehrere sehenswürdige Bauten, die uns zeigen, welches die alten Fortifikationen unserer norwegischen Burgen waren. Dieses Ausfallthor, das immer

vier Bewaffnete bewachten, war das erste Vorwerk der Burg Pharamunds. Bei Gelegenheit des Wortes Thor macht der Mönch Uresius eine sonderbare Bemerkung. Das Wort Janua, welches von Janus kommt, dessen Tempel so berühmte Thore hatte, soll das Wort Janitschar, Hüter der Thore des Sultans, erzeugt haben. Es wäre sonderbar, wenn der Name des friedlichen Janus auf die wilden und blutdürstigen Janitscharen übergegangen wäre."

Während Spiagudry diesen gelehrten Galimathias auskramte, dachte Ordener nur an das Vergnügen, von hier aus den Leuchtthurm von Munckholm zu erblicken.

„Ah! Ich sehe ihn," rief Spiagudry plötzlich aus. „Dieser Anblick entschädigt mich für alle meine Mühe. Ich sehe ihn, Herr, ich sehe ihn!"

„Was denn?" fragte Ordener, der an den Leuchtthurm von Munckholm und seine Ethel dachte.

„Was anders," erwiederte Spiagudry mit beseligter Stimme, „als den dreieckigen Felsblock, von welchem Schönning spricht! Ich werde nunmehr, neben dem Professor Schönning und dem Bischof Isleif, der dritte Gelehrte sein, welcher das Glück gehabt hat, diesen Stein näher zu untersuchen. Nur ist es sehr zu bedauern, daß solches nur bei Mondschein geschehen kann."

Als Spiagudry sich dem berühmten Felsblock näherte, stieß er einen Schrei schmerzlichen Staunens aus. Ordener fragte ihn um dessen Ursache, aber der arme Mann konnte lange Zeit die Zunge zur Antwort nicht bewegen.

„Ihr wart der Meinung," sagte Ordener, „daß dieser Felsblock den Weg sperre. Ihr müßt nun im Gegentheil mit Vergnügen erkennen, daß er ihn vollkommen frei läßt."

„Eben das setzt mich ja in Verzweiflung!" sagte Benignus mit kläglicher Stimme.

„Wie so denn?"

„Wie so, Herr! Sehen Sie nicht, daß dieser Block von der Stelle gerückt worden ist, daß dessen Basis, die auf dem Fußpfad ruhte, nun mehr der Luft ausgesetzt ist, während der Stein gerade mit der Seite, an welcher Schönning die ursprünglichen runischen Schriften entdeckt hatte, auf dem Boden ruht?... Das macht mich sehr unglücklich!"

„Das ist freilich ein harter Schlag!" sagte Ordener spottend.

„Dazu kommt noch," fügte Spiagudry lebhaft hinzu, „daß die Wegrückung dieser Masse die Gegenwart irgend eines übernatürlichen Wesens beweist. Wenn es nicht der Teufel selbst ist, so gibt es in Norwegen nur einen einzigen Menschen, dessen Arm im Stande wäre ....."

„Euer panischer Schrecken ergreift Euch wieder, alter Herr! Wer weiß, ob dieser Stein nicht seit einem Jahrhundert so liegt?"

„Allerdings," sagte Spiagudry beruhigter, „sind es allbereits hundert und fünfzig Jahre, daß der letzte gelehrte Beobachter denselben studirt hat. Es scheint mir jedoch, daß er frisch weggeräumt sei; der Platz, den er einnahm, ist noch feucht. Sehen Sie, Herr ...."

Ordener, voll Ungeduld, die Ruinen zu erreichen, riß den gelehrten Forscher von der Pyramide weg.

„Hört, Alter," sagte er, „wenn Ihr erst die tausend Thaler, welche Euch Han's Kopf eintragen wird, in der Tasche habt, könnt Ihr Euch an den Ufern dieses See's niederlassen und die Alterthümer der Gegend mit aller Gemächlichkeit studiren."

„Sie haben Recht, edler Herr, allein reden Sie nicht so leichthin von einem noch sehr zweifelhaften Siege. Ich will Ihnen einen Rath ertheilen, mittelst dessen Sie sich des Ungeheuers leicht bemeistern können ...."

„Und welchen?" fragte Ordener schnell.

„Der Räuber," sagte Spiagudry leise und warf unruhige Blicke um sich, „trägt an seinem Gürtel einen Hirnschädel, aus

welchem er zu trinken pflegt. Dieser Hirnschädel ist der seines Sohnes, des nämlichen Leichnams, wegen dessen Profanation ich verfolgt werde ..."

„Etwas lauter, und fürchtet nichts; ich höre Euch kaum. Nun, dieser Hirnschädel?"

„Dieses Hirnschädels müssen Sie sich zu bemächtigen suchen. Das Ungeheuer knüpft daran gewisse abergläubische Ideen. Haben Sie einmal den Hirnschädel seines Sohnes in Ihrer Gewalt, so können Sie mit dem Räuber machen, was Sie wollen."

„Ganz gut, aber wie in dessen Besitz gelangen?"

„Mit List, Herr! Während das Unthier schläft. Vielleicht...."

„Genug, Euer guter Rath kann mir nichts helfen. Ich überfalle keinen Feind im Schlaf. Ich weiß ihn nur mit meinem guten Schwerte zu bekämpfen."

„Herr, es ist nicht bewiesen, daß der Erzengel Michael keine List gebraucht hatte, Satan zu bekämpfen und in den Abgrund zu stürzen ...."

Hier hielt Spiagudry plötzlich inne, streckte beide Hände vor sich aus und rief mit fast erloschener Stimme: „Himmel! Himmel! Was sehe ich da? Seht, Herr, geht da nicht vor uns in dem nämlichen Fußwege ein kleiner Mann? ...."

„Ich sehe nichts," sagte Ordener aufblickend.

„Nichts, Herr? Allerdings, der Weg biegt sich, und er ist hinter jenem Felsen verschwunden. Lassen Sie uns nicht weiter gehen, ich beschwöre Sie darum, Herr!"

„Wenn dieser kleine Mann so schnell verschwunden ist, so ist das ein Beweis, daß er uns nicht erwarten will, und wenn er flieht, so ist das kein Grund für uns, auch zu fliehen."

„So möge der Himmel über uns wachen," seufzte Spiagudry.

„Ihr werdet den Schatten einer aufgeschreckten Nachteule für einen Menschen gehalten haben."

„Ich glaubte gleichwohl einen kleinen Mann deutlich zu erblicken. Es ist freilich wahr, daß der Mondschein bisweilen seltsame Täuschungen hervorbringt. Beim Mondschein hielt Baldan, Herr zu Merneugh, den weißen Vorhang seines Bettes für den Schatten seiner Mutter, weßhalb er am andern Morgen vor den Richtern zu Christiania sich als Muttermörder selbst angab, während die Richter eben im Begriffe waren, den unschuldig angeklagten Pagen der Verstorbenen zu verurtheilen. Es kann demnach mit Recht behauptet werden, daß der Mondschein diesem Pagen das Leben gerettet habe."

Kein Mensch auf der Welt vergaß so leicht, als Spiagudry, die Gegenwart über der Vergangenheit. Eine Rückerinnerung seines immensen Gedächtnisses war hinreichend, alle Eindrücke des Augenblicks aus seiner Seele zu verbannen. Baldans Geschichte verscheuchte alsbald alle seine Besorgnisse, und er fügte seiner Erzählung ganz ruhig hinzu: „Es ist möglich, daß mich der Mondschein auf gleiche Weise getäuscht hat."

Die Wanderer kamen an den Ruinen an. Von den fünf Thürmen, die ehedem Pharamunds, des Geächteten, Burg geziert und beschützt hatten, stand nur noch ein einziger in seiner ganzen Höhe aufrecht. Dieser Thurm stand am äußersten Rande des Felsen. Von seiner Zinne konnte man, wie Spiagudry versicherte, den Leuchtthurm von Mundholm erblicken. Sie nahmen ihre Richtung nach ihm hin, obgleich es in diesem Augenblick ganz dunkel geworden war, denn der Mond hatte sich hinter einem schwarzen Gewölke versteckt. Als sie über eine Mauer kletterten, faßte plötzlich Benignus mit zitternder Hand Ordeners Arm.

„Was gibt es?" fragte dieser verwundert.

Statt aller Antwort drückte der Alte seinen Arm noch heftiger, als ob er ihm Stillschweigen auflegen wollte.

„Nun denn?"

Ein neues Drücken erfolgte, begleitet von einem tiefen Seufzer. Ordener entschloß sich, geduldig zu warten, bis der erste Schrecken vorüber sein würde.

Endlich sagte Spiagudry mit zurückgehaltenem Athem: „Nun, Herr, was sagen Sie dazu?"

„Wozu?"

„Nicht wahr, Sie bereuen es jetzt selbst, daß wir da heraufgestiegen sind?"

„Nein, wahrlich nicht, und ich will noch höher steigen. Warum soll ich es denn bereuen?"

„Wie, Herr, Sie haben also nicht gesehen?..."

„Gesehen! Was?"

„Sie haben nicht gesehen?"

„In der That nichts, gar nichts! Ich habe bloß Euer Zähneklappern gehört."

„Wie! Hinter dieser Mauer da, in der Dunkelheit... diese zwei feurige Augen, wie Kometen leuchtend.... flammend auf uns gerichtet!... Die haben Sie nicht gesehen?"

„Gewiß nicht!"

„Sie haben sie nicht gesehen, wie sie auf- und niederblitzten, hin- und herleuchten und zuletzt in den Ruinen verschwanden!"

„Ich weiß nicht, was Ihr damit wollt. Was liegt auch daran?"

„Was daran liegt? Wissen Sie nicht, daß es in Norwegen nur einen einzigen Menschen gibt, dessen Augen so in der Dunkelheit leuchten?"

„Und wer ist denn dieser Mensch mit den Katzenaugen? Etwa Han der Isländer? Desto besser, wenn er hier ist! Das erspart uns die Reise nach Walderhog."

„Ah! Herr, Sie haben mir versprochen, mich im Dorfe Surb, eine Meile vom Kampfplatz, zurückzulassen..."

„Ihr habt Recht, es wäre unbillig, Euch in meine Ge-

fahren zu verwickeln. Fürchtet also nichts. Dieser Han schwebt Euch überall vor Augen. Kann nicht in diesen Ruinen irgend eine wilde Katze sein, deren Augen ebenso leuchten, wie die jenes Menschen?"

Diese Erklärung beruhigte Spiagudry.

„Ach, Herr!" sagte er tiefathmend, „ohne Sie wäre ich schon zehnmal vor Furcht gestorben, seit wir diesen Felsen erklimmen. Freilich hätte ich ohne Sie niemals diesen Versuch gewagt."

Das Licht des wieder erscheinenden Mondes zeigte ihnen den Eingang in den Thurm, an dessen Fuße sie jetzt angelangt waren. Ordener sammelte Reisach und dürre Kräuter, womit sie ein Feuer anzündeten. So wie die Flamme aufschlug, erhob sich ein ganzer Schwarm Eulen und Fledermäuse aus dem alten Gemäuer.

„Da sind wir keine willkommene Gäste," sagte Ordener scherzend, „fürchtet Euch nur nicht wieder, alter Herr!"

Spiagudry setzte sich gemüthlich an das Feuer und erwiederte: „Ich, Eulen und Fledermäuse fürchten! Ich habe unter Leichen gelebt, ohne einen Vampyr zu fürchten. Ich fürchte Niemand, als die Lebenden! Tapfer bin ich zwar nicht, doch auch nicht abergläubisch. Nunmehr aber wollen wir an unser Nachtessen denken. Ich habe hier etwas schwarzes Brod und Käse. Das wird bald aufgezehrt sein, wenn Sie eben so großen Hunger haben, als ich. Ich sehe, daß wir noch lange nicht die Grenzen jenes Gesetzes Philipps des Schönen von Frankreich zu überschreiten im Begriffe sind: Nemo audeat comedere praeter duo fercula cum potagio. Auf diesem Thurme müssen sich ohne Zweifel Nester von Möven oder Fasanen befinden! aber wie soll man auf einer schwankenden, zerfallenen Treppe, welche höchstens Sylphen zu tragen im Stande wäre, auf dessen Spitze gelangen?"

„Gleichwohl muß diese Treppe mich tragen, denn ich will auf die Zinne dieses Thurmes steigen."

„Wie, Herr! Wegen dieser Mövennester? Begehen Sie solche Unklugheit nicht. Man muß sein Leben nicht um ein gutes Nachtessen wagen. Im Uebrigen könnten Sie sich auch irren und statt der Mövennester Eulennester bekommen.“

„Was liegt mir an Euren Nestern! Habt Ihr mir nicht gesagt, daß man von der Spitze dieses Thurms den Leuchtthurm von Munckholm erblickt?“

„Allerdings, edler Herr, gegen Süden! Ich sehe nun wohl, daß Ihr Wunsch, diesen wichtigen Punkt für die Wissenschaft der Geographie zu fixiren, der Beweggrund dieser ermüdenden Reise nach Pharamunds, des Geächteten, Burg gewesen ist, allein geruhen Sie zu erwägen, gnädiger Herr, daß zwar die Pflicht eines eifrigen Gelehrten bisweilen erfordern mag, der Ermüdung zu trotzen, niemals aber der Gefahr, weßhalb ich mit Grund die Bitte an Sie stelle, Ihr Leben auf dieser verfallenen Treppe, deren Stufen kaum einen Raben tragen würden, nicht unbesonnenerweise zu wagen.“

Benignus fürchtete sich, allein unten am Thurme zu bleiben; er erhob sich, um Ordener zurückzuhalten, aber zum Unglück fiel sein Schnappsack, der auf seinen Knieen lag, auf die Steine und gab einen hellen Ton von sich.

„Was klingt denn so in diesem Schnappsack?“ fragte Ordener.

Diese Frage, die einen so kitzlichen Punkt betraf, benahm dem alten Herrn die Lust, seinen Reisegefährten länger zurückzuhalten. Statt daher auf die Frage zu antworten, sagte er bloß: „Nun denn, in Gottes Namen! Wenn Sie trotz meiner Bitten auf Ihrem Vorhaben bestehen, diesen Thurm zu besteigen, so vermeiden Sie wenigstens die Stellen des Gemäuers, welche verfallen sind und keinen festen Anhaltspunkt darbieten.“

„Aber,“ fuhr Ordener fort, „was ist denn in Eurem Schnappsack, daß er einen so metallischen Klang von sich gibt?“

„Edler Herr,“ antwortete Spiagudry, „wie können Sie sich

um ein altes, garstiges eisernes Rasirbecken kümmern, das auf einem Kieselstein aufschlägt? Weil ich Sie denn nicht zurückhalten kann, so kommen Sie wenigstens bald wieder herab. Der Leuchtthurm von Munckholm liegt südlich zwischen den beiden Schemeln der Frigga."

Ordener, von der Erinnerung an Munckholm ergriffen, eilte in den Thurm. Spiagudry hob seinen Schnappsack auf und setzte sich gemächlich ans Feuer.

„Mein lieber Benignus Spiagudry," sprach er für sich, „während Du allein bist und vor den Augen dieses jungen Luchses verborgen, öffne geschwind diese Büchse, um oculis et manu von dem Schatze Besitz zu nehmen, welchen sie ohne Zweifel verschließt. Wenn derselbige aus diesem Gefängniß erlöst ist, so wird er weniger schwer zu tragen und leichter zu verstecken sein."

Mit diesen Worten faßte er einen großen Stein, um das Schloß abzuschlagen, als ein Strahl der Flamme, der auf das Wappen fiel, ihn plötzlich lähmte.

„Bei Sankt Willebrod dem Numismatiker," rief er aus, „ich irre mich nicht, das ist das Wappen von Greiffenfeld. Ich war im Begriff eine große Thorheit zu begehen, indem ich solches zerschlagen wollte. Dies ist vielleicht noch das einzige Modell, das von diesem berühmten Wappen übrig blieb, welches im Jahr 1676 durch die Hand des Henkers zertrümmert worden ist. Behüte mich Gott, daß ich meine Hand daran legen sollte! Was auch der Werth der Gegenstände sein mag, die in dieser Büchse verborgen sind, es wären denn, gegen alle Wahrscheinlichkeit, Münzen aus Palmyra oder Carthago, so ist doch dieses Wappen ein noch kostbarerer Schatz. Ich bin nunmehr derjenige, welcher allein noch das abgeschaffte Wappen von Greiffenfeld besitzt. Laßt uns diesen Schatz sorgfältig verbergen! Vielleicht werde ich irgend ein Mittel finden, die Büchse zu

öffnen, ohne daß ich einen Vandalismus begehe. Das Wappen von Greiffenfeld! Welches Glück! Mit einem auflösenden Mittel werde ich das Schloß öffnen, ohne das Wappen zu verletzen. Diese Büchse enthält ohne Zweifel die Schätze des Exkanzlers. Wenn nun Jemand durch den Preis der vier Thaler gelockt, die auf meinen Kopf gesetzt sind, mich erkennen und anhalten sollte, so wird es mir nicht schwer werden, mich loszukaufen. Mithin wird diese glückselige Büchse mich gerettet haben ....“

Während er so sprach, blickte er mechanisch in die Höhe, und plötzlich erstarrte sein Gesicht vor Schrecken. Alle seine Glieder zitterten krampfhaft. Seine Augen starrten, sein Mund bebte, die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken.

Ihm gegenüber, auf der andern Seite des Feuers, stand ein kleiner Mann mit gekreuzten Armen. An seiner Kleidung von noch blutigen Fellen, an seiner steinernen Axt, an seinem rothen Bart und den flammenden starr auf ihn gehefteten Augen hatte der unglückliche Spiagudry alsbald Han den Isländer erkannt.

„Ich bin es!“ sagte der kleine Mann mit einem furchtbaren Ausdruck. „Also diese glückselige Büchse wird Dich gerettet haben,“ fügte er mit einem furchtbar höhnischen Lächeln hinzu. „Spiagudry! Ist das der Weg nach Thoctree?“

Der Unglückliche versuchte einige Worte zu stammeln: „Thoctree! .... Gnädiger Herr! ..... Mein Herr und Meister! ... Ich war eben auf dem Wege ...“

„Nach Walderhog,“ ergänzte Han mit donnernder Stimme.

Spiagudry raffte alle seine Kräfte zusammen, um mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen zu machen.

„Du führtest mir einen Feind zu. Habe Dank! Das ist ein Lebender weniger. Fürchte nichts, getreuer Wegweiser, er wird Dir nachfolgen.“

Der Unglückliche wollte ein Geschrei ausstoßen und brachte kaum einen unbestimmten Laut hervor.

„Warum erschreckt Dich meine Gegenwart? Du suchtest mich ja. Keinen Laut, sonst bist Du ein Kind des Todes!"

Der Isländer schwang seine steinerne Axt über Spiagudry's Haupt. Dann fuhr er mit einer Stimme fort, die, wie ein Waldstrom aus einer Höhle, aus der Tiefe der Brust drang: „Du hast mich verrathen!"

„Nein, Ihr Gnaden!.. Nein, Excellenz!.." stöhnte Benignus.

Der Wilde gab ein dumpfes Brüllen von sich.

„Glaubst Du mich noch einmal täuschen zu können? Hoffe das nicht! Höre, ich war auf dem Dache des Spladgest, als Du Deinen Vertrag mit diesem jungen Thoren geschlossen hast; damals hast Du zweimal meine Stimme gehört. Meine Stimme hörtest Du während des Sturms auf dem Wege; ich war es, den Du im Thurme von Vygla als Eremit gesehen hast. Ich sagte Dir damals: Auf Wiedersehen!"

Der Unglückliche in seinem Entsetzen warf einen verwirrten Blick um sich her, als ob er um Hülfe rufen wollte.

Der Wilde fuhr fort: „Ich wollte diese Soldaten, welche Dich verfolgten, nicht entwischen lassen. Sie waren von dem Regiment von Munckholm. Du warst mir immer gewiß. — Spiagudry, ich war es, den Du im Weiler Oelmö unter dem Filzhut des Bergmanns wiedersahst; ich war es, dessen Schritte und Stimme Du hinter Dir hörtest, dessen Augen Du in diesen Ruinen in der Dunkelheit leuchten sahst. Ich bin jetzt da!"

Spiagudry krümmte sich zu den Füßen des furchtbaren Wesens und konnte nur mühsam das einzige Wort: „Gnade!" hervorbringen.

Immer noch stand Jener mit verschränkten Armen und heftete einen Blick der Blutgier auf ihn.

„Erflehe Dein Leben von dieser Büchse, von der Du es erwartet hast!"

„Gnade! ... Herr! ... Gnade! ...“ stammelte der schon sterbende Mann.

„Warst Du treu und stumm? Du wirst für immer stumm werden!“

Der Gemarterte stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Fürchte nichts, Du sollst vereint bleiben mit Deinen Schätzen!“

Der Barbar nahm seinen ledernen Gürtel ab, zog ihn durch den Ring der eisernen Büchse und schlang ihn so um Spiagudry's Hals.

„Nun, sprich, welchem Teufel willst Du Deine Seele verschreiben? Rufe ihn flugs an, damit nicht ein anderer Dämon ihm zuvorkomme, den Du nicht gerufen hast!“

Der alte Mann, in stummer Verzweiflung, sank zu den Füßen des Ungeheuers nieder, mit krampfhaft wiederholten Zeichen des Schreckens und Flehens.

„Nein! Nein! Du getreuer Wegweiser, sei ruhig, Dein Reisegefährte wird ohne Dich den Weg finden. Ich will ihn ihm zeigen, er wird Dir bald nachfolgen. Komm und zeige ihm den Weg!“

Mit diesen Worten nahm er ihn in seine Eisenarme und trug ihn fort, wie ein Wolf ein wehrloses Lamm. Bald darauf hörte man in den Ruinen einen durchdringenden Angstschrei und ein gräßliches Lachen.

Inzwischen hatte Ordener von der Höhe des Thurms den Leuchtthurm von Munckholm erblickt. „Dort ist sie,“ sagte er, „sie denkt an mich, sie träumt vielleicht von mir!“

Jetzt hörte er den durchdringenden Angstschrei und das gräßliche Lachen. Besorgt um seinen Reisegefährten, stieg er schnell hinab. Kaum war er einige Stufen der Treppe hinabgekommen, so hörte er ein dumpfes Geräusch, wie das eines schweren Körpers, der in tiefes Wasser fällt.

XXII.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf das vergitterte Fenster, an welchem Schuhmacher und seine Tochter Ethel saßen.

„Mein Vater," sagte Ethel, „ich habe diese Nacht von einer glücklichen Zukunft geträumt ... Blicken Sie auf, mein Vater, und betrachten Sie diesen schönen Himmel!"

„Ich sehe ihn durch die Eisengitter meines Kerkers," erwiederte der Gefangene und ließ sein Haupt, das er einen Augenblick erhoben hatte, wieder in seine beiden Hände sinken.

„Glauben Sie nicht, daß Ordener bald zurückkommen werde? Er ist schon vier Tage fort."

Der Greis schüttelte traurig das Haupt: „Wenn er vier Jahre abwesend sein wird, werden wir seiner Rückkehr eben so nahe sein, als heute."

Ethel erblaßte: „Mein Gott! Glauben Sie denn, daß er nicht zurückkommen wird?"

„Hat er denn versprochen, zurückzukommen?"

„Gewiß, das hat er!"

„Also kommt er nicht wieder, denn er ist ein Mensch. Der Geyer mag zurückkehren zu dem verlassenen Leichnam, der Frühling kehrt nicht zurück, wenn der Winter naht."

„Er wird zurückkommen, er ist kein Mensch wie andere."

„Was weißt Du davon, Mädchen?"

„Was Sie selbst davon wissen."

„Ich, ich weiß nichts. Ich habe die Worte eines Menschen gehört, sie verkündeten mir Thaten eines Gottes. Ich habe darüber nachgedacht und gefunden, daß das zu schön ist, um daran glauben zu können."

„Und ich glaube daran, weil es schön ist."

„Gut, mein Kind, daß Du nicht bist, was Du sein sollst, Gräfin von Tongsberg und Prinzessin von Wollin, umgeben

von einem Hofe schöner Verräther und selbstsüchtiger Anbeter, dann würde diese Leichtgläubigkeit Dir und Andern verderblich werden."

„Es ist nicht Leichtgläubigkeit, sondern Vertrauen."

„Man sieht, daß französisches Blut in Deinen Adern wallt, denn Diejenigen, die Deinen Vater tiefer gestürzt haben, als er je erhöht war, können doch nicht hindern, daß Du nicht die Tochter der Prinzessin Charlotte von Tarent bist, und daß eine Deiner Ahnfrauen Adele Gräfin von Flandern war, deren Namen Du trägst."

„Mein Vater, Sie beurtheilen den edlen Ordener falsch."

„Edel, meine Tochter! Welchen Sinn verbindest Du mit diesem Wort? Ich habe Edle geschaffen, die sehr elende Menschen waren."

„Ich meine nicht edel durch den Adel, den man Einem schenkt."

„Stammt er denn von einem Jarl oder Hersa ab?"

„Ich weiß es nicht, mein Vater. Mag er der Sohn eines Leibeigenen sein! Man malt Krone und Leyer auf den Sammt eines Fußteppichs. Er ist edel durch den Adel des Herzens."

„Edel durch den Adel des Herzens!" wiederholte der Greis. „Dieser Adel steht höher, als der, den die Könige geben, er ist von Gott. Gott verschwendet ihn nicht, wie die Fürsten ...." Der Gefangene hob das Auge auf sein zertrümmertes Wappen, und fügte hinzu: „Und er nimmt ihn nie zurück."

„Wer den Adel von Gott hat, mein Vater, tröstet sich leicht, den der Fürsten verloren zu haben."

„Du hast Recht, meine Tochter, aber Du weißt nicht, daß die Ungnade, welche ungerecht erscheint in den Augen der Welt, bisweilen in unserem innersten Gewissen ihre Rechtfertigung findet. So ist unsere elende menschliche Natur. Einmal im Unglück, erheben sich in uns selbst hundert Stimmen, welche im

Glück geschwiegen haben, um uns unsere Irrthümer und Fehler vorzuwerfen."

„Sprechen Sie nicht so, mein edler Vater," sagte Ethel tief bewegt, denn die Rührung seiner Stimme hatte ihr gezeigt, daß ihm ein schmerzliches Geheimniß entwischt war. „Sie urtheilen sehr streng über zwei edle Menschen, Ordener und Sie, mein ehrwürdiger Vater."

„Du urtheilst leichthin, Ethel! Man sollte glauben, daß Du nicht wissest, welch eine ernste Sache das menschliche Leben ist."

„Habe ich denn übel gethan, dem edelmüthigen Ordener Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?"

Der Vater runzelte die Stirne: „Ich kann nicht billigen, meine Tochter, daß Du auf solche Weise Deine Bewunderung einem Unbekannten schenkst, den Du ohne Zweifel niemals wieder sehen wirst."

„Glauben Sie das nicht, mein Vater! Wir werden ihn wieder sehen. Hat er nicht für Sie diese Reise unternommen? Besteht er nicht für Sie diese Gefahren?"

„Ich habe mich, wie Du, anfangs durch diese Versprechungen täuschen lassen, aber er wird nicht gehen, und auch nicht wieder kommen."

„Er geht gewiß, mein Vater!"

„Nun, wenn er auch geht und diesen Räuber bekämpft, so ist es das Gleiche: Er kommt nicht zurück."

Ethel erblaßte und Thränen traten in ihre Augen: „O mein Vater," sagte sie, „in dem Augenblicke, wo Sie so reden, stirbt vielleicht dieser Unglückliche für uns."

Der Greis schüttelte das Haupt zum Zeichen des Zweifels. „Ich glaube es eben so wenig," sagte er, „als ich es wünsche, und welches Verbrechen hätte ich denn auch begangen? Ich wäre undankbar gegen diesen jungen Mann gewesen, wie so Viele es gegen mich waren."

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort seiner Tochter. Ihr Vater drehte sich seinem Schreibtisch zu und riß einige Blätter aus Plutarchs Leben berühmter Männer, wovon ein Band vor ihm lag, der schon an zwanzig Stellen verstümmelt und mit Noten überladen war.

Jetzt öffnete sich die Thüre. Als Schuhmacher das Geräusch hörte, rief er, ohne sich umzuwenden, sein übliches Verbot: „Draußen geblieben! Laßt mich! Ich will Niemand sehen!“

„Es ist Se. Excellenz der Gouverneur,“ antwortete die Stimme des Schließers.

Ein bejahrter Mann in Generalsuniform, mit mehreren Orden geschmückt, trat herein. Schuhmacher erhob sich halb von seinem Sitze, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Der Gouverneur!“

Der Gouverneur war in der Absicht gekommen, ein strenges Verhör mit dem Staatsgefangenen anzustellen, um möglichstes Licht über den Aufstand zu erhalten, bei welchem Schuhmachers Name zum Losungswort diente. Er hielt es für seine Pflicht, hier als unerbittlicher Richter sich zu zeigen; aber kaum war er in das Zimmer des Gefangenen getreten, so fühlte er sich angezogen durch das ehrwürdige, obgleich mürrische Gesicht des Greises, erweicht durch die sanften, obwohl stolzen Züge seiner Tochter, und schon der erste Anblick des Gefangenen milderte seine Strenge zur Hälfte. Er trat auf den gestürzten Minister zu, reichte ihm, gleichsam unwillkürlich, die Hand und sagte: „Ich grüße Sie, Herr Graf von Greiffenf . . . Herr Schuhmacher!“

„Sie sind der Gouverneur von Drontheim?“ sagte der Gefangene nach einer Pause.

Der General, etwas verwundert, von demjenigen gleichsam verhört zu werden, den er verhören wollte, machte ein bejahendes Zeichen.

„In diesem Fall," fuhr der Gefangene fort, „habe ich eine Klage bei Ihnen vorzubringen."

„Eine Klage! Worüber haben Sie sich zu beklagen?"

„Nach einem Befehl des Vicekönigs soll man mich hier in diesem Kerker ungestört und in Ruhe lassen."

„Ich kenne diesen Befehl."

„Gleichwohl, Herr Gouverneur, erlaubt man sich, mir hier in meinem Gefängniß beschwerlich zu fallen."

„Wie! Wer wagt dies?"

„Sie selbst, Herr Gouverneur!"

Diese in hohem Ton ausgesprochenen Worte beleidigten den General und er erwiederte mit einer fast zornigen Stimme: „Sie vergessen, daß meine Gewalt, wo es sich um den Dienst des Königs handelt, keine Grenze kennt."

„Die Grenzen der Achtung, welche man dem Unglück schuldig ist, sollten Sie kennen! Aber freilich wissen das die Menschen nicht."

„Ich hatte Unrecht, Herr Graf von Greiffensf . . . Herr Schuhmacher! Ich konnte Ihnen den Zorn lassen, weil ich die Macht habe."

Der Gefangene schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er nachdenklich fort: „In Ihrem Gesicht und in Ihrer Stimme, Herr Gouverneur, ist etwas von einem Manne, den ich ehedem gekannt habe. Es ist schon lange her; Niemand als ich erinnert sich dieser Zeit: es war zur Zeit meines Glückes. Dieser Mann war ein gewisser Levin von Knud aus Mecklenburg. Haben Sie diesen Narren gekannt?"

„Ich habe ihn gekannt," erwiederte der General mit Ruhe.

„So, Sie erinnern sich seiner? Ich glaubte, man erinnere sich der Leute bloß, wenn man im Unglück ist."

„War er nicht Hauptmann in der königlichen Miliz?" fuhr der Gouverneur fort.

„Ja, nur Hauptmann, obgleich er bei dem König sehr beliebt war; aber er dachte nur an das Vergnügen und zeigte keinen Ehrgeiz. Es war ein überspannter Kopf. Läßt sich eine solche Mäßigung von einem Günstling begreifen?"

„Warum denn nicht?"

„Ich liebte ihn ziemlich, diesen Levin Knud, weil er mich nicht beunruhigte. Er war ein Freund des Königs, wie wenn dieser König ein gewöhnlicher Mensch gewesen wäre. Man hätte glauben sollen, daß er ihn bloß aus Zuneigung liebe, nicht um seines Glücks willen. Da Sie ihn gekannt haben, Herr Gouverneur, so werden Sie vermuthlich wissen, daß er einen Sohn hatte, der noch jung gestorben ist. Erinnern Sie sich noch, was bei der Geburt dieses Sohnes vorging?"

„Ich erinnere mich noch besser, was bei seinem Tode geschah," sagte der General mit bewegter Stimme und hielt die Hand vor seine Augen.

„Es ist," fuhr Schuhmacher gleichgültig fort, „eine wenig bekannte Thatsache, welche diesen Levin in seiner ganzen Sonderbarkeit darstellt. Der König wollte Pathe des Kindes werden. Glauben Sie wohl, daß Levin es ihm abschlug und dagegen einen alten Bettler, der sich an den Thoren des Palastes herumschleppte, zum Taufpathen annahm? Ich habe den Grund dieser tollen Handlung nie begreifen können!"

„Ich will Ihnen den Grund sagen. Als der Hauptmann Levin einen Fürbitter für die Seele seines Kindes wählte, dachte er ohne Zweifel, daß das Gebet eines Armen vor Gott wirksamer sei, als das eines Königs."

„Sie können Recht haben," sagte der Gefangene. „Ja," fuhr er fort, „dieser Knud war ein sonderbarer Mensch. Er ist der Einzige von denen, die ich in den Zeiten meiner Größe sah, dessen Andenken mir nicht Ekel und Abscheu einflößt. Wenn er auch die Sonderbarkeit bis zur Narrheit trieb, so war

er doch vermöge seiner edlen Eigenschaften ein Mann, wie es wenige gibt."

„Ich bin nicht Ihrer Meinung. Dieser Levin war nichts weiter als die andern Menschen auch. Es gibt sogar Viele, die mehr Werth haben als er."

Schuhmacher kreuzte die Arme und hob die Augen zum Himmel: „So sind sie doch alle, diese Menschen! Kaum lobt man vor ihren Ohren einen Mann, der Lob verdient, so beschmutzen sie ihn mit ihrem Geifer. Selbst gerechtes Lob vergiften sie, und doch kann man so selten loben!"

„Wenn Sie mich kennten, so würden Sie mich nicht der Anschwärzung des Gen . . . . . . des Hauptmanns Levin beschuldigen . . ."

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Kurz, ich sage Ihnen, was Rechtlichkeit und Edelmuth betrifft, so hat es nicht einen zweiten Menschen gegeben, wie dieser Levin Knud war, und wer das Gegentheil sagt, verleumdet ihn zu Gunsten dieses verfluchten Menschengeschlechts."

„Ich versichere Sie, daß ich keine böse Gesinnung gegen diesen Levin hege . . ."

„Sagen Sie das nicht. Obwohl er ein Narr war, habe ich doch Seinesgleichen unter den Menschen nicht gekannt. Die Menschen sind heimtückisch, undankbar, neidisch, verleumderisch. Wissen Sie, daß Levin Knud mehr als die Hälfte seines Einkommens dem Spital in Kopenhagen schenkte?"

„Ich wußte nicht, daß Ihnen dies auch bekannt war."

„Recht so! Recht so!" rief der Gefangene triumphirend aus. „Er glaubte ihn mit Sicherheit schmähen zu können, weil er wähnte, daß ich die guten Handlungen dieses armen Levin nicht kenne!"

„Nicht doch . . ."

„Wissen Sie auch nicht, daß er das vom König ihm be-

stimmte Regiment einem Offizier, der ihn im Duell verwundet hatte, abtrat, weil er im Dienste älter war als er?"

„Ich glaubte, daß diese Handlung Niemand bekannt..."

„Und wenn sie Niemand bekannt wäre, ist sie darum weniger schön, Herr Gouverneur von Drontheim? Weil Levin seine Tugenden verbarg, soll man sie darum in Abrede ziehen? Wissen Sie auch nicht, daß er der Wittwe eines Soldaten, der ihn ermorden wollte und welchen er der Strenge der Kriegsgesetze nicht zu entziehen vermochte, eine Pension gab?"

„Wer hätte nicht das Gleiche gethan?"

Schuhmacher lachte laut auf: „Wer? Sie! Ich! Jedermann! Halten Sie sich denn für einen Mann von Verdienst, weil Sie die Generalsuniform tragen und mit Orden behängt sind? Sie sind General, und der arme Levin ist vielleicht als Hauptmann gestorben. Er war freilich ein Thor, der nicht an seine Beförderung dachte."

„Wenn er nicht selbst daran dachte, so hat die Gnade des Königs daran gedacht."

„Die Gnade! Sagen Sie die Gerechtigkeit! Wenn es anders gerechte Könige gibt! Nun, welche ausgezeichnete Gnade ist ihm denn geworden?"

„Mehr als er verdiente."

„Das wäre! Vielleicht hat man ihn zum Major befördert, nachdem er dreißig Jahre Hauptmann war?"

„So hören Sie mich doch..."

„Sie hören! Um aus Ihrem Munde zu vernehmen, daß Levin von Knud irgend einer elenden Beförderung unwürdig gewesen sei..."

„Ich schwöre Ihnen, daß das nicht..."

„Nächstens werde ich von Ihnen erfahren, daß er, wie Ihr alle, ein Verräther war, ein Betrüger, ein Bösewicht..."

„Gewiß nicht..."

„Was weiß ich Alles? Vielleicht hat er einen Freund verrathen, einen Wohlthäter verfolgt, wie Ihr alle? Oder Vater und Mutter vergiftet? . . .“

„Sie irren sich, ich bin weit entfernt . . .“

„Wissen Sie, daß dieser Levin es war, der vier meiner Richter vermochte, nicht für den Tod zu stimmen? Und ich soll ihn kaltblütig verleumden hören! So hat er gegen mich gehandelt, und ich habe ihm nie einen Dienst erwiesen, eher Schaden zugefügt, denn ich bin ein Mensch, wie Ihr alle, schlecht und bösartig!“

Der gereizte Greis hielt noch eine lange heftige Standrede gegen die Undankbarkeit des menschlichen Geschlechts, bis er endlich erschöpft in den Lehnsessel zurückfiel.

Der General hatte noch nicht den wichtigen Gegenstand berühren können, der ihn nach Munckholm geführt hatte. Die Aufregung, in welcher sich Schuhmacher befand, gab keine Hoffnung, daß er auf amtliche Fragen befriedigende Antwort ertheilen könnte, und im Uebrigen schien ihm dieser Mann nach seinem Aeußern und ganzen Benehmen kein Verschwörer und Staatsverräther zu sein. Gleichwohl trieb den Gouverneur seine Pflicht zu einem nochmaligen Versuch, sich in dieser wichtigen Sache Licht zu verschaffen.

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Schuhmacher,“ sagte er, „es ist für mich eine unangenehme Pflicht, daß ich hieher kommen muß . . .“

„Vor allen Dingen,“ unterbrach ihn der Gefangene, „erlauben Sie mir zu fragen, auf welche Weise man Levin Knud für seine Dienste belohnt hat?“

„Der König hat ihn schon vor zwanzig Jahren zum General ernannt, und er lebt noch glücklich und geehrt.“

„So geht es in der Welt,“ sagte der Gefangene bitter, „dieser Narr Levin, dem es gleichgültig war, als Hauptmann

alt zu werden, stirbt als General, und dieser weise Schuhmacher, der als Großkanzler sterben wollte, stirbt als Staatsgefangener."

„Sehen Sie doch, mein Vater," sagte Ethel in der Absicht, ihn zu zerstreuen, „dort nördlich jene Flamme, die ich noch nie in dieser Richtung bemerkt habe."

Wirklich erblickte man, durch das Dunkel der Nacht, am fernen Horizont ein schwaches Licht, das von einem auf dem Gipfel eines weit entfernten Berges brennenden Feuer zu kommen schien. Der General wurde aufmerksam. „Das ist vielleicht ein Feuer, dachte er, welches die Rebellen angezündet haben."

Dieser Gedanke brachte ihm eindringlich den Zweck seiner Anwesenheit zu Munckholm in Erinnerung. „Graf Greiffenfeld," sagte er, „es ist mir leid, Ihnen lästig sein zu müssen, aber es ist durchaus nöthig, daß Sie ein Verhör . . ."

„Ich verstehe, Herr Gouverneur! es ist nicht genug, daß ich meine Tage in einem Kerker verlebe, daß ich gebrandmarkt und verlassen bin, daß mir nichts übrig geblieben ist, als das bittere Andenken an meine vergangene Größe, man stört mich noch in meiner Einsamkeit, um meinen Schmerz auszubeuten und sich an meinem Unglück zu weiden. Wäre doch dieser Levin Knud hier an Ihrer Stelle commandirender General, er wäre gewiß nicht hieher gekommen, einen Unglücklichen in seinem Kerker zu quälen!"

Der General, der mehrmals im Begriff gewesen war, sich zu erkennen zu geben, um diesem seltsamen Gespräch ein Ende zu machen, wurde durch diesen indirekten Vorwurf davon abgehalten.

„Aber," sagte er ziemlich verlegen, „wenn seine Pflicht ihn dazu gezwungen hätte, zweifeln Sie nicht, daß alsdann Levin Knud . . ."

„Ja, ich zweifle," rief der Gefangene mit Bitterkeit aus. „Und Sie, zweifeln Sie nicht daran, daß er mit dem ganzen Edelmuth seines Herzens das Geschäft, die Qualen eines armen Gefangenen zu mehren und zu häufen, von sich gewiesen haben würde. Ich kenne ihn besser als Sie, er würde nie die Funktionen eines Henkers über sich genommen haben. Jetzt, Herr Gouverneur, bin ich bereit. Thun Sie, was Sie Ihre Pflicht nennen. Was befehlen Euer Excellenz?"

Bei diesen Worten maß der alte Minister den Gouverneur mit stolzem Blick. Es war um den Entschluß des Generals geschehen, sein erster Widerwille gegen diese Amtsverrichtung war unwiderstehlich wieder erwacht.

Er hat Recht, dachte er bei sich. Einen Unglücklichen auf bloßen Verdacht hin peinigen! Damit mag sich ein Anderer befassen als ich!

Die Wirkung dieser Betrachtung war schnell. Der Gouverneur trat zu dem erstaunten Gefangenen, drückte ihm die Hand und wendete sich der Thüre zu mit den Worten: „Graf Schuhmacher, bewahren Sie immer die gleiche Achtung vor Levin von Knud."



Victor Hugo's

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Zehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

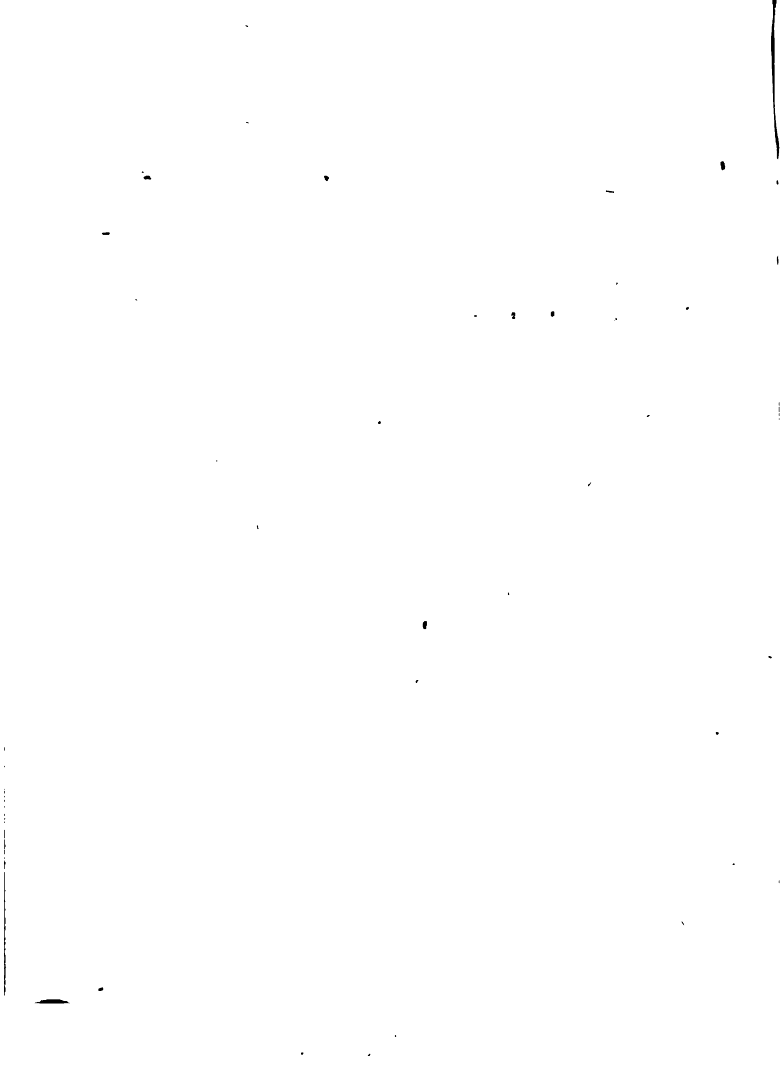
Han der Isländer.

Ein historischer Roman.

Uebersetzt von

Friedrich Seybold.

II.



XXIII.

Der Reisende, welcher heutzutage die mit Schnee bedeckten Berge bereist, die, gleich einem weißen Gürtel den See Smiassen umgeben, findet keine Spur mehr von dem, was die Norweger des siebenzehnten Jahrhunderts die Ruine von Arbar genannt haben. Man hat nie ergründen können, welcher menschlichen Bauart, welcher Gattung von Gebäuden die Ruine angehörte, wenn man ihr anders diesen Namen geben kann. Wenn man aus dem Walde heraustritt, der die südliche Seite des Sees bedeckt, sofort einen Abhang heraufsteigt, der da und dort mit verfallenen Mauern und Thürmen besät ist, gelangt man an eine gewölbte Oeffnung, welche in die Seite des Berges gebrochen ist. Diese Oeffnung, welche jetzt ganz durch Erdfälle verschüttet ist, war der Eingang einer in den Felsen gehauenen Art Galerie, die den Berg von einem Ende zum andern durchschnitt. Diese Galerie, welche durch kegelförmige, von Distanz zu Distanz in der Wölbung angebrachte Luftlöcher spärlich erleuchtet war, führte zu einer Art von länglichrundem Saale, der halb in den Felsen gegraben und durch eine Art cyklopischen Mauerwerks geschlossen war. Rundum in diesem Saale standen in tiefen Nischen plump gearbeitete Figuren von Granit. Einige dieser mystischen Götzenbilder, die von ihren Gestellen gefallen war, lagen, mit andern unförmlichen Trümmern vermischt, auf dem steinernen Boden, überwachsen mit Moos und Kräutern, in welchen Eidechsen, Spinnen und anderes Gewürm ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Dieser unheimliche Ort erhielt sein schwaches Tageslicht

durch eine dem Eingang aus der Galerie gegenüberliegende, bogenförmige Pforte. Man hätte diese Thüre, obwohl sie mit dem Boden gleichlaufend war, ein Fenster nennen können, denn sie öffnete sich auf einen tiefen Abgrund, und man konnte nicht begreifen, wohin die drei oder vier Stufen führen sollten, die außerhalb dieses seltsamen Ausgangs und unter demselben über dem Abgrund gleichsam in der Luft schwebten.

Dieser Saal war das Innere einer Art gigantischen Thurms, der in der Ferne, von der Seite des Abgrundes betrachtet, eine der Spitzen des Berges schien. Dieser Thurm stand einzeln, und Niemand wußte, zu welchem Gebäude er je gehört hatte. Man sah bloß oberhalb des Thurmes auf einem Plateau, das selbst dem kühnsten Jäger unzugänglich war, eine Masse, die man der Entfernung wegen nicht genau unterscheiden, und entweder für ein abgeplattetes Felsstück, oder für die Trümmer eines kolossalen Bogenganges halten konnte. Diesen Thurm und dieses Bogengewölbe nannte man im Lande die Ruine von Arbar. Man kannte eben so wenig den Ursprung des Namens als des Gebäudes selbst.

Auf einem Stein, der in der Mitte dieses länglichrunden Saales lag, saß, in seine blutigen Thierfelle gehüllt, Han der Isländer. Er wandte der Oeffnung, durch welche ein schwacher Schimmer des Tageslichts hereinfiel, den Rücken zu. Der Wilde beugte sich zu einem Gegenstand hinab, dessen Beschaffenheit man bei dem spärlichen Lichte, das in den Saal fiel, nicht unterscheiden konnte. Nur hörte man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen, das von diesem Gegenstande auszugehen schien, und schwache Bewegungen deuteten an, daß es ein belebter Körper sei. Bisweilen richtete sich der Wilde in die Höhe und brachte einen Menschenschädel an die Lippen, in welchem eine rauchende Flüssigkeit war, deren Farbe man nicht unterscheiden konnte, und die er in langen Zügen einschlürfte.

Plötzlich erhob er sich rasch: „Ich höre etwas in der Galerie," sagte er. „Ist es wohl schon der Kanzler der beiden Königreiche?"

Ein furchtbares Lachen, dem ein thierisches Geheul folgte, begleitete diese Worte. Plötzlich antwortete aus der Galerie ein Thiergeheul dem Heulen des wilden Menschen.

„Ho, Ho!" sagte der Bewohner der Ruine von Arbar, „das ist kein Mensch, aber doch ein Feind; es ist ein Wolf."

Wirklich sprang auch ein großer Wolf aus der Wölbung der Galerie, blieb einen Augenblick stehen und näherte sich dann in schiefen Wendungen dem Menschen, den Bauch auf dem Boden und glühende, im Dunkel flammende Blicke auf seine Beute werfend.

„Ah!" sagte der Wilde, „das ist der alte Wolf mit grauen Haaren, der älteste Wolf der Wälder von Smiassen. Gegrüßet seist du, Wolf! Deine Augen funkeln. Nagender Hunger und der Leichengeruch führen dich hieher. Bald wird dein eigenes Fleisch hungrige Wölfe herbeilocken. Willkommen, alter Wolf von Smiassen! Längst habe ich gewünscht, dir zu begegnen. Du bist so alt, daß es heißt, du könnest nicht sterben. Morgen wird es nicht mehr so heißen."

Das Thier antwortete durch ein furchtbares Heulen, krümmte sich rückwärts und stürzte mit einem Satze auf den wilden Menschen.

Der Wilde blieb festen Fußes stehen. Schnell wie der Blitz faßte er das Thier mit der linken Hand an der Gurgel, während die langen Nägel seiner rechten Hand in dem Bauch des Wolfes wühlten und seine Haut blutig färbten. Das Thier stand aufrecht, die beiden Vorderpfoten auf den Schultern seines Feindes, mit aufgesperrtem Rachen und geifernder Zunge, aber die eiserne Faust des Wilden schnürte ihm den Rachen so fest zu, daß es kaum einen Laut des Schmerzes von sich zu geben vermochte.

„Wolf von Smiassen," sagte der sieghafte Wilde triumphirend, „deine Krallen zerreißen mein Kleid, aber deine Haut wird mir ein anderes geben."

Der Wolf machte eine letzte krampfhafte Anstrengung, den Menschen niederzuwerfen; dieser fiel über einen der zerstreut umherliegenden Steine. Mensch und Thier lagen am Boden, und Beider Geheul mischte sich miteinander.

Im Fallen hatte der Wilde die Gurgel des Thieres losgelassen, und schon fühlte er dessen schneidende Zähne in seiner Schulter. Beide rollten sich auf dem Boden und stießen an eine ungeheure weiße Masse, die im dunkelsten Winkel des Saales zusammengerollt lag und schlief.

Es war ein großer weißer Bär, der brummend aus dem Schlafe auffuhr. Kaum hatten sich seine trägen Augen so weit geöffnet, daß er den Kampf sehen konnte, so stürzte er sich mit Wuth, nicht auf den Menschen, sondern auf den Wolf, der in diesem Augenblicke siegreich war, faßte ihn in der Mitte des Körpers mit seinem ungeheuren Rachen, und befreite auf diese Art den Wilden von seinem Feinde.

Der Wilde, von Blut triefend, erhob sich, und weit entfernt, für diesen Dienst dankbar zu sein, stürzte er auf den Bären los und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt auf den Bauch, wie ein Herr seinem Hunde, wenn er einen Fehler begangen hat.

„Freund!" sagte er, „wer hat dir gerufen? Worein willst du dich mischen?" Diese Worte wurden unter Grinsen und Zähneknirschen hervorgebracht. „Fort mit dir!" fügte der Wilde heulend hinzu.

Der Bär, der von dem Menschen einen Fußtritt und von dem Wolf einen Biß erhalten hatte, stieß eine Art kläglichen Brummens aus, senkte seinen schwerfälligen Kopf, und ließ

den Wolf los, der sich sogleich mit neuer Wuth auf den Menschen stürzte.

Während der Kampf fortdauerte, kehrte der Bär in seine Ecke zurück, setzte sich auf seine Hinterbeine und sah ihm ruhig zu.

Als der Wolf sich wieder auf den Wilden stürzte, faßte dieser den blutigen Rachen des Thieres in seine nervige Faust, und drückte ihn fest und immer fester zusammen. Der Wolf krümmte und bäumte sich vor Wuth und Schmerz in der eisernen Faust seines Feindes, die ihn wie eine Zange festhielt. Ein schwarzblauer Schaum floß aus seinem zusammengepreßten Rachen, und seine Augen, von Wuth und Schmerz angeschwollen, schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Derjenige der beiden Kämpfer, dessen Beine von scharfen Zähnen zermalmt, dessen Fleisch von heißen Krallen zerfleischt wurde, war hier nicht der Mensch, sondern das Thier des Waldes; das Brüllen, dessen Ton am wildesten, dessen Ausdruck am grimmigsten war, kam nicht aus der Brust des wilden Thieres, sondern des Menschen.

Endlich nahm der Wilde seine ganze Kraft, die durch den langen Widerstand des alten Wolfs beinahe erschöpft war, zusammen, und drückte mit seinen beiden Händen auf den Rachen des Thieres mit solcher Kraft, daß ihm das Blut aus der Kehle und den Naslöchern sprang; die Flamme der Augen erlosch, und sie fielen halb zu; das Thier schwankte und fiel leblos zu den Füßen seines Siegers nieder.

„Da liegst du, Wehrwolf!“ sagte der Wilde und stieß ihn verächtlich mit dem Fuße von sich. „Glaubtest du denn noch älter werden zu können, nachdem du mein Angesicht gesehen hattest? Jetzt wirst du nicht mehr mit unhörbarem Schritt über das Schneefeld laufen, der Spur deiner Beute folgend; du bist jetzt selbst ein Raub der Wölfe und Geier. In deinem

langen Leben voll Mord und Blutbad hast du viele verirrte Wanderer am Strande des Smiassen erwürgt. Jetzt bist du selbst todt und wirst keine Menschen mehr fressen. Das ist Schade!"

Der Wilde nahm einen schneidenden Stein, kniete vor dem noch rauchenden Leichnam des Thieres nieder, und in einem Nu hatte er ihm die Haut abgezogen.

„Man muß wohl," murmelte er zwischen den Zähnen, indem er die blutige Haut um seine Schultern warf, „sich in Thierfelle kleiden, denn die Haut des Menschen ist zu dünn, um gegen die Kälte zu schützen."

Inzwischen hatte sich der Bär zu dem Gegenstand, dessen oben erwähnt worden ist, und dessen Wesen man in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, hingeschlichen, und bald hörte man in dem finstern Theil des Saales ein Knacken der Zähne, untermischt mit schwachen und schmerzhaften Seufzern eines im Todeskampf liegenden Geschöpfes.

„Freund!" schrie der Wilde mit drohender Stimme. „Warte, Bursche! Daher!"

Mit diesen Worten raffte er einen schweren Stein auf und warf ihn dem Ungeheuer auf den Kopf, das, ganz betäubt von dem Wurf, langsam seine Beute fahren ließ, seine blutigen Lippen leckte, wedelnd zu den Füßen des Wilden kroch, den Rücken krümmte und seinen dicken Kopf zu ihm erhob, als wollte es um Verzeihung bitten.

Jetzt fand zwischen den beiden Ungeheuern ein Austausch bedeutungsvollen Brüllens statt. Das Brüllen des menschlichen Unthiers drückte Herrschergewalt und Zorn aus, das des Bären Bitte und Unterwürfigkeit.

„Hier," sagte endlich der Wilde, indem er auf den Leichnam des Wolfs deutete, „hier ist deine Beute, laß mir die meinige!"

Der Bär beroch den Leichnam des Wolfs, schüttelte mißvergnügt den Kopf und hob sein Auge zu dem Wilden, der sein Herr war.

„Ich verstehe dich, das ist schon zu todt für dich, während das andere noch zuckt. Du bist ein feiner Züngler, dein Fleisch soll noch Leben haben, wenn du es zerreißest, und soll unter deinem Zahne vollends sterben; du hast nur Freude an dem, was leidet; wir gleichen uns, denn ich bin auch kein Mensch, ich stehe über diesem elenden Geschlecht, ich bin ein wildes Thier, wie du. Recht so, brumme zu meinen Füßen, brülle durch den Wald, daß Mensch und Thier erschrocken fliehen! Den Kopf in die Höhe, Freund, lecke mich mit dieser Zunge, die so oft Menschenblut getrunken hat!"

Während der Wilde so sprach, kauerte der Bär vor ihm, leckte seine Hände, wälzte sich auf dem Rücken und gab seine Freude zu erkennen, wie ein wohl dressirter Hund.

„Die Menschen sagen, ich fliehe sie," fuhr der Wilde fort, „aber sie fliehen mich; sie thun aus Furcht, was ich aus Haß thue ... Du weißt ja, Freund, daß ich gerne einem Menschen begegne, wenn ich Hunger oder Durst habe."

Plötzlich erschien in der Galerie ein röthliches Licht, das sich allmählig näherte und einen schwachen Schein auf die alten feuchten Mauern warf.

„Da kommt gerade ein Mensch," sagte der Wilde. „Man darf nur von der Hölle reden, so zeigt der Teufel seine Hörner. Holla! Freund! Auf!"

Der Bär richtete sich in die Höhe.

„Ich muß wohl deinen Appetit befriedigen, um deinen Gehorsam zu belohnen," sagte der Wilde und bückte sich auf den Gegenstand am Boden nieder.

Jetzt hörte man ein Krachen, wie von Gebeinen, die mit der Axt zerhauen werden; es mischte sich aber kein Ton eines lebendigen Wesens mehr darein.

„Hier, Freund, vollende dein begonnenes Mahl," fuhr der Wilde fort und warf etwas, das er von dem zu seinen Füßen ausgestreckten Gegenstand abgelöst hatte, dem Thore über dem Abgrund zu. Der Bär stürzte sich so gierig auf diese Beute, daß man kaum durch einen schnellen Blick unterscheiden konnte, daß dieser Fetzen die Form eines menschlichen Armes hatte und mit einem Stück grünen Stoffes bekleidet war, wie die Soldaten der Besatzung von Munckholm trugen.

„Es kommt näher," sagte der Wilde, die Augen auf das Licht heftend, das immer größer erschien. „Bruder, Freund! Laß mich allein! Fort mit dir!"

Der Bär nahm mit zufriedenem Brummen den Raub in seinen Rachen, stürzte der Pforte zu, stieg die äußeren Stufen hinter sich hinab, und verschwand im Abgrund.

Gleich darauf erschien unter dem Ausgang der Galerie ein Mann, der in einen braunen Mantel gewickelt war und eine Blendlaterne in der Hand trug, mit welcher er dem Wilden ins Gesicht leuchtete.

Der Wilde, der mit gekreuzten Armen auf dem Steine saß, rief ihm zu: „Sei nicht willkommen hier, Du, den ein Gedanke herführt, nicht ein Instinkt!"

Der Fremde antwortete nicht, sondern betrachtete aufmerksam den Wilden.

„Sieh mich nur an," sagte dieser und hob den Kopf in die Höhe, „in einer Stunde vielleicht hast Du nicht mehr so viel Hauch der Stimme, Dich rühmen zu können, daß Du mich gesehen habest."

Der Fremde beleuchtete den Wilden von allen Seiten, und schien mehr verwundert als erschrocken.

„Worüber wunderst Du Dich denn? Ich habe Arme und Beine, wie Du, nur werden meine Glieder nicht, wie die Deinigen, der Fraß der Pantherkatzen und Raben werden."

Endlich that der Fremde den Mund auf und sagte mit leiser, aber ruhiger Stimme, als ob er nichts weiter fürchtete, als von Außen gehört zu werden: „Hört, ich komme nicht als Feind, sondern als Freund ...“

„Wenn Du als Freund kommst, hättest Du Deine menschliche Gestalt ablegen sollen.“

„Wenn Ihr der seid, den ich suche, komme ich in der Absicht, Euch einen Dienst zu erweisen .....“

„Das heißt, Dir von mir einen Dienst erweisen zu lassen. Mensch, jeder Deiner Schritte zu mir ist verloren. Ich kann nur denen Dienste leisten, die des Lebens müde sind.“

„An Euern Worten sehe ich wohl, daß Ihr der Mann seid, wie ich ihn brauche, aber Eure Gestalt... Han der Isländer ist ein Riese... Ihr könnt nicht dieser Han sein ....“

„Das ist zum erstenmal, daß man in meiner Gegenwart daran zweifelt.“

„Wie! Ihr seid Han der Isländer? Es heißt ja, Han sei ein Riese ....“

„Füge meinen Ruf meiner Größe bei, und Du wirst mich höher sehen, als der Hekla ist.“

„Wirklich! Ihr seid also Han, gebürtig von Klipstadur in Island?“

„Auf diese Frage antworte ich nicht mit Worten,“ erwiederte der Wilde, indem er aufstand und dem unklugen Fremden einen Blick zuwarf, vor welchem dieser drei Schritte zurückwich.

„Dieser Blick überzeugt mich hinreichend,“ sagte der Fremde mit einer fast flehenden Stimme, und warf auf den Eingang des Saals einen Blick, in welchem sich das Bedauern aussprach, dessen Schwelle überschritten zu haben. „Nur Euer eigener Vortheil hat mich hieher geführt ....“

Als der Fremde in den Saal trat, konnte er sein kaltes Blut behalten, da er den Bewohner der Ruine von Arbar nur

unvollständig sah; als aber jetzt der Wilde aufrecht vor ihm stand, mit seinem Tigergesicht, seinem gedrängten Gliederbau, seinen blutigen Schultern, die kaum mit einem noch frischen Felle bedeckt waren, mit seinen großen Händen, seinen Tigerkrallen, seinen stechenden Augen, da schauderte der Fremde, wie ein unwissender Reisender, der einen Aal anzurühren glaubt, und den eine Schlange sticht.

„Mein Vortheil," wiederholte das Unthier. „Willst Du mir etwa Nachricht geben, wo irgend eine Quelle zu vergiften, irgend ein Dach anzuzünden, irgend ein Soldat von Munkholm zu erwürgen ist?"

„Vielleicht. Hört einmal! Die norwegischen Bergleute empören sich. Ihr wißt, wie vieles Unglück jede Empörung nach sich zieht."

„Ja, Raub, Mord und Brand."

„Ich biete Euch Alles dies an."

Der Wilde lachte laut auf: „Ich brauche nicht zu warten, bis Du mir dieses anbietest, ich kann es selbst nehmen."

„Ich trage Euch im Namen der Bergleute den Oberbefehl über die Rebellen an."

„Ist das wahr, daß Du mir diesen Oberbefehl in ihrem Namen anträgst?"

Diese Frage schien den Fremden in Verlegenheit zu setzen; da er aber hier sich gänzlich unbekannt wußte, so faßte er sich gleich wieder.

„Weßhalb empören sich die Bergleute?" fragte der Wilde.

„Um sich von den Lasten der königlichen Vormundschaft zu befreien."

„Bloß deßwegen?" fragte der Isländer höhnisch.

„Sie wollen auch den Staatsgefangenen in Munkholm befreien."

„Ist das der einzige Zweck dieses Aufstandes?"

„Ich kenne keinen andern."

„So! Du kennst keinen andern?"

Diese Worte waren, wie die vorgehenden, in ironischem Tone ausgesprochen. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, worein ihn Ton und Inhalt versetzten, zog der Fremde eine schwere Goldbörse unter seinem Mantel hervor und warf sie dem Räuber hin.

„Hier," sagte er, „ist Euer Gehalt als oberster Anführer."

„Behalte es! Meinst Du denn, wenn ich Lust hätte zu Deinem Gold oder nach Deinem Blut, so würde ich erst auf Deine Erlaubniß warten, beides zu nehmen?"

Der Fremde machte eine Geberde des Staunens und Schreckens.

„Es ist ein Geschenk, das mir die Bergleute für Euch übergeben ...."

„Ich will es nicht," sage ich Dir. „Gold brauche ich nicht. Die Menschen verkaufen wohl ihre Seele, aber nicht ihr Leben. Man muß es ihnen nehmen."

„Ich werde also den Bergleuten ankündigen, daß der gefürchtete Han der Isländer nur den Befehl über sie, aber nicht ihr Gold annimmt ...."

„Ich nehme ihn nicht an."

Diese kurz und bestimmt ausgesprochenen Worte schienen unangenehm in die Ohren des angeblichen Emissärs der Bergleute zu klingen.

„Wie!" sagte er.

„Nein!" erwiederte Jener.

„Ihr wollt an einer Unternehmung nicht Theil nehmen, die Euch so viele Vortheile verspricht?"

„Vortheile! Ich kann die Meierhöfe allein plündern, und wenn ich Dörfer verwüsten, Bauern und Soldaten umbringen will, brauche ich Niemands Hülfe dazu."

„Aber bedenkt, daß Euch die Straflosigkeit gesichert ist, wenn Ihr den Befehl über die Bergleute annehmt.“

„Ist es abermals im Namen der Bergleute, daß Du mir Straflosigkeit zusicherst?“ fragte der Räuber lachend.

„Ich will Euch nicht verhehlen,“ antwortete der Fremde mit geheimnißvollem Wesen, „daß dies im Namen eines mächtigen Mannes geschieht, der bei diesem Aufstand die Hand im Spiele hat.“

„Und ist dieser mächtige Mann sicher, daß er nicht selbst gehängt wird?“

„Wenn Ihr ihn kenntet, so würdet Ihr nicht den Kopf schütteln.“

„Nun, wer ist er denn?“

„Das kann ich Euch nicht sagen.“

Der Räuber trat vorwärts, klopfte dem Fremden auf die Schulter und sagte, stets mit demselben satanischen Lachen: „Soll ich es Dir sagen?“

Der Fremde machte eine Bewegung des Schreckens und beleidigten Stolzes. Er war eben so wenig auf die barsche Unterbrechung als auf die wilde Vertraulichkeit des Räubers gefaßt.

„Ich treibe mein Spiel mit Dir,“ fuhr dieser fort, „denn Du weißt nicht, daß ich Alles weiß. Diese mächtige Person ist der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, und der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, das bist Du!“

Es war in der That der Großkanzler selbst. Er wollte Niemand anders die Unterhandlung mit dem gefürchteten Räuber anvertrauen.

Eine der ersten Eigenschaften des Grafen Ahlfeldt war Geistesgegenwart. Als der Räuber seinen Namen so barsch aussprach, konnte er einen Schrei des Staunens nicht unterdrücken, aber in einem Nu nahm sein bleiches Gesicht wieder den Ausdruck ruhiger Ueberlegenheit an.

„Nun denn," sagte er, „ich will ganz offen gegen Euch sein. Ja, ich bin der Großkanzler. Seid nun aber auch offen gegen mich ...."

Der Räuber lachte laut: „Habe ich mich denn bitten lassen, Dir meinen Namen und den Deinigen zu sagen?"

„Sagt mir eben so offen, woher Ihr erfahren habt, wer ich bin?"

„Hat man Dir noch nicht gesagt, daß Han der Isländer quer durch die Berge sieht?"

Der Graf suchte auf seiner Frage zu bestehen: „Ihr seht in mir einen Freund vor Euch ...."

„Deine Hand, Graf Ahlfeldt!" sagte der Räuber barsch, blickte ihm starr ins Gesicht und rief: „Wenn in diesem Augenblicke unsere beiden Seelen den Körper verließen, so würde Satan nicht wissen, welche von beiden die des Ungeheuers ist."

Der hochmüthige Edelmann biß sich in die Lippen; aber die Furcht vor dem Räuber und die Nothwendigkeit, ihn als Werkzeug zu gewinnen, ließen ihn sein Mißvergnügen verschlucken.

„Denkt besser auf Euern Vortheil," sagte er, „nehmt den Befehl über die Rebellen an und seid meiner Dankbarkeit versichert."

„Kanzler von Norwegen, Du rechnest auf den Erfolg Deiner Unternehmungen, wie ein altes Weib, das an den Rock denkt, den es mit gestohlenem Hanfe zu spinnen beabsichtigt, während die Pfote der Katze ihren Spinnrocken verwirrt."

„Noch einmal, besinnt Euch, ehe Ihr mein Anerbieten zurückweist."

„Noch einmal, ich, der Räuber, sage Dir, dem Großkanzler beider Königreiche: Nein!"

„Ich erwartete eine andere Antwort von Euch nach dem ausgezeichneten Dienste, den Ihr mir bereits geleistet habt."

„Welchen Dienst hätte ich Dir denn geleistet?"

„Ist nicht von Euch der Hauptmann Dispolsen ermordet worden?"

„Das kann sein, Graf Ahlfeldt! Ich kenne diesen Menschen nicht. Wer ist er denn?"

„Wie! Ist nicht etwa zufällig eine eiserne Büchse, welche er mit sich führte, in Eure Hände gefallen?"

Diese Frage kam der Erinnerung des Räubers zu Hülfe.

„Richtig," sagte er, „ich erinnere mich in der That dieses Menschen und seiner eisernen Büchse. Es war am Strande von Urchthal."

„Wenn Ihr mir wenigstens diese Büchse zustellen könntet, so würde meine Dankbarkeit grenzenlos sein. Sagt mir, was aus dieser Büchse geworden ist, denn sie kam in Euren Besitz."

Der Kanzler zeigte einen solchen Eifer für diesen Gegenstand, daß der Räuber dadurch aufmerksam gemacht und befremdet wurde.

„Diese Büchse ist also von großer Wichtigkeit für Dich, Kanzler von Norwegen?"

„Allerdings!"

„Welche Belohnung willst Du mir geben, wenn ich Dir sage, wo Du sie finden kannst?"

„Alles, was Ihr verlangt, mein lieber Han von Island!"

„Nun, so sage ich Dir es nicht."

„Das wäre Spaß! bedenkt, welchen Dienst Ihr mir dadurch leistet."

„Das eben bedenke ich."

„Ich würde Euch mit Reichthum überhäufen und Eure Begnadigung von dem König auswirken."

„Wirke lieber Deine Begnadigung von mir aus. Höre mich, Großkanzler von Dänemark und Norwegen, die Tiger zerreißen die Hyänen nicht. Ich entlasse Dich lebend von meinem

Angesicht, weil Du ein Bösewicht bist, und weil jeder Augenblick Deines Lebens, jeder Gedanke Deiner Seele ein Unglück für die Menschen und ein Verbrechen für Dich zur Welt bringt. Aber kehre nicht wieder, denn mein Haß verschont Niemand, selbst die Bösewichter nicht. Schmeichle Dir nicht, daß ich diesen Hauptmann um Deinetwillen umgebracht habe. Seine Uniform hat ihn zum Tode verurtheilt, so wie jenen andern Elenden, den ich ebenfalls nicht deßhalb ermordet habe, weil ich Dir einen Dienst leisten wollte."

Mit diesen Worten faßte er den Kanzler am Arm und zog ihn zu dem Gegenstande hin, der im Schatten lag. Das Licht der Blendlaterne fiel darauf. Es war ein verstümmelter, mit einer Offiziersuniform des Regiments Munkholm bekleideter Leichnam. Der Kanzler warf einen Blick des Abscheus auf ihn. Plötzlich starrte er das eingefallene, blutige Gesicht des Todten an. Er erkannte ihn trotz des blauen, halb geöffneten Mundes, der sich in die Höhe sträubenden Haare, der schwarzblauen Wangen, der erloschenen Augen.

„Himmel! Mein Sohn Friedrich!" rief er mit einem Schrei des Entsetzens aus.

Der Mörder stieß ein tolles Gelächter aus. Es war furchtbar anzuhören, wie die Seufzer, welche der unglückliche Vater vor dem entseelten Körper seines ermordeten Sohnes ausstieß, sich mit dem furchtbaren Lachen des Unthiers mischten, das ihn gemordet hatte.

„Heule, heule um Deinen Sohn!" rief das Ungeheuer aus. „Mein Ahnherr Ingulph der Vertilger hat mich gelehrt, den meinigen zu rächen!"

Ein Geräusch schneller Schritte ließ sich in der Galerie hören. Vier große Männer, mit bloßen Schwertern in den Händen stürzten in den Saal herein; ein fünfter, der klein und

dick war, folgte ihnen, mit einer Fackel in der einen, einem Säbel in der andern Hand.

„Gnädiger Herr!“ rief dieser letztere, „wir haben Ihre Stimme gehört und eilen Ihnen zu Hülfe!“

Es war Musdoemon mit den vier bewaffneten Dienern, welche das Gefolge des Kanzlers bildeten.

Als die Fackel mit ihrem hellen Licht diesen Schauplatz beleuchtete, erstarrten die andern Ankömmlinge vor Schrecken. Hier das noch blutige Aas des Wolfs, dort der entseelte Leichnam des jungen Offiziers; hier der entsetzte Vater mit verstörten Blicken und herzzerreißendem Jammergeschrei, dort das Ungeheuer in menschlicher Gestalt, den Ankommenden sein scheußliches Gesicht zukehrend, auf dem sich ein furchtloses Staunen malte.

Als der Kanzler diese unerwartete Hülfe ankommen sah, bemächtigte sich seiner der Gedanke der Rache, und seine Verzweiflung verwandelte sich in Wuth.

„Nieder mit diesem Mörder!“ schrie er, indem er seinen Degen zog. „Er hat meinen Sohn erschlagen! Nieder, nieder mit ihm!“

„Er hat Herrn Friedrich ermordet?“ sagte Musdoemon, und die Fackel, die er trug, zeigte nicht die mindeste Rührung in den Zügen seines Gesichts.

„Nieder, nieder mit ihm!“ wiederholte der wüthende Vater, und alle sechs stürzten sich auf das Ungeheuer. Der Wilde, über diesen raschen Angriff erstaunt, stieß ein entsetzliches Geheul aus und zog sich gegen die Pforte zurück, die über dem Abgrund schwebte.

Sechs Schwerter waren gegen seine Brust gezückt, sein Blick aber war flammender und sein Gesicht drohender, als das irgend eines seiner Angreifer. Durch die Zahl seiner Feinde zur Vertheidigung gezwungen, schwang er seine Axt mit so reißender

Schnelligkeit um sein Haupt, daß der Zirkel des Umschwungs ihn gleich einem Schilde deckte. Wenn die steinerne Axt den Spitzen der Schwerter begegnete, sprühten Funken aus ihnen, aber keine Klinge drang bis zu seinem Körper durch. Gleichwohl verlor er, durch seinen früheren Kampf mit dem Wolf ermüdet, allmählig Boden, und bald sah er sich bis zu der Pforte gedrängt, die sich über dem Abgrund öffnete.

„Muth, meine Freunde!“ rief der ingrimmige Vater des Schlachtopfers aus. „Laßt uns das Unthier in den Abgrund stürzen!“

„Eher werden die Gestirne des Himmels hinabfallen!“ erwiederte der Wilde.

Inzwischen verdoppelten die Angreifenden ihren Eifer, und schon stand der Räuber auf der obersten Stufe der Treppe, die über dem Abgrund hing.

„Drauf! drauf!“ rief der Vater aus. „Er muß hinab! Hinunter mit ihm! Elender, das war Deine letzte Gräuelthat!“

Mit gleicher Kraft und Schnelligkeit schwang der Wilde seine Axt in der rechten Hand, während die linke ein hölzernes Horn ergriff, das an seinem Gürtel hing; er brachte es an seine Lippen und entlockte ihm einen rauhen, langen, nachhallenden Ton, dem plötzlich aus der Tiefe des Abgrunds ein furchtbares Brüllen antwortete.

Jetzt war er auf die zweite Stufe hinabgedrängt, da erschien plötzlich neben ihm der dicke Kopf eines weißen Bären. Von Staunen und Schrecken ergriffen, wichen die Angreifenden zurück.

Der Bär stieg vollends die Treppe herauf und öffnete gegen sie seinen blutigen Rachen mit dem furchtbaren Gebiß.

„Habe Dank, Freund!“ rief der Wilde und schwang sich, die Ueberraschung seiner Gegner benützend, auf den Rücken des Bären, der rückwärts hinabstieg, mit drohend geöffnetem Rachen gegen die Feinde seines Herrn.

Als sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, sahen sie, wie der Bär seinen Herrn den Abgrund hinabtrug, indem er sich mit seinen Klauen an allen Baumstämmen und vorspringenden Felsstücken festhielt. Sie wollten ihm einen der umherliegenden schweren Steine nachwerfen, aber bevor sie ihn vom Boden aufgehoben hatten, war das Thier mit dem Wilden in einer Höhle des Berges verschwunden.

XXIV.

Oft entwickelt sich eine tiefe Vernunft in dem, was die Menschen Zufall nennen. Es waltet in den Ereignissen des Menschenlebens eine geheimnißvolle Hand, die ihnen Mittel und Zweck bezeichnet. Man schilt die Launen des Glücks, die Seltsamkeiten in dem Loose des Menschen, und plötzlich fahren aus diesem Chaos schauderhafte Blitze, wunderbare Strahlen, damit menschlicher Dünkel sich vor der Weisheit des Himmels demüthige.

Als Friedrich von Ahlfeldt in den Prunksälen Kopenhagens seine prachtvollen Kleider, den Dünkel seines Ranges und die Selbstbewunderung seiner faden Redensarten zur Schau trug, wenn ihm damals ein Mann, mit dem Blicke des Sehers in die Zukunft, entgegengetreten wäre und die ernsten Prophetenworte zugerufen hätte: „Diese glänzende Uniform, die heute Dein Stolz ist, wird eines Tages Dein Verderben sein; ein Unthier in Menschengestalt wird mit eben so vielem Behagen Dein Blut trinken, wie Du sorgenloser Wollüstling die Weine des Südlandes eingeschlürft hast; Deine Haare, die jetzt von Wohlgerüchen duften, werden den Staub einer schmutzigen Höhle fegen, worin wilde Thiere hausen; dieser Arm, der heute die reizende Tänzerin umschlingt, wird der Fraß eines wilden Bären

werden;“ der sorgenlose Jüngling hätte auf diese Prophezeihungen durch ein schallendes Gelächter geantwortet, die ganze vornehme Welt hätte mit eingestimmt; selbst die menschliche Vernunft hätte den Propheten einen Wahnwitzigen gescholten. Und doch fielen nur seine und der Seinigen Verbrechen auf sein und der Seinigen Haupt zurück.

Die Familie Ahlfeldt spinnt ein höllisches Complot gegen die Tochter eines armen Gefangenen; die Unglückliche findet einen Beschützer, der denjenigen entfernt, der sie verführen will. Kaum in seinem neuen Aufenthalt angekommen, läßt das rächende Schicksal ihn den Tod in den Klauen eines Halbthiers finden. Sie wollten ein unschuldiges Mädchen in Schande und Unglück stürzen, und haben ihren eigenen Sohn in den Tod gejagt. Ihr eigenes Verbrechen ist auf ihre eigenen Häupter zurückgefallen.

XXV.

Am Morgen nach seinem Besuche zu Munckholm ließ der Gouverneur frühe seinen Wagen einspannen, in der Hoffnung, schon abgereist zu sein, wenn die Gräfin aufwachen würde; aber das Verbrechen hat keinen ruhigen Schlaf.

Der General unterzeichnete die letzten Verhaltungsregeln für den Bischof, der in seiner Abwesenheit das Gouvernement führen sollte. Eben hatte er seinen Pelzrock angezogen und wollte das Zimmer verlassen, als der Thürsteher die Gräfin meldete.

Der alte ehrliche Soldat, der lieber der Mündung einer Kanone gegenüber gestanden wäre, als diesem verschmitzten Weibe, suchte sich schnell von ihr loszumachen. Nachdem er ihr die üblichen Höflichkeitsbezeugungen erwiesen hatte und dann zum förmlichen Abschied schreiten wollte, beugte sie sich zu

seinem Ohre nieder und fragte in vertraulichem Tone: „Nun, General, was haben Sie aus ihm herausgebracht? Was hat er Ihnen gesagt?"

„Wer? Paul? Er hat mir gesagt, daß angespannt sei."

„Ich rede von dem Staatsgefangenen zu Munckholm, General."

„So! So!"

„Hat er auf Ihr Verhör befriedigende Antworten ertheilt?"

„Hm! ... Wahrlich! ..." brummte der General in der Verlegenheit seines Herzens.

„Haben Sie Beweise erlangt, daß er bei dem Aufstand der Bergleute im Spiel ist?"

„Frau Gräfin, er ist unschuldig," antwortete er kurz, indem er eine Ueberzeugung seines Herzens, nicht seines Geistes aussprach.

„Unschuldig!" wiederholte die Gräfin bestürzt, obwohl in ungläubigem Tone, denn sie zitterte bei dem Gedanken, daß es dem Gefangenen gelungen sein möchte, seine Unschuld dem General zu beweisen.

Der General hatte inzwischen Zeit zum Nachdenken gefunden; er antwortete der Gräfin in einem Tone, der sie beruhigte, weil er Verlegenheit und Zweifel ausdrückte.

„Unschuldig! .... Ja! .... Wenn Sie so wollen ..."

„Ob ich will, Herr General!" rief das böse Weib mit lautem Lachen aus.

Dieses Lachen verletzte des Gouverneurs Zartgefühl.

„Erlauben Sie, gnädige Gräfin," sagte er, „daß ich bloß den Vicekönig von dem in Kenntniß setze, was zwischen mir und dem vormaligen Großkanzler vorgefallen ist."

Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung und verließ das Zimmer.

Die Gräfin begab sich in das ihrige. „Reise immerhin, du

alter fahrender Ritter," sagte sie dort; „deine Abwesenheit raubt unsern Feinden einen Beschützer; sie ist das Signal der Rückkehr meines Friedrich. Dieser Barbar da! den schönsten Cavalier von Kopenhagen in diese schrecklichen Gebirge zu schicken!"

„Meine liebe Lisbeth," sagte die Gräfin zu ihrer begünstigten Kammerfrau, „laßt doch zwei Dutzend kleine Haarkämme, wie jetzt unsere Elegants sie tragen, von Bergen kommen; erkundigt Euch, was für ein neuer Roman von der berühmten Scudery erschienen ist, und sorgt dafür, daß das Leibäffchen meines Friedrich jeden Morgen mit Rosenwasser gewaschen werde."

„Wie, meine gnädige Gräfin, kommt denn unser gnädiger Herr Friedrich zurück?"

„Allerdings, und damit er eine Freude hat, wenn er mich wiedersieht, muß Alles geschehen, was ihm Vergnügen macht. Ich will ihm bei seiner Zurückkunft eine Ueberraschung bereiten."

Arme Mutter!

XXVI.

Nachdem Ordener von dem Thurme herabgestiegen war, auf welchem er den Leuchtthurm von Munckholm erblickt hatte, mattete er sich lange ab, seinen armen Benignus Spiagudry um und um zu suchen. Er rief ihn mit Namen, aber nur das Echo der Ruinen antwortete ihm. Er war über diese Abwesenheit erstaunt, und schrieb sie irgend einem panischen Schrecken zu, der den furchtsamen alten Herrn ergriffen hätte. Um ihm Zeit zur Wiederkehr zu geben, beschloß er, die Nacht auf dem Felsen von Oelmö zuzubringen. Er nahm etwas Nahrung zu sich, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich bei dem Feuer nieder.

Ordener war mit der Sonne auf, aber er fand seinen Spiagudry nicht, sondern nur dessen Schnappsack und Mantel, was auf eine sehr eilige Flucht schließen ließ. Er entschloß sich daher, allein abzureisen, weil er am andern Tage Walderhog erreichen mußte.

Der junge Mann war von Jugend auf an Beschwerden gewöhnt, und hatte die Gebirge schon mehrmals bereist. Da er nun wußte, daß der Räuber zu Walderhog zu treffen sein würde, bedurfte er keines Führers mehr und setzte allein seinen Weg in nordwestlicher Richtung fort.

Es war nicht sehr bequem, in diesem Lande zu reisen. Bald war der Weg bloß das steinige Bett eines ausgetrockneten Waldbaches, bald mußte man auf schwankenden Brücken, die bloß aus Baumstämmen bestanden, über Abgründe gehen. Stunden weit konnte man in diesen unbewohnten Gegenden reisen, ohne das Dasein von Menschen an etwas anderem gewahr zu werden, als an einer Windmühle, die sich auf dem Gipfel eines fernen Hügels drehte, oder an dem Rauch, der aus einem entfernten Eisenwerke stieg. Bisweilen begegnete er einem Bauer auf seinem kleinen grauen Pferde, oder einem Pelzhändler.

Wenn er den Handelsmann um den Weg nach der Grotte von Walderhog fragte, antwortete der nomadische Krämer, der bloß die Namen und Lage der Orte kannte, wohin ihn sein Gewerbe führte: „Geht immer nach Nordwest, dann kommt Ihr in das Dorf Hervalyn, dann geht Ihr durch die Schluchten von Doblysax, und diesen Abend könnt Ihr Surb noch erreichen, das nur zwei Stunden von Walderhog liegt."

Wenn Ordener die nämliche Frage an einen Landmann richtete, schüttelte dieser, ganz erfüllt von den Traditionen seines Landes, den Kopf, hielt seinen Grauschimmel an und erwiederte: „Walderhog! die Grotte von Walderhog! Dort

singen die Steine, die Beine tanzen, und der Dämon von Island bewohnt sie! In die Grotte von Walderhog werdet Ihr ohne Zweifel nicht gehen wollen?"

„Doch, ich will dahin!"

„Ihr habt also Eure Mutter verloren, oder Euer Haus ist verbrannt, oder ein Nachbar hat Euch Euer fettes Schwein gestohlen?"

„Alles das nicht!"

„So hat Euch irgend eine Hexe ein Leid angethan?"

„Mein lieber Freund, ich will von Euch nichts wissen, als den Weg, der nach Walderhog führt."

„Wenn Ihr es denn durchaus wollt: immer nördlich! Ich weiß wohl, wie Ihr hinkommen werdet, aber wie Ihr zurückkommt, das weiß ich nicht. So lebt denn wohl!"

Es war bereits sinkende Nacht, als Ordener in dem Weiler Surb ankam. Der Harzgeruch und der Steinkohlenrauch belehrten Ordener, daß hier ein Volk von Fischern wohne. Er ging auf die erste Hütte zu, die sich ihm im Schatten der Nacht zeigte. Ihr niederer und enger Eingang war, nach norwegischem Gebrauch, durch eine große durchsichtige Fischhaut geschlossen, welche in diesem Augenblick durch das röthliche zitternde Licht eines angezündeten Feuers colorirt war. Ordener schlug an die hölzerne Einfassung der Thüre und rief: „Es ist ein Reisender da!"

„Nur herein!" rief eine Stimme von Innen, während eine dienstfertige Hand die Fischhaut aufhob, und Ordener trat in die länglichrunde Hütte eines norwegischen Küstenfischers. Es war eine Art runden Zeltes von Holz und Erde, in dessen Mitte ein Feuer brannte. Vor diesem Feuer saßen der Fischer, sein Weib und zwei zerlumpte Kinder an einem Tisch, auf dem hölzerne Teller und irdene Geschirre standen. Auf der entgegengesetzten Seite, zwischen Netzen und Rudern, lagen zwei schla-

sende Rennthiere auf einem Lager von Blättern und Häuten, dessen Länge bestimmt schien, auch die Bewohner der Hütte und die Gäste aufzunehmen, welche ihnen der Himmel zuführen würde. Man konnte alle diese Gegenstände nur nach und nach wahrnehmen, denn ein dicker Rauch, der durch eine Oeffnung im Dach nur sparsam entschlüpfte, erfüllte die ganze Hütte.

Der Fischer und sein Weib grüßten den Reisenden mit aufrichtigem Wohlwollen. Die Landleute in Norwegen nehmen Reisende gerne auf, theils aus einem ihnen eigenen Hang zur Gastfreundschaft, theils aus Neugierde, die in ihrer Einsamkeit selten befriedigt wird.

„Herr,“ sagte der Fischer, „Ihr werdet hungrig und durstig sein. Hier ist gutes Rindenbrod, womit Ihr Euern Hunger stillen könnt. Dann mögt Ihr uns sagen, wer Ihr seid, woher Ihr kommt, wohin Ihr geht, und welche Geschichten die alten Weiber bei Euch erzählen.“

„Ja, Herr,“ fügte das Weib hinzu, „Ihr könnt zu Eurem Brod köstlich gesalzenen Stockfisch mit Wallfischthran essen. Setzt Euch nur.“

„Und wenn Ihr,“ fuhr der Mann fort, „kein Freund von Fischen seid, so sollt Ihr, wenn Ihr ein wenig Geduld habt, einen trefflichen Rehschlegel oder wenigstens einen Fasanenflügel bekommen. Wir erwarten jeden Augenblick die Rückkunft des besten Schützen in den drei Provinzen. Nicht wahr, meine gute Maase?“

Die Möve heißt auf Norwegisch Maase. Das Weib nahm diese Benennung freundlich auf, sei es, daß dies ihr wirklicher Name war, oder daß ihr Mann ihr aus Zärtlichkeit diesen Beinamen gegeben hatte.

„Der beste Schütze! Das will ich meinen,“ erwiederte sie. „Es ist mein Bruder, der berühmte Kennybol. Gott segne seinen Eingang und Ausgang! Er hat uns auf einige Tage

besucht, und Ihr, fremder Herr, könnt aus dem nämlichen Becher mit ihm einige Schlücke gutes Bier trinken. Er ist ein Reisender, wie Ihr."

„Ich danke Euch, meine wackere Wirthin," erwiederte Ordener; „aber ich begnüge mich mit Eurem guten Rindenbrod und trefflichen Stockfisch, denn ich habe nicht Zeit, Euern Bruder, den berühmten Schützen, zu erwarten. Ich muß sogleich weiter."

Die gute Maase, ärgerlich über die schnelle Abreise des Fremden und zugleich geschmeichelt durch das Lob, das er ihrem Stockfisch und ihrem Bruder ertheilte, rief: „Ihr seid sehr gütig, Herr... aber wie! Ihr wollt uns so bald wieder verlassen?"

„Ich muß."

„Ihr wollt Euch zu dieser Stunde und bei solchem Wetter in die Gebirge wagen?"

„Es geschieht um einer wichtigen Angelegenheit willen."

Diese Antworten des jungen Reisenden reizten die angeborne Neugierde der Hüttenbewohner eben so sehr, als sie ihre Verwunderung erregten.

Der Fischer erhob sich und sprach: „Ihr seid bei Christoph Bulbus Braall, Fischer im Weiler Surb."

Das Weib fügte hinzu: „Maase Kennybol ist sein Weib und seine Magd."

Wenn die norwegischen Landleute einen Fremden auf eine höfliche Weise um seinen Namen fragen wollen, pflegen sie ihm den ihrigen zu sagen.

Ordener erwiederte: „Und ich, ich bin ein Reisender, der weder des Namens, den er trägt, noch des Wegs, den er geht, gewiß ist."

Diese seltsame Antwort schien den Fischer Braall nicht zu befriedigen.

„Bei der Krone Gormons des Alten," sagte er, „ich

glaubte, daß es in diesem Augenblicke in Norwegen nur einen einzigen Menschen gäbe, der seines Namens nicht gewiß sei. Das ist der edle Baron von Thorwick, der jetzt, wie es heißt, wegen seiner glorreichen Vermählung mit der Tochter des Kanzlers, den Namen „Graf von Daneskiold" annehmen wird. Dies ist wenigstens die neueste Nachricht, welche ich von Drontheim mitgebracht habe. Ich wünsche Euch Glück, fremder Herr, zu dieser Aehnlichkeit mit dem Sohn des Vicekönigs, dem hohen Grafen Guldenlew."

„Wenn Ihr uns nichts über Eure Person sagen könnt," fiel das Weib ein, „so bringt Ihr uns doch vielleicht etwas Neues mit, was in der Welt vorgeht?"

„Das Neueste ist," unterbrach sie der Fischer, „daß, ehe ein Monat vergeht, der Sohn des Vicekönigs die Tochter des Großkanzlers heirathen wird."

„Daran zweifle ich," sagte Ordener.

„Ihr zweifelt daran, Herr! Ich kann Euch versichern, daß dem so ist. Ich habe diese Nachricht aus guter Quelle. Derjenige, der sie mir mitgetheilt, hat sie aus dem Munde des Herrn Paul, des Lieblingsdieners des edeln Barons von Thorwick, d. h. des hohen Grafen von Daneskiold. Hätte etwa seit sechs Tagen ein Sturm das Wasser getrübt? Ist dieses große Band zerrissen?"

„Ich glaube es," antwortete der junge Mann lächelnd.

„Wenn dem so ist, Herr, so hatte ich Unrecht. Man muß nicht das Feuer anzünden, um den Fisch zu backen, bevor sich das Netz über ihm zusammengezogen hat. Ist dieses Band aber auch gewiß zerrissen? Von wem habt Ihr die Nachricht?"

„Von Niemand. Ich mache das so in meinem Kopf aus."

Der Fischer konnte sich nicht enthalten, ihm unter die Nase zu lachen: „Verzeiht mir, Herr, aber man sieht leicht, daß Ihr wirklich ein Reisender und ohne Zweifel ein Ausländer seid.

Bildet Ihr Euch denn ein, daß die Ereignisse sich nach Euern Launen richten werden, und daß der Himmel sich verfinstern oder aufklären wird, je nachdem es Euch beliebt?"

Hier erklärte der Fischer, der, wie alle norwegischen Landleute, sich um die Angelegenheiten der Nation annahm und darin bewandert war, aus welchen Gründen diese Heirath unfehlbar stattfinden müsse. Ordener, der wenig Lust verspürte, mit diesem ländlichen Staatsmann eine politische Unterhaltung zu führen, wurde durch die Ankunft eines Dritten aus seiner Verlegenheit gerissen.

„Das ist er! Das ist mein Bruder!" rief das Weib.

Der Hauswirth reichte dem Ankömmling feierlich die Hand: „Sei willkommen, Bruder!"

Hierauf wandte er sich zu Ordener und sprach: „Herr, das ist unser Bruder, der berühmte Schütze Kennybol aus den Bergen von Kole."

„Ich grüße Euch Alle herzlich," erwiederte der Bergbewohner, indem er seine Mütze von Bärenfell abnahm. „Bruder, ich mache schlechte Jagd an Euern Küsten, wie Du schlechten Fischfang machen würdest in unsern Bergen. Eher noch würde ich meine Waidtasche füllen, wenn ich in den Nebelwäldern der Königin Mab Kobolde und Irrwische jagte. Schwester Maase, Du bist die erste Möve, der ich heute nahe genug kam, um ihr guten Tag zu sagen. Seht einmal, Freunde, um einen solchen elenden Auerhahn hat der erste Schütze von Drontheimhus bis zu dieser Stunde und in diesem schlechten Wetter die Lichtungen aus und ein laufen müssen."

Mit diesen Worten zog er einen Auerhahn aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch, mit der Versicherung, daß dieses magere Thier keinen Schuß Pulver werth sei.

„Aber," murmelte er zwischen den Zähnen, „nur getrost, du treue Büchse Kennybols, bald wirst du größeres Wild jagen, mehr als Gemsen und Elennthiere, grüne Röcke und rothe Jacken."

Diese halblaut gesprochenen Worte erregten die Neugier des Weibes.

„Hm!“ fragte sie, „was sagst Du da, Bruder?“

„Ich sage, daß immer ein Kobold unter der Weiberzunge tanzt.“

„Du hast Recht, Bruder Kennybol,“ rief der Fischer aus. „Diese Töchter Evas sind alle eben so neugierig als ihre Mutter. Hast Du nicht von Grünröcken gesprochen?“

„Bruder Braall, ich vertraue meine Geheimnisse nur meiner Büchse an, denn da bin ich gewiß, daß Niemand sie erfährt.“

„Man spricht,“ fuhr der Fischer fort, „im Dorfe von einem Aufstand der Bergleute. Weißt Du etwas davon, Bruder?“

Der Bergbewohner nahm seine Mütze wieder, drückte sie tief in die Stirne, warf einen Seitenblick auf den Fremden, neigte sich dann zum Ohre des Fischers und sagte leise: „Still!“

Der Fischer schüttelte wiederholt den Kopf: „Bruder Kennybol, so stumm der Fisch auch ist, fällt er doch in die ausgespannten Netze.“

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Die beiden Schwäger sahen sich mit ausdrucksvollen Blicken an, die Kinder rupften den Auerhahn, der auf dem Tische lag, aus dem Gesicht des Weibes sprach Neugierde, Ordener machte den stillen Beobachter.

Der Jäger suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Wenn Ihr heute einen magern Auerhahn eßt, so wird dem morgen nicht so sein. Bruder Braall, Du kannst den König der Fische fischen, ich verspreche Dir zum Schmelzen ein herrliches Bärenfett.“

„Bärenfett!“ rief Maase aus. „Hat sich ein Bär in der Gegend gezeigt? Patrick, Regner, meine Kinder, Ihr dürft mir nicht mehr aus dem Hause, ich verbiete es. Ein Bär!“

„Sei ruhig, Schwester, morgen wirst Du ihn nicht mehr zu fürchten haben. Ja, etwa zwei Stunden von hier habe ich

einen Bären gesehen, und zwar einen weißen Bären. Er schien einen Menschen, oder vielmehr ein Thier auf dem Rücken zu tragen. Es war vielleicht ein Ziegenhirte, den er wegtrug, denn die Ziegenhirten kleiden sich in Thierfelle. Ich konnte wegen der Entfernung nicht genau unterscheiden. Wundern mußte ich mich jedoch, daß er seine Beute auf dem Rücken trug, und nicht zwischen den Zähnen."

„Wirklich, Bruder?"

„Ja, und das Thier mußte todt sein, denn es machte keine Bewegung, sich zu vertheidigen."

„Aber," fragte der verständige Fischer, „wenn es todt war, wie konnte es sich auf dem Rücken des Bären halten?"

„Das konnte ich auch nicht begreifen. Gleichviel, dieser Bär hat seinen letzten Fraß gehalten. Als ich in das Dorf zurückkam, habe ich gleich sechs tüchtige Bursche bestellt, und morgen, Schwester Maase, werde ich Dir das schönste weiße Fell, das je auf den Schneefeldern der Berge gelaufen ist, mitbringen."

„Nimm Dich in Acht, Bruder, Du hast da sonderbare Sachen gesehen. Dieser Bär ist vielleicht der Teufel . . ."

„Bist Du närrisch?" unterbrach sie lachend der Bergbewohner. „Was wird sich der Teufel in einen Bären verwandeln! Ja, in eine Katze, in einen Affen, so etwas hat man erlebt, aber in einen Bären! Das ist ja ein Aberglaube, über den ein Kind und ein altes Weib lachen müßten!"

Das arme Weib schwieg beschämt.

„Bruder," sagte sie nach einer Pause, „Du warst mein Herr und Meister, bevor mein Mann und Herr seine Augen auf mich warf; handle, wie es Dein Schutzengel Dir eingibt."

„Wo," fragte der Fischer, „hast Du denn diesen Bären gesehen?"

„Auf dem Wege von Smiassen nach Walderhog."

„Walderhog!“ wiederholte die Frau und machte ein Kreuz.

„Walderhog!“ fiel Ordener ein.

„Bruder,“ fuhr der Fischer fort, „ich hoffe nicht, daß Du auf dem Wege nach dieser Grotte von Walderhog warst?“

„Ich? Gott behüte mich in Gnaden! Es war der Bär, der seine Richtung dahin nahm.“

„Willst Du ihn morgen dort aufsuchen?“ unterbrach ihn Maase mit Entsetzen.

„Gewiß nicht, denn selbst ein Bär wird seinen Aufenthalt in einer Höhle nicht nehmen, wo . . .“

Er hielt inne, und alle drei machten ein Kreuz.

„Du hast Recht,“ erwiederte der Fischer, „der Instinkt bewahrt die Thiere vor solchen Dingen.“

„Meine guten Leute,“ sagte Ordener, „was gibt es denn so Entsetzliches in dieser Grotte von Walderhog?“

Alle drei sahen sich mit einem dumpfen Staunen an, als ob sie eine solche Frage gar nicht begreifen könnten.

„Dort ist das Grab des Königs Walder,“ fügte Ordener hinzu.

„Ja,“ sagte die Frau, „ein steinernes Grab, das singt.“

„Und das ist noch nicht Alles,“ sprach der Fischer.

„Nein,“ fuhr das Weib fort, „bei Nacht sieht man dort die Gebeine der Todten tanzen.“

„Und das ist noch nicht Alles,“ sagte der Bergbewohner.

Alle schwiegen, als ob sie nicht fortzufahren wagten.

„Nun,“ fragte Ordener, „was ist denn sonst noch Uebernatürliches da?“

„Junger Mann,“ erwiederte ernst der Bergbewohner, „Ihr müßt nicht so leichtsinnig reden, wenn Ihr einen alten grauen Wolf, wie ich einer bin, schaudern seht.“

Ordener versetzte lächelnd: „Ich hätte gleichwohl Alles zu erfahren gewünscht, was Wunderbares in dieser Höhle von

Walderhog geschieht, eben weil mein Weg mich dahin führt."

Bei diesen Worten waren die drei Zuhörer vor Schrecken wie versteinert.

„Nach Walderhog! Himmel! Ihr geht nach Walderhog?" rief der Fischer aus. „Und Ihr sagt das in einem Tone, wie man sagen würde: Ich gehe nach Löwig, meinen Stockfisch zu verkaufen! oder in Ralphs Bucht, Häringe zu fischen! Nach Walderhog! großer Gott!"

„Unglücklicher junger Mann!" sagte das Weib. „Habt Ihr denn keinen Schutzengel? Ist kein Heiliger im Himmel Euer Beschützer? Das kann freilich wohl sein, denn Ihr wißt ja nicht einmal Euern Namen!"

„Und welche Ursache kann Euch denn an diesen entsetzlichen Ort führen?" fragte der Bergbewohner.

„Ich habe irgend Einen um etwas zu fragen," erwiederte Ordener.

Das Staunen der drei Zuhörer stieg mit ihrer Neugier.

„Hört, fremder Herr," sagte der Bergbewohner, „Ihr scheint dieses Land nicht recht zu kennen. Ihr irrt Euch ohne Zweifel in dem Namen. Nach Walderhog könnt Ihr nicht wollen! Und wenn Ihr dort mit einem menschlichen Wesen sprechen wolltet, so würdet Ihr Niemand finden . . ."

„Als den Dämon," ergänzte das Weib.

„Den Dämon! Welchen Dämon?"

„Den," fuhr sie fort, „für den das Grab singt und die Todten tanzen."

„Ihr wißt also nicht, Herr," sagte der Fischer mit gedämpfter Stimme, daß die Grotte von Walderhog der gewöhnliche Aufenthalt des . . ."

Das Weib ließ ihn nicht ausreden.

„Mein Ehemann und Gebieter," sagte sie, „sprich diesen Namen nicht aus, er bringt Unglück."

„Wessen Aufenthalt?" fragte Ordener.

„Eines eingefleischten Teufels," antwortete Kennybol.

„Ich weiß in der That nicht, was Ihr mir da sagen wollt. Das habe ich wohl gehört, daß Walderhog von Han dem Isländer bewohnt wird . . ."

Ein dreifacher Schrei des Entsetzens stieg in der Hütte auf: „Wie! — Ihr wußtet es! — Das eben ist dieser Dämon!"

Das Weib rief alle Heiligen im Himmel an, ihr zu bezeugen, daß nicht sie diesen Namen ausgesprochen habe.

Nachdem der Fischer in etwas von seiner Bestürzung zurückgekommen war, starrte er Ordener an, wie einen Menschen, dessen Thun ihm unbegreiflich war.

„Herr," sagte er, „wenn ich so lange leben sollte, als mein Vater, der einhundert zwanzig Jahre alt geworden ist, so hätte ich doch nie geglaubt, daß mich ein menschliches Wesen, das mit Vernunft begabt ist und an Gott glaubt, um den Weg nach Walderhog fragen würde."

„Gewiß," rief das Weib aus, „werdet Ihr nicht in diese Grotte gehen, denn wer den Fuß hineinsetzt, will einen Bund mit dem Teufel machen."

„Ich gehe hin, Ihr guten Leute, und wer mir den kürzesten Weg dahin zeigen will, wird mir einen großen Dienst erweisen."

„Der kürzeste Weg, dahin zu kommen, wohin Ihr gehen wollt, ist der, Euch vom nächsten Felsen in die nächste Schlucht herabzustürzen."

„Heißt denn das den nämlichen Zweck erreichen," fragte Ordener ruhig, „wenn man einen nutzlosen Tod einer nützlichen Gefahr vorzieht?"

Braall schüttelte den Kopf, während sein Schwager einen forschenden Blick auf den jungen Abenteurer warf.

„Ich verstehe jetzt," rief plötzlich der Fischer aus, „Ihr wollt die tausend Thaler gewinnen, die auf des isländischen Dämons Kopf gesetzt sind."

Ordener lächelte.

„Junger Herr," fuhr der Fischer mit Rührung fort, „laßt diesen Plan fahren. Ich bin arm und alt, aber ich würde, was ich noch zu leben habe, wäre es auch nur ein einziger Tag, für Eure tausend Thaler nicht hingeben."

„Nicht um dieser tausend Thaler, sondern um einer größeren Sache willen, suche ich diesen Räuber auf, den Ihr einen Dämon nennt. Ich thue es nicht für mich, sondern für Andere ..."

Der Bergbewohner, der Ordener stets mit forschenden Augen betrachtet hatte, unterbrach ihn nun: „Ich verstehe Euch jetzt, ich weiß, warum Ihr diesen isländischen Dämon sucht."

„Ich will ihn zwingen zu kämpfen," sagte Ordener.

„Recht so," fuhr Kennybol fort, „Ihr seid mit wichtigen Dingen beauftragt, es liegt viel an Eurer Sendung, nicht wahr?"

„Ich habe es bereits gesagt."

Der Bergbewohner näherte sich jetzt dem jungen Manne mit einer Miene des Einverständnisses und sagte ihm zu seiner großen Verwunderung halblaut ins Ohr: „Es ist im Namen des Grafen Schuhmacher von Greiffenfeld, nicht wahr?"

„Wackerer Mann," rief Ordener, „wie wißt Ihr . . ."

Er war wirklich erstaunt, daß ein norwegischer Bergbewohner ein Geheimniß wissen sollte, das er Niemand, nicht einmal dem General Levin, anvertraut hatte.

Kennybol neigte sich zu seinem Ohr: „Ich wünsche Euch guten Erfolg," fuhr er in demselben geheimnißvollen Tone fort, „es ist edelmüthig von Euch, junger Mann, daß Ihr auf solche Weise den Unterdrückten beisteht."

Ordeners Erstaunen war so groß, daß er kaum Worte

finden konnte, den Bergbewohner zu fragen, auf welche Art er denn Kenntniß von dem Zweck seiner Reise erlangt habe.

„Stille," sagte Kennybol, indem er den Finger auf den Mund legte, „ich hoffe, daß Ihr von dem Bewohner der Grotte von Walderhog das erlangen werdet, was Ihr wünscht. Mein Arm ist, gleich dem Eurigen, dem Gefangenen von Munckholm geweiht."

Hierauf erhob er seine Stimme, ehe Ordener antworten konnte: „Bruder, Schwester Maase, nehmt diesen würdigen jungen Mann als einen zweiten Bruder auf. Jetzt zum Nachtessen, es wird fertig sein!"

„Wie!" unterbrach ihn das Weib, „Du hast ohne Zweifel den Herrn vermocht, von seinem Besuche bei dem Dämon abzustehen?"

„Schwester, bete, daß ihm kein Unfall widerfahre. Es ist ein edler und würdiger junger Mann. Jetzt, edler Herr, nehmt etwas Nahrung zu Euch und pflegt der Ruhe. Morgen will ich Euch den Weg zeigen, dann suchet Ihr Euern Teufel auf und ich meinen Bären."

XXVII.

Der erste Sonnenstrahl beleuchtete eben den höchsten Gipfel des Felsen am Meeresstrand, als ein Fischer, der vor Tag einige Flintenschüsse vom Ufer seine Netze ausgeworfen hatte, eine menschliche Figur, die in einen Mantel oder in ein Leintuch gehüllt war, die Felsen herabsteigen und unter dem Eingang der gefürchteten Grotte von Walderhog verschwinden sah. Von Entsetzen ergriffen, empfahl er seinen Nachen und seine Seele in den Schutz des heiligen Usuph und erzählte seiner staunenden Familie, daß er eines der Gespenster, welche die Grotte Hans

des Isländers bewohnen, mit Anbruch des Tages in die Höhle habe zurückkehren sehen.

Dieses Gespenst, von nun an das Gespräch und der Schrecken der langen Winterabende, war Ordener. Der Schütze Kennybol und seine sechs Gefährten, welche ihm den Weg gezeigt hatten, waren eine halbe Stunde von Walderhog zurückgeblieben, und diese unerschrockenen Jäger, die lachend einem wilden Bären entgegentraten, sahen dem kühnen Wanderer, so lange sie ihn auf dem Fußpfade erblicken konnten, mit angstvollen Blicken nach.

Ordener betrat kühn und unerschrocken die gefürchtete Grotte, die durch die Felsspalten von oben nur ein sparsames Licht erhielt. Sein Fuß strauchelte oft an umherliegenden Todtenschädeln und Gebeinen; aber sein muthiges Herz kannte keine Furcht.

Endlich kam er in eine Art runden Saals, den die Natur in die Seite des Felsen gegraben hatte. Hier schloß sich die Höhle, und die Wände des Saals hatten keine andere Oeffnung, als weite Spalten, durch welche man die Berge und Wälder umher erblickte.

Ein Monument von sonderbarer Form, in der Mitte des Saals, zog Ordeners Aufmerksamkeit auf sich. Drei lange massive Steine, die aufrecht auf dem Boden ruhten, trugen einen breiten viereckigen Stein, wie drei Pfeiler ein Dach tragen. Unter diesem gigantischen Dreifuß erhob sich eine Art Altar, der ebenfalls aus einem einzigen Felsstück bestand und in der Mitte seiner obern Fläche kreisförmig durchbrochen war. Ordener erkannte darin eines jener kolossalen druidischen Bauwerke, deren er auf seinen Reisen in Norwegen schon viele gesehen hatte. Er stützte sich mechanisch auf diesen Altar, dessen Steine gebräunt waren, so viel menschliches Blut hatte er schon getrunken.

Plötzlich schlug eine Stimme an sein Ohr, die unter dem

Altar hervorzukommen schien: „Mensch, der Du an diesen Ort gekommen, Deine Füße berühren das Grab!"

Ordener warf rasch den Kopf in die Höhe und griff mit der Hand an das Schwert, während ein Echo, schwach wie die Stimme eines Todten, in den Tiefen der Grotte deutlich wiederholte: „Mensch, der Du an diesen Ort gekommen, Deine Füße berühren das Grab!"

In demselben Augenblicke erhob sich auf der andern Seite des druidischen Altars ein Haupt, schreckhaft anzuschauen, mit rothen borstigen Haaren, und ein heiseres Lachen ertönte.

„Mensch," wiederholte die Stimme, „der Du an diesen Ort gekommen, Deine Füße berühren das Grab!"

Ordener legte ruhig die Hand an das Schwert. Das Ungeheuer stieg ganz aus dem Altar heraus und zeigte seine gedrängten nervigen Glieder, seine blutbefleckten Kleider, seine mit Thierkrallen besetzten Hände, in deren einer er seine schwere steinerne Axt trug.

„Da bin ich!" sagte der Räuber mit dem Grinsen eines wilden Thiers.

„Da bin ich auch!" erwiederte der unerschrockene Jüngling.

„Ich habe Dich erwartet."

„Und ich, ich habe Dich gesucht."

Der Wilde kreuzte die Arme über die Brust.

„Weißt Du," fragte er, „wer ich bin?"

„Ich weiß es."

„Und Du fürchtest Dich nicht?"

„Nicht mehr."

„Du hast Dich also gefürchtet, als Du hieher kamst?" fragte das Unthier und wiegte triumphirend sein Haupt.

„Ich habe gefürchtet, Dich nicht zu finden."

„Du bietest mir Trotz, und Deine Füße sind eben über menschliche Gebeine gegangen!"

„Morgen vielleicht werden sie über die Deinigen gehen.“

Der Unmensch zitterte vor Wuth. Der Jüngling blieb ruhig, unbeweglich, unerschrocken.

„Nimm Dich in Acht!“ murmelte der Räuber, „ich werde auf Dich stoßen, wie der Falke auf eine Taube.“

„Stoße auf mich!“

In Ordeners ruhigem Blick und Wesen lag Etwas, das dem Unthier wider Willen Achtung gebot. Der Wilde riß zornig die Haare des Thierfells aus, das um seine Schultern hing, wie ein Tiger das Gras ausreißt, ehe er sich auf seinen Raub stürzt.

„Du lehrst mich, was Mitleid ist,“ sagte er.

„Und Du mich, was Verachtung ist.“

„Knabe, Deine Stimme ist sanft, Dein Gesicht rosig, wie die Stimme und das Gesicht einer Jungfrau. Welchen Tod soll ich Dir geben?“

„Den Deinigen.“

Das Unthier lachte laut auf.

„Du weißt nicht, daß ich ein Dämon bin, daß mein Geist der Geist Ingulphs des Vertilgers ist.“

„Ich weiß, daß Du ein Räuber bist, und daß Du um Gold mordest.“

„Du irrst Dich, um Blut, nicht um Gold.“

„Haben Dich nicht die Ahlfeldt bezahlt, den Hauptmann Dispolsen zu ermorden.“

„Was sagst Du mir da? Was sind das für Namen?“

„Kennst Du den Hauptmann Dispolsen nicht, den Du am Strande von Urchthal ermordet hast?“

„Das ist möglich, aber ich habe ihn vergessen, wie ich Dich in drei Tagen vergessen haben werde.“

„Kennst Du den Grafen Ahlfeldt nicht, der Dich bezahlt hat, um dem Hauptmann eine eiserne Büchse abzunehmen?“

„Ahlfeldt! Warte! Ja, ich kenne ihn. Ich habe gestern das Blut seines Sohnes aus dem Schädel des meinigen getrunken.“

Ordener schauderte.

„Warst Du denn mit Deinem Lohne nicht zufrieden?“

„Mit welchem Lohn?“

„Höre! Dein Anblick ekelt mich an, ich will zu Ende kommen. Du hast vor acht Tagen einem Deiner Schlachtopfer, einem Offizier von Munckholm, eine eiserne Büchse geraubt.“

Bei dem Worte „Munckholm“ bebte der Wilde vor Wuth.

„Ein Offizier von Munckholm!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Bist Du vielleicht auch ein Offizier von Munckholm?“

„Nein!“

„Desto schlimmer!“ sagte der Räuber und runzelte die Stirne.

„Höre! Wo ist diese eiserne Büchse, welche Du dem Hauptmann geraubt hast?“

Der Räuber schien einen Augenblick nachzudenken.

„Bei Ingulphs Seele!“ sagte er, „diese elende eiserne Büchse setzt viele Leute in Athem. Ich stehe Dir dafür, daß man die Büchse, die Deine Gebeine enthalten soll, weniger suchen wird, wenn sie anders je in einen Sarg kommen.“

Als Ordener aus diesen Worten sah, daß der Räuber etwas von der Büchse wußte, faßte er neue Hoffnung, sie zu bekommen.

„Sage mir, was hast Du mit dieser Büchse gemacht? Ist [illegible] im Besitze des Grafen Ahlfeldt?“

„Nein!“

„Du lügst, ich sehe Dich lachen.“

„Glaube, was Du willst. Was liegt mir daran?“

Das Unthier hatte ein höhnisches Wesen angenommen, das Ordener Mißtrauen einflößte. Er sah, daß kein anderes [illegible] mehr übrig blieb, als ihn in Wuth zu bringen oder [illegible]tern, wenn es möglich war.

„Höre," rief er ihm barsch zu, „Du mußt mir diese Büchse geben."

Der Räuber antwortete mit einem wilden Grinsen.

„Du mußt sie mir geben," wiederholte der Jüngling mit donnernder Stimme.

„Pflegst Du etwa den Büffelochsen und Bären Befehle zu ertheilen?" erwiederte der Unmensch mit scheußlichem Lachen.

„Dem Teufel in der Hölle will ich befehlen."

„Das wirst Du in Kurzem thun können."

Der junge Mann zog sein Schwert, das in der Dunkelheit blitzte: „Gehorche!"

Der Wilde schüttelte seine Axt: „Es hing nur von mir ab, Deine Gebeine zu zerbrechen und Dein Blut zu trinken, als Du hereintratst, aber ich hielt an mich, weil ich begierig war, zu sehen, wie der kleine Sperling auf den Geier schießt."

„Elender!" rief Ordener aus. „Vertheidige Dich!"

„So etwas höre ich zum erstenmal," grinste der Wilde.

Mit diesen Worten sprang er auf den Altar und raffte seine Glieder zusammen, wie der Leopard, der den Jäger auf einem Felsstück erwartet, um sich unversehens auf ihn herabzustürzen.

Das Auge des Unmenschen haftete auf dem Jüngling, um zu sehen, von welcher Seite er sich am besten auf ihn stürzen könne. Es war um Ordener geschehen, wenn er noch einen Augenblick gezaudert hätte; aber er ließ dem Räuber keine Zeit zum Nachdenken, stürzte sich ungestüm auf ihn und setzte ihm die Spitze seines Schwertes vor das Gesicht.

Jetzt entstand ein furchtbarer Kampf. Die Bewegungen des Unthiers waren so rasch, daß Ordener immer seinem scheußlichen Gesicht und der Schneide seiner Axt begegnete, von welcher Seite er auch angreifen mochte. Er wäre beim ersten Anlauf verloren gewesen, wenn er nicht den glücklichen Gedanken ge-

habt hätte, seinen Mantel um den linken Arm zu wickeln, welcher Schild die wüthenden Streiche seines Gegners meistens auffing. Beide matteten sich einige Minuten lang mit größter Anstrengung ab, ohne daß Einer dem Andern eine Wunde beizubringen vermochte. Die kleinen flammenden Augen des Wilden traten aus ihren Höhlen. Er focht mit schweigender Wuth, erzürnt darüber, daß ein dem Anschein nach so schwacher Gegner ihn so keck und kräftig bekämpfte. Die scheußliche Unbeweglichkeit der Züge des Unthiers und die unerschrockene Ruhe auf Ordeners Gesicht bildeten einen seltsamen Gegensatz mit der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und der Lebhaftigkeit ihrer Angriffe.

Man hörte kein anderes Geräusch, als das Klirren der Waffen, die stürmischen Tritte des Jünglings und den schweren Athem der beiden Kämpfer. Plötzlich stieß der Wilde ein furchtbares Geheul aus. Die Schneide seiner Axt hatte sich in den Falten des Mantels gefangen. Er zog heftig daran, aber sie verwickelte sich dadurch nur noch mehr.

Das Schwert des Jünglings senkte sich gegen die Brust des Räubers.

„Höre mich noch einmal,“ sagte Ordener, „willst Du mir diese eiserne Büchse zurückgeben, welche Du gestohlen hast?“

„Nein, und verflucht seist Du,“ erwiederte grinsend der Räuber.

Ordener schwang drohend das Schwert: „Besinne Dich!“

„Nein! Du hast es schon gehört!“

Ordener senkte sein Schwert: „So winde Deine Axt von den Falten meines Mantels los, damit wir den Kampf fortsetzen können.“

Ein verächtliches Lachen war die Antwort des Unthiers: „Knabe, Du spielst den Edelmüthigen, als ob ich dessen bedürfte!“

Ehe der erstaunte Jüngling den Kopf umwenden konnte, hatte der Wilde, von dem Altar herab, seinen Fuß auf die Schulter seines großmüthigen Siegers gesetzt und war mit einem Satze zwölf Schritte weit im Saal. Mit einem zweiten Satze hing er an Ordener. Er hatte sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers an ihn gehängt, wie ein Panther, der sich mit Krallen und Rachen in der Seite eines Löwen einbeißt. Seine Klauen wühlten in den Schultern des Jünglings, seine Kniee drückten in seine Weichen, sein scheußliches Gesicht grinste ihn an, sein blutiger Rachen war geöffnet und zeigte weiße, spitzige Zähne, den Gegner damit zu zerfleischen. Kein menschliches Wort mehr entschlüpfte seiner lechzenden Kehle; nur ein dumpfes Brüllen stieg aus seinem offenen Rachen hervor. Er war scheußlicher, als ein Thier des Waldes, ungeheurer, als ein Dämon, es war ein Mensch, dem nichts vom Menschen übrig geblieben war.

Ordener schwankte bei diesem furchtbaren Anlauf und wäre rückwärts gefallen, wenn ihn nicht einer der breiten Pfeiler des Altars gehalten hätte. Er lag halb rückwärts gebogen am Pfeiler und athmete schwer unter dem Gewicht seines Feindes. Der Gedanke an seine Geliebte gab ihm neue Kraft; er umspannte das Ungeheuer mit beiden Armen, faßte seine Säbelklinge in der Mitte und setzte deren Spitze dem Gegner auf den Rücken. Als der Räuber das kalte Eisen fühlte, that er einen durchdringenden Schrei, ließ seinen Feind los und machte einen Satz rückwärts.

Nun entbrannte der Kampf zum drittenmal noch heftiger. Auf dem Boden lagen ungeheure Felsstücke zerstreut herum. Zwei Männer von gewöhnlicher Kraft hätten das kleinste derselben kaum aufheben können. Der Räuber erfaßte eines mit beiden Armen, hob es hoch über seinem Haupte empor und schwenkte es gegen Ordener. Sein Blick war scheußlich. Der

kräftig geschleuderte Stein durchflog schwerfällig den Raum, und kaum hatte der Jüngling Zeit genug, ihm auszuweichen.

Kaum hatte sich Ordener wieder gefaßt, so war schon ein neuer Stein in den Armen des Unthiers geschwungen. Der Jüngling stürzte mit gehobenem Schwert auf den Räuber los, um dem Kampf eine andere Wendung zu geben; aber der Stein begegnete in seinem Flug der schwachen Klinge und zertrümmerte sie. Der Jüngling stand entwaffnet da, und ein wildes Lachen des Ungeheuers stieg an die hohe Wölbung der Grotte.

„Hast Du Gott oder dem Teufel noch etwas zu beichten, ehe Du stirbst?“ rief das Ungeheuer mit mißtönender Stimme aus.

Sein Auge flammte vor freudiger Wuth und er stützte sich auf seine Axt, die am Boden lag, um den Jüngling damit niederzuschlagen.

Plötzlich ließ sich von Außen ein fernes Brüllen hören. Das Unthier horchte. Das Geräusch nahm zu. Menschenstimmen mischten sich mit dem kläglichen Brüllen eines Bären. Der Räuber horcht. Das klägliche Geschrei dauert fort. Jetzt ergreift er rasch seine Axt und stürzt nicht auf Ordener, sondern auf eine der Felsspalten in der Höhle los, durch die das Licht eindringt. Der erstaunte Ordener tritt ebenfalls an eine dieser Oeffnungen und sieht in einer benachbarten Lichtung einen großen weißen Bären, von sieben Jägern verfolgt, unter welchen er Kennybol zu erkennen glaubt.

Er wendet sich um. Der Räuber war nicht mehr in der Grotte, und er hört außen eine schreckliche Stimme, die ruft: „Freund! Freund! Ich komme!“

XXVIII.

Das Regiment der Arquebusiere von Mundholm befand sich auf dem Marsch in den Engpässen zwischen Drontheim und Skongen. Der Lieutenant Randmer, ein junger dänischer Baron, trat zu dem Hauptmann Lory, der von der Pike auf gedient hatte. Der Hauptmann marschirte düster schweigend, mit gewichtigem aber sicherem Schritte.

„Nun, Herr Hauptmann," rief ihm der lustige Lieutenant zu, „was ist Ihnen denn? Sie sind traurig."

„Allerdings und nicht ohne Grund," erwiederte der alte Offizier, ohne den Kopf zu erheben.

„Nur nicht so betrübt! Sehen Sie mich an, bin ich traurig? Und doch hätte ich wenigstens eben so viele Ursache dazu, als Sie."

„Ich zweifle daran, Baron Randmer; ich habe mein einziges Gut, meinen ganzen Reichthum verloren."

„Herr Hauptmann, unser Unglück ist ganz das gleiche. Erst vor vierzehn Tagen hat der Lieutenant Alberik mit einem einzigen Wurf mein schönes Schloß Randmer nebst allen dazu gehörigen Besitzungen gewonnen. Ich bin zu Grunde gerichtet; aber sehen Sie mich darum weniger lustig?"

Der Hauptmann erwiederte betrübt: „Herr Lieutenant, Sie haben nur Ihr schönes Schloß verloren, ich aber meinen Hund."

Auf diese Antwort hielt das leichtsinnige Gesicht des jungen Mannes die Mitte zwischen Lachen und Rührung.

„Herr Hauptmann," sagte er, „trösten Sie sich. Sehen Sie, ich habe mein schönes Schloß verloren."

Der Hauptmann unterbrach ihn: „Was will das heißen? Uebrigens werden Sie wieder ein anderes Schloß gewinnen."

„Und Sie werden wieder einen andern Hund finden."

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Einen Hund werde ich wohl wieder finden, aber nicht meinen alten Drake."

Er hielt inne; einige Thränen glänzten in seinen Augen und fielen über seine gefurchten Wangen herab.

„Ich habe," fuhr er fort, „nie etwas geliebt, als ihn; ich habe weder Vater noch Mutter gekannt. Mögen sie im Frieden ruhen, wie mein armer Drake! Er hat mir im pommerischen Kriege das Leben gerettet; ich nannte ihn dem berühmten Admiral zu Ehren Drake. Dieser gute Hund! Er ist mir immer treu geblieben, wie es mir auch gehen mochte. Nach dem Treffen von Oholsen streichelte ihn der General Schack mit eigener Hand und sagte: „„Ihr habt da einen schönen Hund, Sergent Lory!"" Damals war ich noch Sergent."

„Das muß Einem wunderbar vorkommen, Sergent zu sein!" unterbrach ihn der junge adelige Offizier.

Der alte Soldat hörte nicht darauf und fuhr, wie in Gedanken verloren, fort: „Dieser arme Drake! Aus so vielen Gefahren frisch und gesund zurückzukommen, um, wie eine alte Katze, in diesem verfluchten Golf von Drontheim zu ersaufen! Mein armer Hund! Du wärest würdig gewesen, mit mir auf dem Schlachtfelde zu sterben."

„Sie sind ein tapferer Soldat," rief der Lieutenant, „wie können Sie traurig sein, da wir uns vielleicht morgen schlagen werden?"

„Ja," erwiederte der alte Hauptmann verächtlich, „gegen saubere Feinde!"

„Wie! diese teuflischen Bergleute! Diese satanischen Bergbewohner!"

„Steinbrecher und Straßenräuber! Leute, die nicht einmal in Schlachtordnung aufmarschiren können! Das sind mir die rechten Leute, um einem alten Knasterbart, wie ich bin, der alle Feldzüge in Pommern und Holstein mitgemacht hat,

die Spitze zu bieten! Mir, der unter dem berühmten Schack und dem tapfern Guldenlew gefochten! ..."

„Aber Sie wissen nicht, daß diese Banden einen gefürchteten Anführer haben, einen wilden Riesen, so groß und stark wie Goliath, einen Dämon, der nichts als Menschenblut trinkt...."

„Wen denn?"

„Den berüchtigten Han den Isländer."

„Bravo! Ich wette, daß dieser furchtbare Obergeneral nicht einmal eine Flinte in den vorgeschriebenen Tempos zu laden weiß."

Der Lieutenant lachte laut.

„Lachen Sie nur! Es wird in der That recht gut lassen, wenn wackere Soldatensäbel sich mit elenden Hauen, und tapfere Piken mit Mistgabeln kreuzen! Das sind würdige Feinde! Mein guter Drake hätte sie nicht für werth gehalten, sie in die Füße zu beißen!"

Sie wurden durch die Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der athemlos herbeilief.

„Herr Hauptmann Lory!" rief er aus. „Mein lieber Randmer!"

„Was gibt es?" fragten die Beiden zusammen.

„Meine Freunde .... Ich bin starr vor Entsetzen .... Ahlfeldt! .... Der Lieutenant Ahlfeldt! .. Der Sohn des Großkanzlers! .... Sie wissen, mein lieber Baron Randmer! .... Dieser elegante Friedrich ... Dieser Geck! ...."

„Elegant war er," erwiederte der junge Baron, „sehr elegant! Inzwischen hatte ich doch auf dem letzten Balle zu Kopenhagen eine geschmackvollere Maske als er ... Was ist ihm denn begegnet?"

„Ich weiß, wen Sie meinen," sagte zu gleicher Zeit der Hauptmann Lory, den Friedrich von Ahlfeldt, den Lieutenant in der dritten Compagnie, mit den blauen Aufschlägen. Er versieht den Dienst ziemlich nachlässig."

„Ahlfeldt! Wärte! Ja, ich kenne ihn. Ich habe gestern das Blut seines Sohnes aus dem Schädel des meinigen getrunken.“

Ordener schauderte.

„Warst Du denn mit Deinem Lohne nicht zufrieden?“

„Mit welchem Lohn?“

„Höre! Dein Anblick ekelt mich an, ich will zu Ende kommen. Du hast vor acht Tagen einem Deiner Schlachtopfer, einem Offizier von Munckholm, eine eiserne Büchse geraubt.“

Bei dem Worte „Munckholm“ bebte der Wilde vor Wuth.

„Ein Offizier von Munckholm!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Bist Du vielleicht auch ein Offizier von Munckholm?“

„Nein!“

„Desto schlimmer!“ sagte der Räuber und runzelte die Stirne.

„Höre! Wo ist diese eiserne Büchse, welche Du dem Hauptmann geraubt hast?“

Der Räuber schien einen Augenblick nachzudenken.

„Bei Ingulphs Seele!“ sagte er, „diese elende eiserne Büchse setzt viele Leute in Athem. Ich stehe Dir dafür, daß man die Büchse, die Deine Gebeine enthalten soll, weniger suchen wird, wenn sie anders je in einen Sarg kommen.“

Als Ordener aus diesen Worten sah, daß der Räuber etwas von der Büchse wußte, faßte er neue Hoffnung, sie zu bekommen.

„Sage mir, was hast Du mit dieser Büchse gemacht? Ist sie im Besitze des Grafen Ahlfeldt?“

„Nein!“

„Du lügst, ich sehe Dich lachen.“

„Glaube, was Du willst. Was liegt mir daran?“

Das Unthier hatte ein höhnisches Wesen angenommen, das Ordener Mißtrauen einflößte. Er sah, daß kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als ihn in Wuth zu bringen oder einzuschüchtern, wenn es möglich war.

„Höre," rief er ihm barsch zu, „Du mußt mir diese Büchse geben."

– Der Räuber antwortete mit einem wilden Grinsen.

„Du mußt sie mir geben," wiederholte der Jüngling mit donnernder Stimme.

„Pflegst Du etwa den Büffelochsen und Bären Befehle zu ertheilen?" erwiederte der Unmensch mit scheußlichem Lachen.

„Dem Teufel in der Hölle will ich befehlen."

„Das wirst Du in Kurzem thun können."

Der junge Mann zog sein Schwert, das in der Dunkelheit blitzte: „Gehorche!"

Der Wilde schüttelte seine Axt: „Es hing nur von mir ab, Deine Gebeine zu zerbrechen und Dein Blut zu trinken, als Du hereintratst, aber ich hielt an mich, weil ich begierig war, zu sehen, wie der kleine Sperling auf den Geier schießt."

„Elender!" rief Ordener aus. „Vertheidige Dich!"

„So etwas höre ich zum erstenmal," grinste der Wilde.

Mit diesen Worten sprang er auf den Altar und raffte seine Glieder zusammen, wie der Leopard, der den Jäger auf einem Felsstück erwartet, um sich unversehens auf ihn herabzustürzen.

Das Auge des Unmenschen haftete auf dem Jüngling, um zu sehen, von welcher Seite er sich am besten auf ihn stürzen könne. Es war um Ordener geschehen, wenn er noch einen Augenblick gezaudert hätte; aber er ließ dem Räuber keine Zeit zum Nachdenken, stürzte sich ungestüm auf ihn und setzte ihm die Spitze seines Schwertes vor das Gesicht.

Jetzt entstand ein furchtbarer Kampf. Die Bewegungen des Unthiers waren so rasch, daß Ordener immer seinem scheußlichen Gesicht und der Schneide seiner Axt begegnete, von welcher Seite er auch angreifen mochte. Er wäre beim ersten Anlauf verloren gewesen, wenn er nicht den glücklichen Gedanken ge-

habt hätte, seinen Mantel um den linken Arm zu wickeln, welcher Schild die wüthenden Streiche seines Gegners meistens auffing. Beide matteten sich einige Minuten lang mit größter Anstrengung ab, ohne daß Einer dem Andern eine Wunde beizubringen vermochte. Die kleinen flammenden Augen des Wilden traten aus ihren Höhlen. Er focht mit schweigender Wuth, erzürnt darüber, daß ein dem Anschein nach so schwacher Gegner ihn so keck und kräftig bekämpfte. Die scheußliche Unbeweglichkeit der Züge des Unthiers und die unerschrockene Ruhe auf Ordeners Gesicht bildeten einen seltsamen Gegensatz mit der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und der Lebhaftigkeit ihrer Angriffe.

Man hörte kein anderes Geräusch, als das Klirren der Waffen, die stürmischen Tritte des Jünglings und den schweren Athem der beiden Kämpfer. Plötzlich stieß der Wilde ein furchtbares Geheul aus. Die Schneide seiner Axt hatte sich in den Falten des Mantels gefangen. Er zog heftig daran, aber sie verwickelte sich dadurch nur noch mehr.

Das Schwert des Jünglings senkte sich gegen die Brust des Räubers.

„Höre mich noch einmal," sagte Ordener, „willst Du mir diese eiserne Büchse zurückgeben, welche Du gestohlen hast?"

„Nein, und verflucht seist Du," erwiederte grinsend der Räuber.

Ordener schwang drohend das Schwert: „Besinne Dich!"

„Nein! Du hast es schon gehört!"

Ordener senkte sein Schwert: „So winde Deine Axt von den Falten meines Mantels los, damit wir den Kampf fortsetzen können."

Ein verächtliches Lachen war die Antwort des Unthiers: „Knabe, Du spielst den Edelmüthigen, als ob ich dessen bedürfte!"

Ehe der erstaunte Jüngling den Kopf umwenden konnte, hatte der Wilde, von dem Altar herab, seinen Fuß auf die Schulter seines großmüthigen Siegers gesetzt und war mit einem Satze zwölf Schritte weit im Saal. Mit einem zweiten Satze hing er an Ordener. Er hatte sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers an ihn gehängt, wie ein Panther, der sich mit Krallen und Rachen in der Seite eines Löwen einbeißt. Seine Klauen wühlten in den Schultern des Jünglings, seine Kniee drückten in seine Weichen, sein scheußliches Gesicht grinste ihn an, sein blutiger Rachen war geöffnet und zeigte weiße, spitzige Zähne, den Gegner damit zu zerfleischen. Kein menschliches Wort mehr entschlüpfte seiner lechzenden Kehle; nur ein dumpfes Brüllen stieg aus seinem offenen Rachen hervor. Er war scheußlicher, als ein Thier des Waldes, ungeheurer, als ein Dämon, es war ein Mensch, dem nichts vom Menschen übrig geblieben war.

Ordener schwankte bei diesem furchtbaren Anlauf und wäre rückwärts gefallen, wenn ihn nicht einer der breiten Pfeiler des Altars gehalten hätte. Er lag halb rückwärts gebogen am Pfeiler und athmete schwer unter dem Gewicht seines Feindes. Der Gedanke an seine Geliebte gab ihm neue Kraft; er umspannte das Ungeheuer mit beiden Armen, faßte seine Säbelklinge in der Mitte und setzte deren Spitze dem Gegner auf den Rücken. Als der Räuber das kalte Eisen fühlte, that er einen durchdringenden Schrei, ließ seinen Feind los und machte einen Satz rückwärts.

Nun entbrannte der Kampf zum drittenmal noch heftiger. Auf dem Boden lagen ungeheure Felsstücke zerstreut herum. Zwei Männer von gewöhnlicher Kraft hätten das kleinste derselben kaum aufheben können. Der Räuber erfaßte eines mit beiden Armen, hob es hoch über seinem Haupte empor und schwenkte es gegen Ordener. Sein Blick war scheußlich. Der

kräftig geschleuderte Stein durchflog schwerfällig den Raum, und kaum hatte der Jüngling Zeit genug, ihm auszuweichen.

Kaum hatte sich Ordener wieder gefaßt, so war schon ein neuer Stein in den Armen des Unthiers geschwungen. Der Jüngling stürzte mit gehobenem Schwert auf den Räuber los, um dem Kampf eine andere Wendung zu geben; aber der Stein begegnete in seinem Flug der schwachen Klinge und zertrümmerte sie. Der Jüngling stand entwaffnet da, und ein wildes Lachen des Ungeheuers stieg an die hohe Wölbung der Grotte.

„Hast Du Gott oder dem Teufel noch etwas zu beichten, ehe Du stirbst?“ rief das Ungeheuer mit mißtönender Stimme aus.

Sein Auge flammte vor freudiger Wuth und er stützte sich auf seine Axt, die am Boden lag, um den Jüngling damit niederzuschlagen.

Plötzlich ließ sich von Außen ein fernes Brüllen hören. Das Unthier horchte. Das Geräusch nahm zu. Menschenstimmen mischten sich mit dem kläglichen Brüllen eines Bären. Der Räuber horcht. Das klägliche Geschrei dauert fort. Jetzt ergreift er rasch seine Axt und stürzt nicht auf Ordener, sondern auf eine der Felsspalten in der Höhle los, durch die das Licht eindringt. Der erstaunte Ordener tritt ebenfalls an eine dieser Oeffnungen und sieht in einer benachbarten Lichtung einen großen weißen Bären, von sieben Jägern verfolgt, unter welchen er Kennybol zu erkennen glaubt.

Er wendet sich um. Der Räuber war nicht mehr in der Grotte, und er hört außen eine schreckliche Stimme, die ruft: „Freund! Freund! Ich komme!“

XXVIII.

Das Regiment der Arquebusiere von Munckholm befand sich auf dem Marsch in den Engpässen zwischen Drontheim und Skongen. Der Lieutenant Randmer, ein junger dänischer Baron, trat zu dem Hauptmann Lory, der von der Pike auf gedient hatte. Der Hauptmann marschirte düster schweigend, mit gewichtigem aber sicherem Schritte.

„Nun, Herr Hauptmann," rief ihm der lustige Lieutenant zu, „was ist Ihnen denn? Sie sind traurig."

„Allerdings und nicht ohne Grund," erwiederte der alte Offizier, ohne den Kopf zu erheben.

„Nur nicht so betrübt! Sehen Sie mich an, bin ich traurig? Und doch hätte ich wenigstens eben so viele Ursache dazu, als Sie."

„Ich zweifle daran, Baron Randmer; ich habe mein einziges Gut, meinen ganzen Reichthum verloren."

„Herr Hauptmann, unser Unglück ist ganz das gleiche. Erst vor vierzehn Tagen hat der Lieutenant Alberik mit einem einzigen Wurf mein schönes Schloß Randmer nebst allen dazu gehörigen Besitzungen gewonnen. Ich bin zu Grunde gerichtet; aber sehen Sie mich darum weniger lustig?"

Der Hauptmann erwiederte betrübt: „Herr Lieutenant, Sie haben nur Ihr schönes Schloß verloren, ich aber meinen Hund."

Auf diese Antwort hielt das leichtsinnige Gesicht des jungen Mannes die Mitte zwischen Lachen und Rührung.

„Herr Hauptmann," sagte er, „trösten Sie sich. Sehen Sie, ich habe mein schönes Schloß verloren."

Der Hauptmann unterbrach ihn: „Was will das heißen? Uebrigens werden Sie wieder ein anderes Schloß gewinnen."

„Und Sie werden wieder einen andern Hund finden."

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Einen Hund werde ich wohl wieder finden, aber nicht meinen alten Drake.“

Er hielt inne; einige Thränen glänzten in seinen Augen und fielen über seine gefurchten Wangen herab.

„Ich habe,“ fuhr er fort, „nie etwas geliebt, als ihn; ich habe weder Vater noch Mutter gekannt. Mögen sie im Frieden ruhen, wie mein armer Drake! Er hat mir im pommerischen Kriege das Leben gerettet; ich nannte ihn dem berühmten Admiral zu Ehren Drake. Dieser gute Hund! Er ist mir immer treu geblieben, wie es mir auch gehen mochte. Nach dem Treffen von Oholsen streichelte ihn der General Schack mit eigener Hand und sagte: „„Ihr habt da einen schönen Hund, Sergent Lory!““ Damals war ich noch Sergent.“

„Das muß Einem wunderbar vorkommen, Sergent zu sein!“ unterbrach ihn der junge adelige Offizier.

Der alte Soldat hörte nicht darauf und fuhr, wie in Gedanken verloren, fort: „Dieser arme Drake! Aus so vielen Gefahren frisch und gesund zurückzukommen, um, wie eine alte Katze, in diesem verfluchten Golf von Drontheim zu ersaufen! Mein armer Hund! Du wärest würdig gewesen, mit mir auf dem Schlachtfelde zu sterben.“

„Sie sind ein tapferer Soldat,“ rief der Lieutenant, „wie können Sie traurig sein, da wir uns vielleicht morgen schlagen werden?“

„Ja,“ erwiederte der alte Hauptmann verächtlich, „gegen saubere Feinde!“

„Wie! diese teuflischen Bergleute! Diese satanischen Bergbewohner!“

„Steinbrecher und Straßenräuber! Leute, die nicht einmal in Schlachtordnung aufmarschiren können! Das sind mir die rechten Leute, um einem alten Knasterbart, wie ich bin, der alle Feldzüge in Pommern und Holstein mitgemacht hat,

die Spitze zu bieten! Mir, der unter dem berühmten Schack und dem tapfern Guldenlew gefochten!..."

„Aber Sie wissen nicht, daß diese Banden einen gefürchteten Anführer haben, einen wilden Riesen, so groß und stark wie Goliath, einen Dämon, der nichts als Menschenblut trinkt...."

„Wen denn?"

„Den berüchtigten Han den Isländer."

„Bravo! Ich wette, daß dieser furchtbare Obergeneral nicht einmal eine Flinte in den vorgeschriebenen Tempos zu laden weiß."

Der Lieutenant lachte laut.

„Lachen Sie nur! Es wird in der That recht gut lassen, wenn wackere Soldatensäbel sich mit elenden Hauen, und tapfere Piken mit Mistgabeln kreuzen! Das sind würdige Feinde! Mein guter Drake hätte sie nicht für werth gehalten, sie in die Füße zu beißen!"

Sie wurden durch die Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der athemlos herbeilief.

„Herr Hauptmann Lory!" rief er aus. „Mein lieber Randmer!"

„Was gibt es?" fragten die Beiden zusammen.

„Meine Freunde.... Ich bin starr vor Entsetzen.... Ahlfeldt!.... Der Lieutenant Ahlfeldt!.. Der Sohn des Großkanzlers!.... Sie wissen, mein lieber Baron Randmer!.... Dieser elegante Friedrich... Dieser Geck!...."

„Elegant war er," erwiederte der junge Baron, „sehr elegant! Inzwischen hatte ich doch auf dem letzten Balle zu Kopenhagen eine geschmackvollere Maske als er... Was ist ihm denn begegnet?"

„Ich weiß, wen Sie meinen," sagte zu gleicher Zeit der Hauptmann Lory, den Friedrich von Ahlfeldt, den Lieutenant in der dritten Compagnie, mit den blauen Aufschlägen. Er versieht den Dienst ziemlich nachlässig."

„Man wird sich nicht mehr über ihn beklagen, Herr Hauptmann!“

„Wie?“ fragte Randmer.

„Er liegt in Garnison zu Wahlstrom,“ sagte der alte Hauptmann.

„So ist es,“ fuhr der Offizier fort, „der Oberst hat einen Boten bekommen .... Dieser arme Friedrich!..“

„Was ist es denn, Hauptmann Bollar? Sie erschrecken mich.“

„Bah!“ sagte der Hauptmann Lory. „Unser Geck wird ohne Urlaub fort sein, wie gewöhnlich. Sein Hauptmann wird den Herrn Sohn des Herrn Großkanzlers in Arrest geschickt haben. Das ist wohl Alles.“

Der Hauptmann Bollar klopfte ihn auf die Achsel: „Lory, der Lieutenant Ahlfeldt ist lebendig gefressen worden.“

Der junge Baron Randmer brach in ein tolles Gelächter aus, während Lory seinen Kameraden anstaunte.

„Ich sehe,“ rief der Lieutenant aus, „daß Sie noch immer der alte Spaßmacher sind, aber mit dieser Geschichte werden Sie mich nicht anführen.“

Der Lieutenant kreuzte die Arme über einander und lachte aus vollem Halse. Was ihn bei der Sache am meisten ergötzte, war die Leichtgläubigkeit des alten Lory. „Das ist ein rechter Spaß,“ fuhr er fort, „und eine gute Erfindung, diesen Friedrich, der eine so zärtlich lächerliche Sorgfalt für seine Haut hatte, lebendig auffressen zu lassen.“

„Randmer,“ sagte Bollar ernst, „Sie sind ein Thor. Ich sage Ihnen, Ahlfeldt ist todt. Ich weiß es aus des Obersts eigenem Munde.“

„Ho! Wie gut er seine Rolle spielt! Recht herrlich!“

Bollar zuckte die Achseln und wandte sich dem alten Lory zu, der ihn kaltblütig um eine nähere Erzählung des Vorfalls bat.

„Ja, ja," fiel der Lieutenant lachend ein, „erzählen Sie uns doch, von wem dieser arme Teufel mit Haut und Haaren aufgefressen worden ist. Hat er einem Wolf zum Frühstück, einem Büffel zum Mittagessen, oder einem Bären zum Nachtmahl gedient?"

„Der Oberst," sagte Bollar, „hat unterwegs eine Depesche erhalten, daß sich die Besatzung von Wahlstrom vor einer bedeutenden Abtheilung der Rebellen auf uns zurückzieht ...."

Der alte Lory runzelte die Stirne.

„Sodann enthielt dieser Bericht, daß der Lieutenant Friedrich von Ahlfeldt, als er vor drei Tagen in dem Gebirge auf der Jagd war, in der Nähe der Ruine von Arbar von einem Ungeheuer in seine Höhle getragen und lebendig aufgefressen worden sei."

Der Lieutenant Randmer lachte abermals hell auf: „Ho! Ho! Unser guter Lory glaubt an Ammenmährchen. Recht so, lieber Bollar, nur fein ernsthaft! Sie sind ein Spaßvogel ohne Gleichen. Aber sagen Sie uns doch, wer ist denn dieses Ungeheuer, dieser Menschenfresser, der einen königlichen Lieutenant davon trägt und auffrißt, wie ein junges Reh?"

„Sie sollen es nicht erfahren, sondern Lory, der nicht so toll ungläubig ist. Dieser Menschenfresser ist Han der Isländer."

„Der Anführer der Rebellen?" rief der alte Offizier.

„Nun, sehen Sie selbst, Lory," rief Randmer spottend aus, „daß man keine Tempos braucht, wenn man ein so gutes Gebiß hat."

„Baron Randmer," sagte Bollar, „Sie haben dasselbe leichte Blut, wie Ahlfeldt; hüten Sie sich, dasselbe Schicksal zu haben."

„Ich muß gestehen," rief Randmer, „daß die unerschütterliche Ernsthaftigkeit des Hauptmanns Bollar mich bei der Sache am meisten ergötzt."

„Und ich," erwiederte dieser, „muß gestehen, daß mich die unerschöpfliche Lustigkeit des Lieutenants Randmer bei dieser ernsten Sache am meisten erschreckt."

Eine Gruppe Offiziere, in lebhafter Unterhaltung begriffen, näherte sich.

„Ich muß diesen Herren doch," sagte Randmer, „Vollars spaßhafte Erfindung mittheilen. Kameraden," fuhr er fort, indem er auf sie zuging, „wißt Ihr auch, daß dieser arme Friedrich von Ahlfeldt von dem barbarischen Han dem Isländer lebendig aufgefressen worden ist?"

Er begleitete diese Worte mit lautem Gelächter. Aus der Mitte der neu Angekommenen erschallten Rufe des Unwillens.

„Wie," hieß es, „Sie lachen? — Spricht man so von einer so entsetzlichen That? — Ueber ein solches Unglück lachen?"

„Wie!" erwiederte Randmer bestürzt. „So wäre es denn wahr?"

„Sie haben es uns ja selbst wiederholt! Glauben Sie denn Ihren eigenen Worten nicht?" rief man ihm von allen Seiten zu.

„Ich hielt es für einen Scherz von Vollar ..."

„Das wäre ein schlechter Spaß gewesen," sagte ein alter Offizier, „aber zum Unglück ist es keiner. Unser Oberst, der Baron Voethäun, hat eben diese schreckliche Nachricht erhalten."

„Abscheulich! Entsetzlich!" wiederholten viele Stimmen.

„Wir haben es also," sagte ein Offizier, „mit Bären und Wölfen in Menschengestalt zu thun?"

„Das ist entsetzlich," rief Vollar aus. „Unser Regiment ist unglücklich: Dispolsen, diese armen Soldaten zu Cascadthymore, Ahlfeldt! ..."

Baron Randmer erwachte plötzlich aus tiefem Nachdenken, dessen Ergebniß die Worte waren: „Es ist kaum zum glauben, dieser Friedrich, der so gut tanzte!"

XXIX.

Nachdem Ordener die Grotte von Walderhog verlassen hatte, irrte er den ganzen Tag im wilden Gebirge umher, ohne eine Spur von Menschen zu finden. Mit Einbruch der Nacht befand er sich in einer geräumigen Ebene. Er war ermüdet, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich auf den Boden nieder, um zu schlafen. Der Wind war kalt, der Himmel schwarz, und bisweilen durchzuckten Blitze die Dunkelheit.

Plötzlich schlugen verwirrte Menschenstimmen an sein Ohr. Er richtete sich halb in die Höhe und erblickte in einiger Entfernung in der Dunkelheit wandelnde Schatten. Ein Licht brannte in der Mitte der geheimnißvollen Gruppe, und zu seinem Erstaunen sah Ordener diese phantasmagorischen Gestalten, eine nach der andern, in der Erde verschwinden. Alles war weg, wie ein Gedanke.

Ordener war erhaben über den Aberglauben seiner Zeit und seines Landes. Gleichwohl lag in diesem seltsamen Erscheinen und Verschwinden etwas Uebernatürliches, das ihn gegen seine eigene Vernunft mißtrauisch machte.

Er stand auf und ging dem Orte zu, wo die wandelnden Gestalten verschwunden waren. Dicke Regentropfen begannen zu fallen. Plötzlich blieb er stehen. Ein Blitz hatte ihm vor seinen Füßen eine Art breiten und kreisförmigen Brunnens gezeigt, in den er ohne das wohlthätige Leuchten des Gewitters unfehlbar gestürzt wäre. Er näherte sich dem Schlund. In grauenvoller Tiefe sah er ein Licht glänzen, das einen röthlichen Schein von sich warf. Dieser Strahl, der einem magischen Feuer der Erdgeister glich, vermehrte gewissermaßen den unermeßlichen Umfang der Finsterniß, welche das Auge durchdringen mußte, um ihn zu erreichen.

Ordener, über den Abgrund sich neigend, horchte. Ein fernes Geräusch von Stimmen traf sein Ohr. Er zweifelte nicht, daß die Wesen, die ihm auf eine so seltsame Weise erschienen und wieder verschwunden waren, in diesen Abgrund hinabgestiegen seien, und ein unwiderstehliches Verlangen trieb ihn, ihnen zu folgen.

Der Sturm fing an, heftig zu toben, und dieser Schlund konnte ihm Schutz dagegen gewähren. Aber wie hinabsteigen? Welchen Weg hatten diejenigen genommen, denen er nachfolgen wollte, wenn es anders nicht Gespenster gewesen waren?

Ein zweiter Blitz ließ ihn das obere Ende einer Leiter erblicken, die in die Tiefe zu führen schien. Ordener zauderte keinen Augenblick; er stieg muthig die Leiter hinab. Bald sah er vom Himmel nichts mehr, als die bläulichen Blitze, die ihn beleuchteten. Der Regen, der in Strömen auf die Oberfläche der Erde fiel, gelangte nur noch als ein feiner Thau zu ihm. Er stieg, stieg weiter, stieg immer hinab, und kaum schien es, daß er sich dem unterirdischen Lichte nähere.

Endlich merkte er an der mehr und mehr sich verdickenden Luft, an dem mehr und mehr zunehmenden Geräusche der Stimmen, an dem purpurnen Wiederschein, der die kreisförmige Mauer des Brunnens zu färben begann, daß er nicht mehr weit vom Boden sei. Er stieg noch einige Stufen hinab, und jetzt konnte er deutlich am Fuße der Leiter den Eingang eines unterirdischen Gewölbes erblicken, der von einem röthlichen zitternden Lichte beschienen war, während zugleich Stimmen in sein Ohr drangen, welche seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen.

„Kennybol kommt nicht," sagte eine Stimme im Tone der Ungeduld.

„Wer mag ihn wohl zurückhalten?" wiederholte dieselbe Stimme nach einer Pause.

„Wir wissen es nicht, Herr Hacket," antwortete man.

„Er muß bei seiner Schwester Maase Braall im Weiler Surb übernachtet haben," fügte eine andere Stimme hinzu.

„Ihr seht," fuhr die erste Stimme fort, „daß ich alle meine Versprechungen halte ... Ich versprach Euch Han den Isländer zum Anführer zu bringen, hier ist er."

Ein Murmeln, dessen Sinn schwer zu errathen war, antwortete auf diese Worte. Ordeners Neugierde, die durch den Namen dieses Kennybol, der ihn am Tage zuvor so sehr in Verwunderung gesetzt hatte, bereits geweckt worden war, verdoppelte sich, als er Han den Isländer nennen hörte.

Die nämliche Stimme begann wieder: „Meine Freunde, Jonas, Norbith, wenn auch Kennybol zögert, was thut es? Wir sind zahlreich genug, um nichts mehr zu fürchten. Habt Ihr in den Ruinen von Crag Eure Fahnen gefunden?"

„Ja, Herr Hacket," antworteten mehrere Stimmen.

„Nun, so greift zu den Waffen, es ist Zeit! Hier ist Gold. Da steht Euer unüberwindlicher Anführer! Vorwärts zur Befreiung des edlen Schuhmacher, des unglücklichen Grafen von Greiffenfeld!"

„Es lebe Schuhmacher!" riefen viele Stimmen, und der Name Schuhmacher drang in den unterirdischen Gewölben fort von Echo zu Echo.

Ordener, der von einem Staunen ins andere gerieth, hielt den Athem an sich, um kein Wort zu verlieren. Er konnte nicht glauben noch begreifen, was er hörte. Schuhmachers Name im Verein mit Kennybol und Han dem Isländer! Was war das für ein geheimnißvolles Drama, von dem er, als verborgener Zuschauer, eine Scene mit ansah?

„Ihr seht hier," fuhr dieselbe Stimme fort, „den Freund und Vertrauten des edeln Grafen von Greiffenfeld. Schenkt mir nur Vertrauen, wie er mir das seinige schenkt. Alles ist

Euch günstig: Ihr werdet nach Drontheim kommen, ohne einen Feind zu sehen."

„Herr Hacket," unterbrach ihn eine Stimme, „wir müssen schnell aufbrechen. Peters hat mir gesagt, daß er in den Engpässen das ganze Regiment von Munckholm im Anmarsch gegen uns gesehen habe."

„Er hat Euch getäuscht," erwiederte der andere im Tone des Ansehens. „Die Regierung weiß noch nichts von Eurem Aufstand und ist so sicher, daß derjenige, der Eure gerechten Beschwerden abgewiesen hat, Euer Unterdrücker, der Unterdrücker des erlauchten und unglücklichen Schuhmacher, der General Levin von Knud, Drontheim verlassen hat und in die Hauptstadt abgereist ist, um den Vermählungsfeierlichkeiten seines Zöglings Ordener Guldenlew, der Ulrike Ahlfeldt heirathet, beizuwohnen."

Man kann sich Ordeners Staunen denken. In diesem wilden, kaum bewohnten Lande, tief im Schooß der Erde, hörte er unbekannte Menschen alle die Namen aussprechen, die ihm theuer waren. Ein entsetzlicher Zweifel bemächtigte sich seines Herzens. Sollte es wahr sein? War das wirklich ein Agent des Grafen von Greiffenfeld? Wie! Schuhmacher, dieser ehrwürdige Greis, der Vater seiner Ethel, empörte sich gegen seinen König, besoldete Straßenräuber, entzündete einen Bürgerkrieg? Und für diesen Heuchler, für diesen Rebellen, hatte er, der Sohn des Vicekönigs von Norwegen, der Zögling des Generals Levin von Knud, seine Zukunft aufs Spiel gesetzt, sein Leben gewagt! Für ihn hatte er diesen isländischen Räuber aufgesucht und bekämpft, mit dem Schuhmacher im Einverständniß sein mußte, weil er ihn an die Spitze seines rebellischen Haufens stellte!

„Ja," fuhr inzwischen der Emissär fort, „der furchtbare Han der Isländer stellt sich an Eure Spitze. Wer wird gegen Euch

zu kämpfen wagen? Ihr fechtet für Eure Weiber und Kinder, die man auf schmähliche Weise ihres Erbthums beraubt, für einen edeln Unglücklichen, der seit zwanzig Jahren unschuldig im Kerker schmachtet. Vorwärts, Schuhmacher und die Freiheit harren Euer! Krieg den Tyrannen!"

„Krieg!" wiederholten tausend Stimmen. Waffen klirrten zusammen und das Horn erscholl.

„Haltet ein!" rief Ordener, indem er auf die Schwelle des unterirdischen Gewölbes trat. Der Gedanke, Schuhmacher ein Verbrechen und seinem Lande die Leiden eines Bürgerkriegs zu ersparen, hatte sein ganzes Wesen ergriffen.

Vor seinen Blicken lag eine unermeßliche unterirdische Stadt, deren Grenzen sich hinter einer Menge von Pfeilern verloren, die das Gewölbe trugen. Diese Pfeiler glänzten, wie Krystallbogen, im Strahl von tausend brennenden Fackeln, welche eine seltsam bewaffnete und in den Tiefen des Platzes ordnungslos verbreitete Menschenmenge trug. Wenn man von allen Seiten dieses Licht wiederstrahlen, dann in der fernen Dunkelheit schreckhafte Gestalten zwischen den Pfeilern hinschweben sah, so hätte man glauben können, daß man sich bei einer jener fabelhaften Zusammenkünfte von Hexen und Teufeln befinde, die Sterne als Fackeln in der Hand tragen und nächtlicher Weile um die Bäume der Wälder und die Mauern verfallener Schlösser tanzen.

Ein lautes Geschrei erhob sich: „Ein Fremder! Nieder! Nieder! Nieder mit ihm!"

Hundert Arme erhoben sich gegen Ordener. Er griff mit der rechten Hand an die linke Seite, um seinen Säbel zu ziehen; er hatte vergessen, daß er waffenlos war.

„Haltet ein!" rief Schuhmachers Agent, ein kleiner, dicker, schwarzgekleideter Mann. Er trat gegen Ordener vor.

„Wer seid Ihr?" fragte er.

Ordener antwortete nicht. Von allen Seiten starrten ihm Säbelspitzen oder Pistolenmündungen entgegen.

„Hast Du Furcht?“ fragte der Emissär lächelnd.

„Lege Deine Hand auf mein Herz und fühle, ob es schneller schlägt,“ erwiederte der Jüngling verächtlich.

„Ei!“ sagte Jener, „er spielt den Stolzen! Je nun, er mag sterben!“

„Geduld, Herr Hacket,“ fiel ein Greis mit weißem Barte ein, der sich auf ein langes Gewehr stützte. „Ich habe hier allein das Recht, diesen Christen zu den Todten zu senden, um ihnen zu erzählen, was er hier gesehen hat.“

Hacket lachte: „Wie es Euch gefällt, mein lieber Jonas! Gleichviel, wer diesen Spion richtet, wenn er nur verurtheilt wird.“

Der alte Mann wandte sich an Ordener: „Wer bist Du, der sich so kühn in unsere Mitte wagt?“

Ordener schwieg.

„Er will nicht antworten,“ sagte der Alte. „Wenn der Fuchs gefangen ist, schreit er nicht mehr. Macht ihn nieder!“

„Mein wackerer Jonas,“ unterbrach ihn Hacket, „laßt Han den Isländer diesen Menschen tödten, dies soll seine erste That in Eurer Mitte sein.“

„Ja, ja!“ riefen beifällig viele Stimmen.

Ordener suchte diesen Han den Isländer, mit dem er erst ein so heißes Gefecht gehabt hatte, mit den Augen und sah mit Verwunderung einen Mann von riesenmäßiger Größe in der Tracht der Bergbewohner auf sich zukommen. Der Riese sah Ordener mit einem wild stumpfsinnigen Blicke an und verlangte eine Axt.

„Du bist nicht Han der Isländer,“ sagte Ordener ruhig.

„Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!“ schrie Hacket wüthend.

Ordener sah seinen Tod vor Augen. Er griff in den Bu-

fen, um eine Haarlocke seiner Ethel herauszuziehen und den letzten Kuß auf sie zu drücken. Bei dieser Bewegung fiel ein Papier aus seinem Gürtel.

„Was ist das für ein Papier?“ sagte Hacket. „Norbith, hebt dieses Papier auf.

Dieser Norbith war ein junger Mann, dessen bräunliches Gesicht, obwohl von harten Zügen, doch einen Ausdruck von Edelmuth hatte. Er hob das Papier auf und entfaltete es.

„Großer Gott!“ rief er aus, „das ist der Paß meines armen Freundes Christoph Neblam, den sie vor acht Tagen zu Skongen wegen Falschmünzerei gehängt haben.“

„Nun, so behalte diesen Wisch Papier,“ sagte Hacket im Tone getäuschter Erwartung. „Ich hielt es für wichtiger. Und Ihr, mein lieber Han, fertigt diesen Menschen ab!“

Norbith trat vor Ordener hin und rief: „Dieser Mann steht unter meinem Schutze. Eher soll mein Haupt fallen, als ein Haar von dem seinigen. Ich leide nicht, daß der Paß meines Freundes Christoph Neblam verletzt wird.“

„Bah! Bah!“ sagte Hacket, „das ist eine Narrheit von Euch, mein wackerer Norbith! Dieser Mensch ist ein Spion und muß sterben.“

„Gebt mir meine Axt!“ rief der Riese.

„Er soll nicht sterben,“ entgegnete Norbith. „Was würde der Geist meines armen Neblam dazu sagen? Nein, er wird nicht sterben, denn Neblam will, daß er nicht sterbe!“

„Norbith hat Recht,“ sagte der alte Jonas. „Warum soll man diesen Fremdling tödten, da er einen Paß von Christoph Neblam hat?“

„Er ist aber ein Spion,“ erwiderte Hacket.

Der alte Jonas trat neben Norbith und beide sagten feierlich: „Er hat einen Paß von Christoph Neblam, der zu Skongen gehängt worden ist.“

Hacket sah, daß er nachgeben mußte, denn Alle murrten, und viele Stimmen riefen: „Dieser Fremdling darf nicht sterben, denn er hat einen Paß von Neblam dem Falschmünzer."

„So mag er denn leben!" murmelte Hacket mit zurückgehaltener Wuth.

„Und wenn es der Teufel wäre," sagte Norbith, „so würde ich ihn nicht tödten."

Er wandte sich zu Ordener und fuhr fort: „Du bist gewiß ein guter Bruder, weil Du einen Paß von Christoph Neblam hast. Wir sind königliche Bergleute. Wir empören uns, um uns von der königlichen Vormundschaft frei zu machen. Der Herr Hacket, den Du hier siehst, sagt, daß wir für einen gewissen Grafen Schuhmacher zu den Waffen greifen; aber ich kenne diesen Schuhmacher nicht. Fremdling, unsere Sache ist gerecht. Ich frage Dich, willst Du mit uns sein?"

Ein Gedanke ging in Ordeners Seele auf.

„Ja!" antwortete er.

Norbith reichte ihm einen Säbel, den er stillschweigend annahm.

„Bruder," sagte Norbith, „wenn Du uns verrathen willst, so tödte mich zuerst."

Ein Horn erscholl und ferne Stimmen riefen: „Da kommt Kennybol!"

XXX.

Hacket sprang dem ankommenden Kennybol entgegen.

„Endlich!" rief er aus, „mein lieber Kennybol, endlich kommt Ihr! Ich will Euch sogleich Eurem gefürchteten Anführer, Han dem Isländer, vorstellen."

Bei diesem Namen wich Kennybol, der bleich, athemlos,

mit verwirrten Haaren, schweißtriefend am Gesicht und mit blutigen Händen eingetreten war, drei Schritte zurück.

„Han der Isländer!“ rief er aus.

„Erschreckt nicht, er kommt zu Eurer Hülfe. Seht in ihm einen Freund und Waffenbruder ...“

„Han der Isländer hier!“

„Allerdings! Fürchtet Ihr ihn denn?“

„Han der Isländer in diesem Bergwerk!“

„Jetzt sehe ich, daß die Furcht vor Han dem Isländer Euch so lange aufgehalten hat.“

„Nicht die Furcht vor Han dem Isländer, sondern Han der Isländer selbst hat mich aufgehalten, das schwöre ich Euch.“

Ein Murmeln der Verwunderung erhob sich. Hacket schien verlegen.

„Wie! was sagt Ihr da?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich sage, Herr Hacket, daß ich ohne Euern verfluchten Han den Isländer vor dem ersten Schrei der Eule hier gewesen wäre.“

„Wirklich, was hat er Euch denn gethan?“

„Fragt mich nicht, und möge mein Bart in einem Tage weiß werden, wie ein Hermelinfell, wenn ich je in meinem Leben wieder einen weißen Bären jage.“

„Wart Ihr in Gefahr, von einem Bären gefressen zu werden?“

Kennybol zuckte verächtlich die Achseln: „Ein Bär! Kennybol von einem Bären gefressen! Für wen haltet Ihr mich, Herr Hacket?“

„Verzeiht!“ erwiederte Hacket lächelnd.

„Wenn Ihr wüßtet, was mir begegnet ist, so würdet Ihr nicht mehr zu mir sagen, Han der Isländer sei hier.“

„Mein lieber Kennybol,“ sagte Hacket, „erzählt mir, was Euch aufgehalten hat. Alles kann in diesem Augenblicke von hoher Wichtigkeit für uns sein.“

„Das ist richtig," erwiederte Kennybol nach einigem Nachdenken.

Hierauf erzählte er, wie er am Morgen mit sechs Gefährten einen weißen Bären bis in die Gegend der Grotte von Walderhog gejagt habe, ohne in der Hitze der Jagdlust zu bemerken, daß sie diesem furchtbaren Ort so nahe seien. Das klägliche Geschrei des Bären habe einen kleinen Mann, ein Ungeheuer, einen Dämon zu Hülfe gerufen, der mit einer steinernen Axt auf sie losgestürzt sei. Das plötzliche Erscheinen dieses Dämons, der Niemand anders als Han der Isländer sein konnte, habe sie mit Schrecken erfüllt. Seine sechs Gefährten seien Opfer der beiden Unthiere geworden, und er danke sein Leben nur schneller Flucht, seiner Behendigkeit und der Ermüdung Hans des Isländers."

„Ihr seht jetzt, Herr Hacket," schloß Kennybol seine Erzählung, „daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich spät komme, und daß der isländische Dämon, den ich diesen Morgen mit seinem Bären im Gehölze von Walderhog bei den Leichnamen meiner sechs Kameraden zurückgelassen habe, jetzt nicht als unser Freund in dieser Mine von Apsyl-Corh zugegen sein kann. Ich kenne jetzt diesen eingefleischten Teufel, ich habe ihn mit Augen gesehen."

„Mein wackerer Kennybol," erwiederte Hacket ernst, „wenn Ihr von Han dem Isländer oder der Hölle redet, so haltet nichts für unmöglich. Ich wußte Alles, was Ihr mir da erzählt habt, schon vorher."

„Wie!" rief der alte Schütze der Berge von Kole erstaunt aus.

„Ja, ich wußte Alles, nur das nicht, daß Ihr der Held dieses traurigen Abenteuers gewesen seid. Han der Isländer hat es mir auf dem Wege hieher selbst erzählt."

„Wirklich!" sagte Kennybol mit einem Blicke auf Hacket, in welchem sich Furcht und Respekt zugleich aussprachen.

Hacket fuhr mit gleicher Zuversicht fort: „Jetzt aber könnt Ihr ruhig sein; ich will Euch selbst zu diesem furchtbaren Han dem Isländer führen."

Kennybol stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Seid doch ruhig; er ist ja jetzt Euer Anführer und Waffenbruder. Hütet Euch jedoch, ihm das in Erinnerung zu bringen, was diesen Morgen vorgefallen ist. Ihr versteht mich?"

Nicht ohne inneres Widerstreben willigte Kennybol ein, vor das Angesicht des gefürchteten Dämons zu treten. Sie näherten sich der Gruppe, bei welcher sich Ordener, Jonas und Norbith befanden.

„Mein guter Jonas, mein lieber Norbith," sagte Kennybol, „Gott mit Euch!"

„Dessen bedürfen wir," erwiederte Jonas.

Jetzt fiel Kennybols Blick auf Ordener.

„Ah!" sagte er, „willkommen, junger Mann! Es scheint, daß Eure Kühnheit guten Erfolg hatte?"

„Ihr kennt also diesen Fremden, Kennybol?" fiel Norbith ein.

„Ob ich ihn kenne? Ich liebe und achte ihn. Er ist, gleich uns, eifrig für die gute Sache, die wir verfechten."

Ehe Ordener ein Wort vorbringen konnte, näherte sich Hacket mit seinem Riesen, aus dessen Nähe Alle bestürzt entflohen, und sagte: „Hier, mein wackerer Kennybol, ist Euer Anführer, der berühmte Han der Isländer."

Kennybol warf einen Blick auf ihn, in welchem mehr Staunen als Furcht lag, und neigte sich zu Hackets Ohr: „Der Han der Isländer, den ich diesen Morgen bei Walderhog zurückgelassen habe, war ein kleiner Mann . . ."

Hacket erwiederte leise: „Ihr vergeßt, daß er ein Dämon ist."

„Das ist wahr," sagte der leichtgläubige Schütze, „er wird eine andere Gestalt angenommen haben."

XXXI.

In einem düstern alten Eichenwald trat ein kleiner Mann zu einem andern, der allein war und auf ihn zu warten schien. Folgendes leise Gespräch begann:

„Euer Gnaden verzeihen, daß ich Sie so lange warten ließ! Mehrere Zufälle haben meine Ankunft verzögert."

„Welche?"

„Der Anführer der Bergbewohner, Kennybol, ist erst um Mitternacht eingetroffen, und dagegen sind wir durch einen unerwarteten Zeugen gestört worden."

„Wer war dieser?"

„Ein Mensch, der sich wie ein Narr mitten in unsere nächtliche Zusammenkunft gestürzt hat. Ich hielt ihn Anfangs für einen Spion und wollte ihn umbringen lassen; er hatte aber einen Paß von irgend einem Gehenkten bei sich, der bei unsern Bergleuten sehr in Achtung steht, und sie haben ihn unter ihren Schutz genommen. Ich halte ihn jetzt für einen neugierigen Reisenden oder einen gelehrten Schwachkopf. In jedem Falle habe ich in Beziehung auf ihn meine Maßregeln genommen."

„Geht sonst Alles gut?"

„Sehr gut. Die Bergleute von Gulbransthal und Faroer, unter dem jungen Norbith und dem alten Jonas, und die Bergbewohner von Kole, unter Kennybol, müssen jetzt auf dem Marsch sein. Vier Stunden von Apsyl-Corh werden die Berg leute von Hubfallo und Sundmoer zu ihnen stoßen; einige Stunden weiter werden sie von den Bergleuten von Kongsberg und den Eisenarbeitern von Smiassen erwartet, welche, wie Euer Excellenz weiß, bereits die Besatzung von Wahlstrom zum Rückzuge gezwungen haben. Alle diese vereinigten Haufen werden heute Nacht, zwei Stunden von Skongen, in den Schluchten des schwarzen Pfeilers, lagern."

„Aber wie haben sie Euern Han den Isländer aufgenommen?“

„Mit vollkommener Leichtgläubigkeit.“

„Könnte ich doch den Tod meines Sohnes an diesem Ungeheuer rächen! Welches Unglück, daß er uns entkommen ist!“

„Mein gnädiger Herr! Benützen Sie allererst Han des Isländers Namen, um an Schuhmacher Rache zu nehmen. Später werden wir Mittel finden, uns an Han selbst zu rächen. Die Rebellen werden heute den ganzen Tag marschiren und diesen Abend in dem Engpaß des schwarzen Pfeilers, zwei Stunden von Skongen, Halt machen.“

„Wie! Ihr wollt einen so beträchtlichen Haufen so nahe an Skongen vorrücken lassen? Musdoemon! ...“

„Verdacht, edler Graf! Schicken Sie auf der Stelle einen Boten an den Oberst Voethaün, dessen Regiment jetzt zu Skongen sein muß; geben Sie ihm Nachricht, daß sämmtliche Streitkräfte der Rebellen diese Nacht sorglos im Engpasse des Pfeilers gelagert sein werden. Dieser Engpaß scheint ausdrücklich für Hinterhalte geschaffen .....“

„Ich verstehe Euch, aber warum habt Ihr Alles so eingerichtet, daß die Rebellen so zahlreich sind?“

„Je furchtbarer der Aufstand ist, je größer werden Schuhmachers Verbrechen und Ihre Verdienste sein. Im Uebrigen liegt daran, daß er mit einem Schlage ganz vernichtet werde.“

„Wohl! Aber warum ist der Ort des Lagers so nahe bei Skongen?“

„Weil dies im ganzen Gebirge der einzige Ort ist, wo die Vertheidigung unmöglich ist. Keiner wird aus diesem Engpaß entkommen, als diejenigen, welche bestimmt sind, vor den Gerichten zu figuriren.“

„Trefflich! Diese Geschichte muß schnell beendigt werden, Musdoemon! Wenn von dieser Seite Alles beruhigend ist, so

ist von der andern Alles beunruhigend. Ihr wißt, daß wir zu Kopenhagen geheime Nachforschungen nach den Papieren veranstaltet haben, welche in die Hände dieses Dispolsen gefallen sein können?"

„Nun, gnädiger Herr?"

„Nun, ich erfahre eben, daß dieser Ränkemacher mit dem verfluchten Astrologen Cumbysulsum in geheimnißvoller Verbindung gestanden ist . . ."

„Mit diesem Cumbysulsum, der kürzlich gestorben ist?"

„Mit eben diesem, und daß der alte Hexenmeister auf dem Sterbebette Schuhmachers Agenten Papiere eingehändigt hat..."

„Verflucht! Er hatte Briefe von mir, einen Entwurf unseres Planes . . ."

„Eures Plans? Musdoemon!"

„Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiger Herr Graf, Ihres Plans! Aber warum haben Sie sich auch diesem Charlatan Cumbysulsum anvertraut? ... Der alte Verräther! ..."

„Hört, Musdoemon! Ich bin nicht, wie Ihr, ein Wesen ohne Treue und Glauben. Nicht ohne genügende Gründe habe ich stets Vertrauen zu der Wissenschaft des alten Cumbysulsum gehabt."

„Warum hatten Euer Gnaden nicht eben so viel Mißtrauen in seine Treue, als Vertrauen in seine Wissenschaft? Im Uebrigen können wir ruhig sein, Dispolsen ist todt, seine Papiere sind verloren, und in wenigen Tagen wird keine Rede mehr von denen sein, welchen sie dienen könnten."

„In jedem Fall könnte keine Anklage sich bis zu meiner Person erheben."

„Oder bis zu mir, der unter Euer Gnaden Schutze steht."

„Allerdings, Lieber, könnt Ihr auf mich zählen. Inzwischen wollen wir doch die Entwicklung der ganzen Geschichte beschleunigen. Ich werde sogleich einen Boten an den Oberst

abschicken. Kommt, meine Leute erwarten mich hinter jenem Gebüsche. Wir müssen den Weg nach Drontheim einschlagen, das ohne Zweifel der Mecklenburger jetzt verlassen haben wird. Fahrt fort, mir wohl zu dienen und zählt auf mich im Leben und im Tode trotz allen Cumbysulsum und Dispolsen auf der Erde."

„Glauben mir Euer Gnaden . . ."

Hier verloren sich Beide im Gehölze, in dessen Windungen sich ihre Stimmen allmählig verloren, und bald hörte man weiter nichts mehr von ihnen, als den immer mehr sich entfernenden Hufschlag ihrer Pferde.

XXXII.

Inzwischen waren die Rebellen durch den Haupteingang, der in einer tiefen Schlucht sich zu ebener Erde öffnet, aus der Bleimine von Apsyl-Corh ausgezogen.

Ordener, der Norbiths Bande zugetheilt worden war, sah im Anfang nur einen langen Zug von Fackeln, deren Schein, mit den ersten Strahlen des Tages im Kampfe, auf Aexten, Gabeln, Hauen, eisernen Streitkolben, Hämmern, Hebebäumen und all den plumpen Waffen wiederglänzte, welche der Aufstand von der Arbeit entlehnen kann, vermischt mit regelmäßigen Waffen, Flinten, Piken, Säbeln, Pistolen, aus denen man absehen konnte, daß dem Aufstand eine Verschwörung vorhergegangen war.

Nachdem die Sonne aufgegangen war, konnte Ordener diese seltsame Armee, die ohne Ordnung unter rohem Gesang und wildem Geschrei vorrückte, besser überblicken. Sie war in drei Divisionen, oder vielmehr in drei ordnungslose Haufen

abgetheilt. Voran marschirten die Bergbewohner von Kole, angeführt von Kennybol, in Thierfelle gekleidet und von wildem, trotzigem Aussehen. Hierauf kamen die jungen Bergleute unter Norbith und die alten unter Jonas, mit ihren großen Filzhüten und weiten Beinkleidern, mit nackten Armen und geschwärzten Gesichtern. Ueber den Häuptern dieser ordnungslosen Banden flatterten in bunter Mischung feuerfarbene Fahnen mit verschiedenen Inschriften: Es lebe Schuhmacher! — laßt uns unsern Befreier befreien! — Freiheit den Bergleuten! — Freiheit dem Grafen von Greiffenfeld! — Tod Guldenlew! — Tod unsern Unterdrückern! — Tod Ahlfeldt!

Die Rebellen schienen diese Fahnen mehr als eine Last denn als eine Zierde zu betrachten, und sie gingen von Hand zu Hand, wenn die Fahnenträger müde waren, oder an dem wilden Gesang und tollen Geschrei ihrer Waffenbrüder Theil nehmen wollten.

Die Nachhut dieser seltsamen Armee bestand aus zehn, von Rennthieren und Eseln gezogenen Karren, welche den Schießbedarf führten, und die Vorhut aus dem falschen Han dem Isländer, der, mit einem ungeheuren Streitkolben und einer Axt bewaffnet, ganz allein marschirte. Weit hinter ihm kamen, in respektvoller Entfernung, die ersten Reihen der Bande Kennybols, der ihn nicht aus den Augen verlor, um seinem diabolischen Anführer in den verschiedenen Verwandlungen, welche er vorzunehmen belieben möchte, folgen zu können.

Bald wurde das Heer der Rebellen durch die Banden von Sundmoer, Hubfallo, Kongsberg und die Eisenarbeiter von Smiassen verstärkt; diese letztern waren große und starke Leute mit Zangen und Hämmern bewaffnet, lederne Schürzen um; sie hatten keine andere Fahne, als ein hölzernes Kreuz, und marschirten ernst und taktfest einher, mit einer mehr reli-

giösen als militärischen Regelmäßigkeit, ohne andern Kriegsgesang als Psalmen und Kirchenlieder. Sie hatten keinen andern Anführer, als ihren Kreuzträger, der unbewaffnet an ihrer Spitze einherzog.

Diese Masse von Rebellen stieß auf kein menschliches Wesen auf ihrem ganzen Wege. Bei ihrer Annäherung trieb der Ziegenhirt seine Heerde in eine Höhle, und der Landmann verließ seine Wohnung, denn der Einwohner der Ebenen und Thäler ist überall derselbe, er fürchtet das Heer der Räuber so sehr, als das der Häscher.

So zogen sie durch Hügel und Thal, durch Wald und Feld, ungebahnten Pfaden folgend, wo man mehr Spuren von wilden Thieren, als Tritte von Menschen fand, umgingen Moräste, setzten über Waldströme und Schluchten. Ordener kannte keinen dieser Orte. Einmal nur, als er das Haupt hob, fiel sein Blick in weiter Ferne auf einen großen abgeplatteten Felsen. Er neigte sich zu einem seiner plumpen Reisegefährten: „Freund, was ist das für ein Felsen dort rechts im Süden?"

„Das ist der Geyerhals, der Felsen von Oelmö," war die Antwort.

Ordener stieß einen tiefen Seufzer aus.

XXXIII.

Leibaffe, Papageien, Kämme und Bänder, Alles lag bei der Gräfin von Ahlfeldt bereit, ihren Sohn Friedrich zu empfangen. Sie hatte mit großen Kosten den neuesten Roman der berühmten Scudery kommen lassen. Nachdem sie diese kleinen Sorgen mütterlicher Zärtlichkeit beseitigt hatte, dachte sie an nichts Anderes mehr, als ihrem Hasse gegen Schuhmacher und seine Tochter freien Lauf zu lassen. Die Abwesenheit des Ge-

nerals Levin lieferte die armen Gefangenen schutzlos in ihre Hände.

Sie wünschte Aufklärung über eine Menge Gegenstände, die nur sehr unbestimmt zu ihrer Kenntniß gelangt waren: Wer war der Leibeigene oder Vasall, den die Tochter des Exkanzlers liebte? In welcher Verbindung stand Baron Ordener mit dem Gefangenen von Munckholm? Was war der Grund der so unbegreiflichen Abwesenheit Ordeners? Was war zwischen Levin Knud und Schuhmacher vorgefallen? Selbstsucht und Neugierde zogen die Gräfin unwiderruflich nach Munckholm hin.

Als eines Abends Ethel einsam im Garten des Gefängnisses saß, öffnete sich die Thüre, und eine große weiß gekleidete Dame trat herein. Ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, süß wie vergifteter Honig.

Ethel sah sie mit Verwunderung, fast mit Furcht an. Seit dem Tode ihrer alten Amme war diese das erste Weib, das sie im Kerker von Munckholm gesehen hatte.

„Mein Kind,“ sagte die Fremde mit sanfter Stimme, „Sie sind die Tochter des Gefangenen von Munckholm?“

„Ich heiße Ethel Schuhmacher,“ erwiederte die Jungfrau. „Mein Vater sagt, man habe mich, als ich noch in der Wiege lag, Gräfin von Tongsberg und Prinzessin von Wollin genannt.“

„Ihr Vater sagt Ihnen das!“ rief die Frau in einem Tone aus, den sie alsbald wieder ermäßigte. Dann fügte sie hinzu: „Sie haben viel Unglück erfahren!“

„Das Unglück hat mich bei meiner Geburt mit eisernen Armen umfangen; mein edler Vater sagt, daß es mich nur im Tode loslassen werde.“

„Und Sie murren nicht gegen diejenigen, die Ihr junges Leben in diesen Kerker geworfen haben? Sie verfluchen nicht die Urheber Ihres Unglücks?“

„Nein, damit nicht unser Fluch die nämlichen Uebel, welche wir leiden, auf ihre Häupter herabziehe."

„Kennen Sie die Urheber der Uebel, über welche Sie sich beklagen?"

Ethel dachte einen Augenblick nach und erwiederte: „Alles ist durch den Willen des Himmels geschehen."

„Redet Ihr Vater niemals mit Ihnen von dem König?"

„Dem König? Für den bete ich Morgens und Abends, ohne ihn zu kennen."

Ethel begriff nicht, warum sich die Fremde bei dieser Antwort in die Lippen biß.

„Nennt Ihnen Ihr unglücklicher Vater, wenn er zornig ist, niemals seine unversöhnlichen Feinde, den General Arensdorf, den Bischof Spollyson, den Kanzler Ahlfeldt? . . ."

„Ich weiß nicht, von wem Sie da reden."

„Kennen Sie den Namen Levin Knud?"

„Levin von Knud? Es scheint mir, daß das der Mann ist, für welchen mein Vater so viele Achtung und beinahe Zuneigung hegt."

„Wie!" rief die Frau aus.

„Ja, Levin von Knud war es, den mein Vater vorgestern so lebhaft gegen den Gouverneur von Drontheim vertheidigte."

„Gegen den Gouverneur von Drontheim? Treiben Sie nicht Ihr Spiel mit mir? Es ist Ihr Wohl, was mich hierher geführt hat. Ihr Vater hat gegen den Gouverneur von Drontheim die Parthie des Generals Levin von Knud genommen?"

„Des Generals! Es scheint mir des Hauptmanns ... Doch nein, Sie haben Recht. Mein Vater schien eben so viel Anhänglichkeit an diesen General Levin von Knud zu haben, als er Haß gegen den Gouverneur von Drontheim bezeugte."

„Abermals ein seltsames Räthsel!" dachte die Gräfin.

„Was ist denn,“ fragte sie, „zwischen Ihrem Vater und dem Gouverneur von Drontheim vorgefallen?“

Dieses Verhör ermüdete die arme Ethel; sie fixirte die Fremde und sagte: „Bin ich denn eine Verbrecherin, daß Sie mich so verhören?“

Diese einfache Frage setzte die Gräfin in Verlegenheit; sie faßte sich jedoch und erwiederte: „Sie würden nicht so reden, wenn Sie wüßten, warum und für wen ich komme . . .“

„Wie!“ fragte Ethel hastig, „kommen Sie von ihm? Bringen Sie mir Nachricht von ihm? . . .“

„Von wem?“

Ethel hielt inne, als sie eben den Namen aussprechen wollte, denn sie sah eine düstere Schadenfreude im Auge der Fremden blitzen.

„Sie wissen also nicht, wen ich meine?“ sagte sie traurig.

„Armes Kind, was kann ich für Sie thun?“

Ethel hörte nichts. Ihre Gedanken irrten durch die nördlichen Berge hinter dem reisenden Abenteurer her.

„Hofft Ihr Vater aus diesem Gefängniß zu kommen?“

Diese zweimal wiederholte Frage brachte die Jungfrau wieder zu sich.

„Ja,“ sagte sie, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Er hofft es! Und auf welche Weise? . . . Durch welche Mittel? . . . Wann? . . .“

„Wenn er das Leben verläßt.“

Es liegt bisweilen in der Einfachheit eines jungen unverdorbenen Herzens eine Macht, welche die Ränke einer in Bosheit gealterten Seele spielend vereitelt. Dieser Gedanke schien dem Geiste der Gräfin vorzuschweben, denn der Ausdruck ihres Gesichts änderte sich plötzlich, sie legte ihre kalte Hand auf Ethels Arm und sagte in einem Tone, der an Offenheit grenzte: „Haben Sie sagen hören, daß das Leben Ihres Va-

ters durch eine richterliche Untersuchung aufs Neue bedroht sei, daß er im Verdacht stehe, eine Empörung unter den Bergleuten im Norden angezettelt zu haben?"

Die Worte Empörung und Untersuchung boten der Jungfrau keine klaren Ideen dar; sie hob ihr großes schwarzes Auge zu der Fremden: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß sich Ihr Vater gegen den Staat verschwört, daß sein Verbrechen beinahe entdeckt ist, daß dieses Verbrechen Todesstrafe nach sich zieht . . ."

„Todesstrafe! . . . Verbrechen! . . ." rief das arme Mädchen aus.

„Verbrechen und Tod!" sagte ernst die Fremde.

„Mein Vater! Mein edler Vater! Er ist ein Verschwörer! Was hat er Ihnen denn gethan?"

„Sehen Sie mich nicht so an, ich sage Ihnen noch einmal, daß ich nicht feindlich gegen Sie gesinnt bin. Ihr Vater steht im Verdacht, ein großes Verbrechen begangen zu haben. Ich setze Sie davon in Kenntniß und sollte eher Ihren Dank verdienen, als diese Beweise des Hasses."

Dieser Vorwurf rührte Ethel: „Verzeihung, edle Dame! Wir haben bis jetzt nur Feinde kennen gelernt. Ich war mißtrauisch gegen Sie, das werden Sie mir verzeihen, nicht wahr?"

Die Gräfin lächelte. „Wie, meine Tochter! Haben Sie bis auf diesen Tag nicht einen einzigen Freund gefunden?"

Ethel erröthete und zauderte mit der Antwort: „Ja! . . . Gott weiß die Wahrheit. Wir haben einen Freund gefunden . . . einen einzigen!"

„Einen einzigen! Wie heißt er? . . . Sie wissen nicht, wie wichtig es ist . . . Es ist zum Besten Ihres Vaters . . . Wie heißt dieser Freund?"

„Das weiß ich nicht."

„Treiben Sie keinen Scherz mit mir, da ich Ihnen dienen

will. Bedenken Sie, daß es sich um das Leben Ihres Vaters handelt. Wie heißt dieser Freund?"

„Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich von ihm nichts als den Taufnamen weiß: er heißt Ordener."

„Ordener! Ordener!" wiederholte die Fremde in auffallender Bewegung. „Und wie heißt sein Vater?"

„Das weiß ich nicht. Was liegt an seiner Familie und seinem Vater! Dieser Ordener ist der edelste aller Menschen."

Der Ton, in welchem die Jungfrau diese Worte aussprach, verrieth der Fremden das Geheimniß ihres Herzens. Sie heftete einen festen Blick auf Ethel und fragte ruhig: „Haben Sie von der nahen Vermählung des Sohnes des Vicekönigs mit der Tochter des Großkanzlers von Ahlfeldt gehört?"

„Ich glaube ja," war die gleichgültige Antwort.

„Nun, was halten Sie von dieser Heirath?"

„Möge sie glücklich sein!" erwiederte die Jungfrau unbefangen.

„Die Grafen Guldenlew und Ahlfeldt, die Väter der beiden Verlobten, sind zwei große Feinde Ihres Vaters."

„Möge die Vereinigung ihrer Kinder glücklich sein!" wiederholte Ethel mit sanfter Stimme.

„Es kommt mir da ein Gedanke," fuhr das verschmitzte Weib fort: „wenn das Leben Ihres Vaters in Gefahr ist, so könnten Sie bei Gelegenheit dieser Heirath durch den Sohn des Vicekönigs seine Begnadigung erlangen."

„Der Himmel vergelte Ihnen Ihre Theilnahme an uns, aber auf welche Weise sollte ich meine Bitte bis zu dem Sohne des Vicekönigs gelangen lassen?"

„Wie! Kennen Sie ihn denn nicht?"

„Ob ich diesen mächtigen Herrn kenne? Sie vergessen, daß mein Fuß noch nicht über die Schwelle dieses Kerkers gekommen ist!"

„Unmöglich! Sie müssen den Sohn des Vicekönigs gesehen haben, er ist hieher gekommen.“

„Das ist möglich, aber von allen Menschen, die hieher kamen, habe ich nie einen andern gesehen, als ihn, meinen Ordener . . .“

„Ihren Ordener! . . . Kennen Sie einen jungen Mann von edlen Zügen, schlankem Wuchs, ernstem gesetztem Wesen, sanftem offenem Auge, frischer Farbe, hellbraunen Haaren . . .“

„Das ist er! das ist mein Ordener!“ rief Ethel hastig aus.

Die Gräfin zitterte, ward roth und blaß und rief mit zermalmender Stimme aus: „Unglückliche, Du liebst Ordener Guldenlew, den Bräutigam Ulrikens von Ahlfeldt, den Sohn des Todfeindes Deines Vaters, des Vicekönigs von Norwegen.“

Ethel sank ohnmächtig nieder.

XXIV.

„Sage mir, Guldon Stapper, mein alter Kamerad, weißt Du auch, daß mir der abendliche Nordwind stark ins Gesicht zu wehen beginnt?“ sagte Kennybol zu einem neben ihm gehenden Bergbewohner.

„Hm! Ich glaube, wir werden in diesen verdammten Schluchten des schwarzen Pfeilers, in welche sich der Wind stromweise stürzt, heute Nacht eben nicht sonderlich warm haben.“

„Nun, so wollen wir solche Feuer machen, daß die Nachteulen von den höchsten Felsenspitzen verjagt werden. Ich liebe ohnedies die Eulen nicht, seit jener Nacht, wo mir die Fee Ubsem in Gestalt einer Eule erschienen ist.“

„Bei St. Sylvester!“ unterbrach ihn Guldon Stapper, „der Engel des Windes gibt uns tüchtige Flügelschläge! Wenn

es nach mir geht, so zünden wir alle Tannen des Waldes an. Eine Armee wärmt sich dann an einem brennenden Walde."

„Gott behüte, was faselst Du da! Und was würde aus den Rehen und dem übrigen Wilde werden!"

„Du bist immer noch der alte Schütze Kennybol, der Wolf der Rehe, der Bär der Wölfe, und der Büffel der Bären!"

„Sind wir noch weit entfernt von dem schwarzen Pfeiler?" fragte eine Stimme.

„Mit sinkender Nacht werden wir in seine Schluchten einziehen," erwiederte Kennybol.

„Freund Guldon Stapper," fuhr er fort, „Du hast ja einige Tage zu Drontheim zugebracht?"

„Ja, bei meinem kranken Bruder Georg Stapper, dem Fischer; ich führte einige Tage seine Barke, damit seine arme Familie nicht verhungerte."

„Nun, hast Du dort nicht den Staatsgefangenen ... Stumacher ... Gleffenheim ... oder wie er sonst heißt, gesehen, ich meine den Mann, in dessen Namen wir uns empören?"

„Du meinst den Gefangenen auf Munckholm. Wie hätte ich den sehen können? Da hätte ich, wie der Teufel, der da vor uns marschirt, die Gabe besitzen müssen, durch Mauern zu sehen. Es ist gewiß unter uns Allen nur ein Einziger, der diesen Gefangenen gesehen hat."

„Ein einziger? ... Ah! Herr Hacket? Aber der ist ja fort. Er hat uns diese Nacht verlassen, um ..."

„Ich meine nicht den Herrn Hacket."

„Und wen denn?"

„Den jungen Mann mit dem grünen Mantel und der schwarzen Feder, der diese Nacht so plötzlich mitten unter uns kam ..."

„Nun?"

„Nun, dieser kennt den Grafen, wie ich Dich kenne."

Kennybol klopfte ihm auf die Achsel, blinzelte mit den Augen und rief: „Das habe ich mir doch gedacht!"

„Ja, dieser junge grüne Mann hat den Grafen in der Festung Munckholm selbst besucht und ist so ohne Umstände in wohlbewachte Mauern eingegangen, wie wir beide in einen königlichen Park."

„Und woher weißt Du das, Bruder Guldon?"

Guldon schlug vorsichtig sein Thierfell auseinander: „Sieh her!"

„Bei Gott!" rief Kennybol aus, „das glänzt wie Edelstein!"

Es war wirklich eine kostbare Diamantschnalle, welche den ledernen Gürtel Guldon Stappers festhielt.

„Das ist eben so gewiß ein Edelstein," versicherte Guldon, „als es gewiß ist, daß der Mond zwei Tagereisen von der Erde entfernt, und daß mein Gürtel von Büffelleder ist."

Kennybol runzelte die Stirne, sah von Guldon weg und sprach in wild feierlichem Tone: „Guldon Stapper vom Dorfe Chol-Soe, in den Bergen von Kole, Dein Vater Medprath Stapper ist einhundert und zwei Jahre alt gestorben mit reinem Gewissen, denn einen Hirsch oder ein Elennthier des Königs zu tödten, ist keine Sünde. Guldon Stapper, sieben und fünfzig Jahre sind über Dein graues Haupt hingegangen, und es wäre Dir besser, wenn dieser Diamant zu einem Kieselstein würde, als daß Du ihn durch ein Verbrechen gewonnen hättest!"

„So wahr Kennybol der beste Schütze in den Bergen von Kole, und so wahr dieser Diamant ein Diamant ist, so wahr besitze ich ihn von Rechtswegen."

„Wirklich!"

„Gott und meine Schutzengel wissen es. Eines Abends, als ich Söhnen unserer guten Mutter Norwegen, welche den Leichnam eines am Strande von Urchthal gefundenen Offiziers

trugen, den Weg in das Spladgest zeigte, es sind jetzt acht Tage her, trat ein junger Mann an meine Barke und rief: Nach Munckholm! Er sprang in meinen Nachen und ich stieß vom Ufer ab. Es war mein guter Engel, der ihn zu mir führte. Als der junge Mann zu Munckholm ausstieg, warf er mir als Bezahlung diese Diamantschnalle zu, die meinem Bruder Georg, und nicht mir, gehört hätte, wenn nicht zu der Stunde, in welcher ich den Reisenden führte, das Tagewerk, das ich für meinen Bruder that, zu Ende gewesen wäre. Das ist die reine Wahrheit, Bruder Kennybol!"

„Gut, und weißt Du gewiß, daß dieser junge Mann der nämliche ist, der jetzt mit Norbiths Haufen hinter uns marschirt?"

„Gewiß! Unter tausend Gesichtern würde ich den herausfinden, der mein Glück gemacht hat. Es ist auch der nämliche Mantel und die nämliche schwarze Feder . . ."

„Ich glaube Dir, Guldon!"

„Und es ist offenbar, daß er den berühmten Gefangenen besucht hat, denn wäre es nicht um eines so großen Geheimnisses willen gewesen, so würde er den Schiffer nicht so reichlich beschenkt haben."

„Du hast Recht."

„Und ich denke so bei mir, daß dieser junge Fremde den Grafen, den wir befreien wollen, vielleicht besser kennt, als Herr Hacket, der mir zu nichts gut scheint, als zu miauen, wie eine wilde Katze."

„Du sagst da etwas, was ich auch denke. Ich möchte dem fremden jungen Herrn lieber gehorchen, als diesem Hacket, und wenn der Dämon von Island unser Anführer ist, so danken wir es weniger dem Schwätzer Hacket, als diesem Unbekannten."

„Wirklich?" fragte Guldon.

Eben öffnete Kennybol den Mund zur Antwort, als ihm Norbith von hinten auf die Schulter schlug.

„Kennybol," sagte er, „wir sind verrathen. Gormon Woestroem kommt von Süden. Das ganze Regiment von Munckholm marschirt gegen uns. Die Uhlanen von Schleswig sind zu Sparbo, drei Compagnien dänischer Dragoner erwarten Pferde im Dorfe Löwig. Auf der ganzen Straße hat er eben so viele grüne Jacken als Büsche gesehen. Wir müssen schnell Skongen zu erreichen suchen und dürfen nicht Halt machen. Dort können wir uns wenigstens vertheidigen. Auch glaubte Gormon, als er durch die Schluchten des schwarzen Pfeilers kam, im Gesträuch Flintenläufe blitzen zu sehen."

Der junge Anführer war bleich, aufgeregt, aber aus Blick und Ton sprachen gleichwohl Muth und Entschlossenheit.

„Unmöglich!" rief Kennybol aus.

„Sicher und gewiß!" erwiederte Norbith.

„Aber Herr Hacket ..."

„Ist ein Verräther oder eine feige Memme. Darauf verlaß Dich, Kamerad Kennybol! .... Wo ist er, dieser Hacket? ..."

Der alte Jonas trat zu den Beiden. An der tiefen Muthlosigkeit, die allen seinen Zügen aufgedrückt war, ließ sich leicht erkennen, daß er bereits um die unglückliche Nachricht wußte.

Die Blicke der beiden Alten begegneten sich und sie schüttelten zumal die Köpfe.

„Nun, Jonas? Nun, Kennybol?" sagte Norbith.

Der alte Anführer der Bergleute von Faroer strich langsam mit der Hand über seine runzliche Stirne und antwortete auf den fragenden Blick, den ihm Kennybol zuwarf, mit gedämpfter Stimme: „Ja, es ist nur allzu wahr. Gormon Woestroem hat sie selbst gesehen."

„Wenn dem so ist," sagte Kennybol, „was ist zu thun?"

„Was zu thun ist?" versetzte Jonas.

„Ich glaube, Bruder Jonas, wir würden wohl daran thun, Halt zu machen."

„Und noch besser, Bruder Kennybol, uns zurückzuziehen.“

„Halt machen! Zurückziehen!“ rief Norbith aus. „Vorrücken muß man!“

„Vorrücken!“ sagte Kennybol, „und die Arquebusiere von Munckholm?“

„Und die Uhlanen von Schleswig?“ fügte Jonas hinzu.

„Und die dänischen Dragoner?“ fuhr Kennybol fort.

Norbith stampfte mit dem Fuß auf den Boden: „Und die königliche Vormundschaft? Und meine Mutter, die vor Hunger und Kälte stirbt!“

„Teufel auch! die königliche Vormundschaft!“ wiederholte Jonas.

„Was liegt daran!“ sagte Kennybol.

Jonas nahm ihn bei der Hand: „Bruder Schütze, Ihr habt nicht die Ehre, der Mündel unseres glorreichen Souveräns Christiern IV. zu sein. Möge der heilige König Olaus, der im Himmel ist, uns von der Vormundschaft befreien!“

„Befreie Dich mit Deinem Säbel!“ sagte Norbith wild.

„Kecke Worte,“ antwortete Kennybol, „kosten einen jungen Menschen wenig, aber bedenkt, daß wenn wir weiter marschiren, alle diese Grünröcke .....“

„Ich bedenke, daß es uns wenig nützen wird, uns wie Füchse vor den Wölfen in unsere Berge zu verkriechen, man kennt unsern Aufstand, man weiß unsere Namen, und wenn es einmal gestorben sein muß, so ziehe ich eine Flintenkugel dem Galgenstricke vor.“

Jonas nickte mit dem Kopf zum Zeichen der Zustimmung.

„Der Teufel auch!“ sagte er. „Die Vormundschaft für unsere Brüder! Der Galgen für uns! Norbith könnte wohl Recht haben.“

„Deine Hand her, wackerer Norbith!“ rief Kennybol aus. „Es ist Gefahr von beiden Seiten. Besser ist's, gerade aus auf den Abgrund loszugehen, als rücklings hineinzustürzen.“

„Vorwärts denn!“ schrie der alte Jonas und schlug an seinen Säbel.

Norbith schüttelte ihnen die Hand: „Hört, Brüder! Seid kühn wie ich, ich will klug sein wie ihr. Laßt uns heute nicht bälder Halt machen, als in Skongen. Die Besatzung ist schwach, wir können sie erdrücken. Laßt uns die Schluchten des schwarzen Pfeilers, weil es einmal sein muß, in tiefster Stille durchziehen. Wir müssen durch, wenn sie auch vom Feinde besetzt wären. Ich glaube, daß die Arquebusiere noch nicht an der Brücke von Ordals, vorwärts Skongen, sind, aber gleichviel! Tiefe Stille!“

„Tiefe Stille!“ wiederholte Kennybol.

„Jetzt, Jonas,“ fuhr Norbith fort, „zurück auf unsern Posten! Morgen vielleicht sind wir zu Drontheim, trotz der Arquebusiere, der Uhlanen, der Dragoner und aller Grünröcke des Südens.“

Die drei Anführer kehrten zu ihren Haufen zurück. Bald lief das Losungswort: „Tiefe Stille“ von Reihe zu Reihe, und diese kaum noch so tumultuarische Rebellenbande bot in diesen Wüsten, im düstern Scheine der sinkenden Sonne, nur noch eine Truppe stummer Gespenster dar, die geräuschlos über die Gräber des Kirchhofs hinstreicht.

Inzwischen verengte sich der Weg immer mehr zwischen zwei Felsenwällen, die je länger, je steiler sich erhoben.

In dem Augenblick, wo das röthliche Licht des Mondes mitten im kalten Dufte der Wolken sich erhob, neigte sich Kennybol zu Guldon Stayper: „Jetzt kommen wir an den Engpaß des schwarzen Pfeilers. Stille!“

Man hörte bereits das Geräusch des Waldstroms, der brausend zwischen den Felsen hinfließt, und im Süden sah man die ungeheure längliche Granitpyramide, die der schwarze Pfeiler heißt, sich auf dem Grau des Himmels und dem Schnee der umliegenden Berge abmalen.

Die Rebellen, gezwungen, in diesen Engpässen ihre Kolonnen zu verlängern, setzten ihren Marsch fort. Sie durchzogen diese tiefen Schluchten, ohne eine Fackel anzuzünden, ohne einen Laut von sich zu geben. Selbst das Geräusch ihrer Schritte war von dem betäubenden Falle der Cascaden und dem Geheul des Windes übertönt. In den düstern Tiefen des Engpasses verloren, drang das oft umwölkte Licht des Mondes nicht bis zu dem Eisen ihrer Piken herab, und die weißen Adler, die je und je über ihren Häuptern hinflogen, merkten nicht, daß jetzt eine so große Menschenmenge ihren einsamen Aufenthalt erfülle.

Einmal klopfte Guldon Stapper mit seinem Gewehrkolben auf Kennybols Schulter: „Bruder, dort leuchtet etwas hinter jenem Ginster."

„Ich sehe es," erwiederte Kennybol, „es ist das Wasser des Waldstroms, in dem sich die Wolken spiegeln."

Man schritt unaufhaltsam vorwärts.

Ein andermal faßte Guldon den Arm Kennybols: „Sind das nicht Gewehre, die da oben im Schatten des Felsen blitzen?"

Kennybol schüttelte den Kopf: „Beruhige Dich, Bruder! Es ist ein Lichtstrahl, der auf das Eis einer Felsenspitze fällt."

Nach zwei Stunden eines beschwerlichen Marsches gelangte die Vorhut an den Ausgang der Schluchten des schwarzen Pfeilers. Guldon Stapper näherte sich Kennybol und äußerte leise seine Freude, daß sie endlich ohne Unfall am Ziel ihres Marsches angelangt seien. Kennybol lachte und schwur, daß er nicht einen Augenblick die Besorgnisse seines Gefährten getheilt habe. Für die meisten Menschen hat die Gefahr, wenn sie einmal vorüber ist, nicht bestanden, und sie heucheln einen Muth, der ihnen im dringenden Augenblick vielleicht gefehlt hätte.

In diesem Augenblicke zogen zwei runde Scheine, die im

Gebüsche wie glühende Kohlen glänzten, Kennybols Aufmerksamkeit auf sich.

„Bei meiner armen Seele!" sagte er leise, indem er Guldons Arm faßte, „da sehe ich zwei glühende Augen, die Niemand anders angehören können, als der schönsten Pantherkatze, die je im Walde miaut hat."

„Du hast Recht," antwortete Guldon, „und wenn er nicht vor uns marschirte, so würde ich glauben, daß es die verfluchten Augen dieses isländischen Teufels ..."

„Stille!" sagte Kennybol und nahm seine Büchse zur Hand. „Niemand soll sagen," fuhr er fort, „daß ein solches Wild ungestraft vor Kennybols Augen gekommen ist."

Der Schuß erfolgte, ehe Guldon Staypers Arm den unklugen Schützen zurückhalten konnte, aber nicht das klägliche Geschrei einer wilden Katze antwortete darauf, sondern ein furchtbares Tigergeheul, dem ein noch entsetzlicheres menschliches Lachen folgte.

Kaum war der unselige Schuß gefallen, als auf den Bergen, in den Schluchten, in den Wäldern ein tausendfaches: „Es lebe der König!" erscholl. Hinter ihnen, vor ihnen, neben ihnen ertönte der unerwartete Donner dieser Stimmen, dem von allen Seiten ein mörderisches Gewehrfeuer folgte.

XXXV.

Das Regimemt der Arquebusiere von Munckholm, das wir auf dem Marsch nach Skongen verlassen haben, war in diese Stadt eingerückt. Nachdem der Oberst Baron Voethaün die nöthigen Anordnungen zur Einquartierung seiner Truppen getroffen hatte, wollte er eben in seine Wohnung gehen, als er

eine schwere Hand sich vertraulich auf seine Schulter legen fühlte. Er wendete sich um.

Vor ihm stand ein kleiner Mann, dessen großer Binsenhut sein Gesicht so bedeckte, daß man davon nur seinen dichten rothen Bart sah. Er war in einen grauen Mantel gewickelt und hatte große Handschuhe an.

„Was wollt Ihr von mir, guter Freund?“ fragte der Oberst.

„Oberst der Arquebusiere von Munckholm,“ erwiederte der Mann, „folge mir einen Augenblick, ich habe Dir eine Nachricht mitzutheilen.“

Bei dieser seltsamen Aufforderung blieb der Oberst einen Augenblick stumm vor Staunen.

„Eine wichtige Nachricht, Oberst!“ wiederholte der Mann.

Dieses Beharren bestimmte den Entschluß des Obersten. In dem Augenblicke der Krisis, worin sich die Provinz befand, und bei der Mission, womit er beauftragt war, durfte man keine irgend nützliche Mittheilung von sich weisen. „So laß uns gehen!“ sagte demnach der Oberst.

Der kleine Mann führte ihn vor die Stadt: „Oberst,“ sagte er hier, „hast Du Lust, alle Rebellen mit einem Schlage zu vernichten?“

Der Oberst lächelte: „Dies hieße den Feldzug nicht übel eröffnen.“

„Nun denn, lege heute noch alle Deine Soldaten in den Schluchten des schwarzen Pfeilers in Hinterhalt; die Banden der Aufrührer werden diese Nacht daselbst lagern. Stürze Dich auf sie, und der Sieg wird leicht sein.“

„Wackerer Mann, der Rath ist gut, und ich danke Euch dafür. Aber woher wißt Ihr das, was Ihr mir da sagt?“

„Wenn Du mich kenntest, Oberst, so würdest Du vielmehr fragen, wie es möglich wäre, daß ich es nicht wüßte.“

„Wer seid Ihr denn?“

Der Mann stampfte mit dem Fuße.

„Ich bin nicht hieher gekommen, Dir dies zu sagen.“

„Fürchtet nichts. Wer Ihr auch seid, der Dienst, den Ihr mir leistet, wird Euch zum Schutze gereichen. Vielleicht habt Ihr zu den Aufrührern gehört? ...“

„Ich habe mich geweigert, an dem Aufstand Theil zu nehmen.“

„Warum dann Euern Namen verschweigen, da Ihr ein getreuer Unterthan des Königs seid?“

„Was liegt mir daran!“

Der Oberst suchte noch einige Erkundigungen von diesem seltsamen Menschen einzuziehen.

„Sagt mir doch, ist es wahr, daß der berüchtigte Han der Isländer die Aufrührer befehligt?“

„Han der Isländer!“ wiederholte der Mann mit sonderbar gedehnter Stimme.

Der Oberst wiederholte seine Frage. Ein Auflachen, das fast einem Geheule glich, war die ganze Antwort, die er erhielt. Er versuchte noch mehr Fragen über die Zahl und die Anführer der Rebellen.

Der kleine Mann fertigte ihn mit den Worten ab: „Oberst der Arquebusiere von Munckholm, ich habe Dir Alles gesagt, was ich Dir zu sagen hatte. Lege Dich heute mit Deinem ganzen Regiment in dem Engpasse des schwarzen Pfeilers in Hinterhalt, um den ganzen Haufen der Rebellen mit einem Schlage zu vernichten.“

„Wenn Ihr mir nicht sagt, wer Ihr seid, so entzieht Ihr Euch dadurch der Dankbarkeit des Königs; aber es ist billig, daß der Oberst Voethaün für den Dienst, den Ihr ihm leistet, Euch seinen Dank darbringe.“

Mit diesen Worten warf der Oberst dem kleinen Mann seine Börse vor die Füße.

„Behalte Dein Gold, Oberst," sagte dieser. „Ich brauche Dein Gold nicht," fügte er hinzu, indem er auf einen schweren Geldsack deutete, der an seinem Gürtel befestigt war, „und wenn Du eine Belohnung verlangtest, um diese Leute zu tödten, so könnte ich Dir ihr Blut noch mit Gold bezahlen."

Ehe noch der Oberst von dem Erstaunen zurückkam, worein ihn die unerklärbaren Worte dieses geheimnißvollen Wesens, versetzt hatten, war der Mann verschwunden.

Der Oberst kehrte langsam in die Stadt zurück, und erwog bei sich, ob man wohl der Nachricht dieses Menschen Glauben schenken könne. Als er in seine Wohnung kam, überreichte man ihm ein Schreiben vom Großkanzler, worin ihm zu seiner Verwunderung der nämliche Rath ertheilt wurde, den ihm der mystische kleine Mann gegeben hatte.

XXXVI.

Als die Rebellen alle Pässe und Höhen von Feinden besetzt sahen, geriethen ihre bereits ordnungslosen Haufen in unbeschreibliche Verwirrung. Das furchtbare Feuer, das nun die aus ihrem Hinterhalt hervorgetretenen königlichen Truppen von allen Seiten auf sie schleuderten, nahm an Heftigkeit stets zu, und ehe noch von ihrer Seite ein einziger Schuß geantwortet hatte, herrschte schon überall Tod und Verwirrung in ihren Reihen. Ihre Streitkräfte waren in einem Engpasse zerstreut, der ungefähr eine Stunde Wegs lang auf der einen Seite von einem tiefen Waldstrome eingefaßt und auf der andern von einer hohen Felswand beherrscht ist.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, ergriff diese von Natur unerschrockenen Menschen alle zumal, wie einen einzigen Mann, ein Gefühl der Verzweiflung. Wüthend, sich

so ohne Vertheidigung hingeschlachtet zu sehen, stießen sie ein furchtbares Geschrei aus, kletterten ohne Ordnung, fast ohne Waffen, unter dem unaufhörlichen Feuer der Feinde, die steile Felswand hinan, hielten sich mit den Händen, mit den Füßen, mit den Zähnen fest, schwangen ihre Säbel, ihre Hämmer, Waffen aller Art, boten ihren Gegnern einen so furchtbaren Anblick verzweifelnder Wuth dar, daß diese so wohl geordneten, so sicher aufgestellten Schaaren, die noch nicht einen einzigen Mann verloren hatten, sich eines unwillkürlichen Schauderns nicht enthalten konnten. Manche gelangten durch übermenschliche Anstrengung bis auf die Spitze der Felswand, aber kaum hatten sie Zeit, ihre Waffen gegen ihre Feinde zu erheben, so waren sie in den Abgrund zurückgestürzt. Es war gleich unmöglich zu fliehen oder sich zu vertheidigen; alle Ausgänge des Engpasses, alle zugänglichen Punkte waren besetzt. Einige zerschlugen selbst ihre Waffen an dem Felsen und warfen sich auf die Erde nieder, so den Tod erwartend, andere kreuzten die Arme über die Brust, hefteten den starren Blick auf den Boden, setzten sich am Wege nieder und harrten so, stumm und unbeweglich, bis eine Kugel sie treffen und in den Wellen des Stromes begraben würde. Diejenigen, welche mit Flinten bewaffnet waren, richteten auf Gerathewohl einige verlorene Schüsse gegen den Gipfel der Felsen, von denen ohne Unterbrechung ein Hagel von Kugeln herabregnete.

Die von dem tapfern und unklugen Kennybol angeführten Bergbewohner hatten vom Anfang des Treffens an am meisten gelitten. Sie bildeten, wie bereits gesagt, die Vorhut der Rebellen und hatten, als die ersten Schüsse fielen, einen Tannenwald erreicht, der den Ausgang des Engpasses bildet. Kaum war der unselige Schuß aus Kennybols Büchse gefallen, so bevölkerte sich, wie mit einem Zauberschlage, das Gehölz mit feindlichen Plänklern und schloß sie in einen Zirkel von

Feuer ein, während von der Spitze eines abgeplatteten Felsens ein ganzes Bataillon des Regiments von Munckholm sie mit einem Kugelregen übergoß. In dieser furchtbaren Krisis warf Kennybol in seiner Verwirrung seine Augen auf den geheimnißvollen Riesen, da er keine andere Rettung mehr erwartete, als von einer übermenschlichen Macht, wie die Hans des Isländers war. Jetzt, dachte er, jetzt wird der furchtbare Dämon plötzlich zwei ungeheure Flügel entfalten, sich hoch über die Streitenden in die Wolken erheben und die Feinde mit einem Feuerstrome übergießen; jetzt wird auf einmal seine Gestalt größer und immer größer werden, bis sie in den Himmel ragt, dann wird er mit seinen Riesenarmen einen Berg ergreifen und die Feinde darunter begraben; jetzt wird er mit dem Fuß auf die Erde stampfen, und sie wird sich alsbald öffnen und die Feinde in ihrem Schooße verschlingen. Von Allem diesem geschah nichts. Der gefürchtete Han wich bei den ersten Schüssen zurück, wie die Andern, kam ziemlich bestürzt zu Kennybol und verlangte von ihm eine Büchse, weil, wie er mit ganz gewöhnlicher Menschenstimme sagte, in diesem Augenblicke seine Axt so wenig brauchbar sei, als die Kunkel eines alten Weibes.

Kennybol, verwundert, aber immer noch voll Glauben an die dämonischen Eigenschaften des Riesen, händigte ihm mit einem Schrecken, der ihn fast die Furcht vor den feindlichen Kugeln vergessen ließ, seine eigene Büchse ein. Immer noch hoffte er auf ein Wunder. Jetzt, dachte er, wird in des Dämons Händen meine Büchse so groß werden, wie eine Kanone, oder sich in einen geflügelten Drachen verwandeln, der aus Augen, Rachen und Naslöchern Feuer auf die Feinde speit. Wie groß war aber die Verwunderung des armen Schützen, als er den Dämon seine Büchse auf ganz ordinäre Weise mit Pulver und Blei laden, nach Art aller Schützen an den Backen legen und wie ein anderes Menschenkind losschießen sah, ohne

auch nur so gut zu zielen, als er, Kennybol, hätte thun können. Er sah ihn mit stummer Verwunderung dieses ganze mechanische Verfahren mehrmals wiederholen, und da er nun begriff, daß er nicht länger auf ein Wunder zählen dürfe, dachte er darauf, sich und seine Gefährten durch irgend ein menschliches Mittel aus ihrer übeln Lage zu reißen. Schon war sein alter Kamerad Guldon Stapper an seiner Seite gefallen, und seine Bergbewohner, von allen Seiten eingeschlossen, drängten sich auf einander, wie eine Heerde Schafe, stießen ein klägliches Geschrei aus und dachten nicht an Vertheidigung. Da Kennybol leicht begriff, welchen Vortheil diese gedrängte Stellung dem feindlichen Feuer gewährte, befahl er seinen unglücklichen Gefährten, sich zu zerstreuen und längs des Weges in die Gebüsche zu werfen, um von dort aus das Feuer des Feindes nach Kräften zu erwiedern. Die Bergbewohner, die als Schützen größtentheils wohl bewaffnet waren, vollzogen mit pünktlichem Gehorsam diesen Befehl, der jedoch bei weitem noch nicht zum Siege, nicht einmal zur Rettung führte. Die Hälfte der Bergbewohner war bereits gefallen, und mehrere von ihnen blieben, trotz des guten Beispieles, das ihnen ihr Anführer und der Riese gaben, vollkommen unthätig, stützten sich stumpfsinnig auf ihre Gewehre und beharrten dabei, den Tod zu empfangen, ohne ihn zu geben. Wer sich darüber wundern möchte, daß Menschen, welche jeden Tag ihr Leben auf Schneebergen und Gletschern wagten, die der Fährte der Gemse auf ihrer gefährlichen Bahn folgten oder den wilden Bären in seinem Lager aufsuchten, so bald den Muth verloren hatten, der bedenke, daß bei gewöhnlichen Seelen der Muth örtlich ist; Mancher lacht dem feindlichen Kartätschenfeuer gegenüber und zittert in der Finsterniß oder am Rande eines Abgrunds; Mancher zittert vor der Mündung einer Kanone und setzt mit einem Sprung über den tiefsten Abgrund, oder tritt jeden Tag den wildesten Thieren entgegen. Die Uner-

schrockenheit ist häufig bloße Gewohnheit, und wenn man auch dem Tod unter dieser oder jener Form trotzt, so hat man darum nicht aufgehört, ihn zu fürchten.

Kennybol, von den Trümmern seiner Haufen umgeben, begann selbst am Erfolg zu verzweifeln, obgleich er erst eine leichte Wunde am linken Arm erhalten hatte und den dämonischen Riesen sein Handwerk als Musketier mit der ruhigsten Pünktlichkeit vollziehen sah. Plötzlich bemerkte er unter dem auf der Höhe aufgestellten feindlichen Bataillon eine außerordentliche Verwirrung, die sicherlich nicht durch den geringen Schaden, den ihm das schwache Feuer der Bergbewohner zufügte, entstanden sein konnte. Aus diesem bis jetzt siegreichen Haufen ertönten auf einmal Geschrei Verwundeter und Sterbender, Töne der Verwirrung und des Schreckens. Bald ließ das Gewehrfeuer nach, der Rauch verzog sich, und Kennybol sah deutlich von der Spitze des Felsen, der das Plateau beherrschte, ungeheure Granitblöcke auf die Arquebusiere von Munckholm hinabfallen. Diese Felsstücke folgten sich in ihrem Falle mit reißender Schnelligkeit; man hörte sie mit großem Geräusch eines über das andere fallen, die Linien der Soldaten lösten sich auf, sie verließen in ordnungslosen Haufen die Höhen und flohen in allen Richtungen davon.

Bei dieser unerwarteten Hülfe wandte Kennybol den Kopf nach dem Riesen um, er war zu seinem Erstaunen noch da, denn er hatte nicht anders geglaubt, als daß Han der Isländer endlich sich in die Lüfte geschwungen habe, und jetzt von der Höhe jenes Felsen den Feind zermalme. Er hob die Augen zu dem Gipfel des Felsen, von welchem die furchtbaren Steinmassen herabfielen, und sah nichts. Er konnte daher nicht glauben, daß ein Theil der Rebellen jenen wichtigen Posten eingenommen habe, weil er dort keine Waffen schimmern sah und kein Siegesgeschrei hörte.

Inzwischen hatte das Feuer vom Plateau ganz aufgehört. Das dichte Gehölz verbarg die Trümmer des Bataillons, das sich ohne Zweifel am Fuß der Höhe wieder sammelte. Selbst das Feuer der Plänkler war weniger lebhaft geworden. Kennybol benützte als besonnener Anführer diesen unerwarteten Vortheil, machte seine Waffenbrüder auf die Verwirrung in den feindlichen Reihen aufmerksam und feuerte ihren gesunkenen Muth an. Jetzt stimmten die Bergbewohner ein Siegsgeschrei an, bildeten sich in Colonne und rückten vorwärts, entschlossen, um jeden Preis den Ausgang des Passes zu gewinnen.

Die Colonne rückte unter dem Ruf: „Freiheit! Freiheit! Keine Vormundschaft mehr!“ gegen den Feind vor. Bald stießen die Bergbewohner auf den Rest der Bataillone, der sich wieder geordnet, so wie durch einige andere Truppen verstärkt hatte, und nun unter dem Schall der Trommeln und Hörner gegen die Rebellen vorrückte. In der Entfernung eines halben Flintenschusses machten die königlichen Truppen plötzlich Halt; ein Offizier mit einer weißen Fahne in der Hand, die er zum Zeichen seines friedlichen Auftrags schwenkte, ging, von einem Trompeter begleitet, den Rebellen entgegen.

Das plötzliche Anrücken der königlichen Truppen hatte Kennybol nicht erschreckt. Es gibt einen Höhepunkt im Gefühle der Gefahr, welcher der Ueberraschung und Furcht unzugänglich ist. Beim ersten Schall der Hörner und Trommeln hatte Kennybol seine Bergbewohner Halt machen lassen. Als die Front der feindlichen Colonne in guter Ordnung vorrückte, ließ er alle Büchsen laden und vertheilte seine Bergbewohner zu zwei und zwei, um den feindlichen Ladungen weniger Oberfläche darzubieten. Er selbst stellte sich an die Spitze neben den Riesen, mit welchem er sich in der Hitze des Gefechtes zu befreunden begann, da er allmählig bemerkt hatte, daß seine Augen gerade nicht so glühend waren, als der Hochofen eines Eisenwerks, und

daß die angeblichen Klauen an seinen Händen sich nicht sehr von der Länge gewöhnlicher Nägel entfernten.

Inzwischen war der Offizier mit der weißen Fahne bis in die Mitte des Raumes gelangt, der die beiden Colonnen trennte. Hier hielt er an und sein Begleiter stieß dreimal in die Trompete. Zugleich rief der Offizier mit lauter Stimme: Im Namen des Königs! Die Gnade des Königs ist allen denjenigen unter den Rebellen bewilligt, welche sogleich die Waffen ablegen und ihre Anführer der souveränen Justiz Sr. Majestät ausliefern werden!

Kaum hatte der Parlamentär diese Worte geendigt, so fiel ein Schuß aus dem nahen Gebüsche. Der getroffene Offizier schwankte, hob seine Fahne über das Haupt, that noch einige Schritte und fiel mit dem Rufe: „Verrath! Verrath!"

Niemand wußte, wer den Schuß gethan hatte.

„Verrath! Verrath!" wiederholten die Arquebusiere mit wüthendem Geschrei, und eine furchtbare Gewehrsalve begrüßte die Bergbewohner.

„Verrath! Verrath!" riefen ihrerseits die Rebellen, als sie ihre Brüder neben sich fallen sahen, und eine allgemeine Ladung antwortete der Salve der Soldaten.

„Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen!" schrieen die Offiziere, ihre Soldaten anfeuernd.

„Nieder, nieder mit ihnen!" antworteten die Bergbewohner.

Bald trafen die beiden Colonnen in der Mitte der Distanz zusammen, und ein wüthender Kampf mit den blanken Waffen erhob sich. Die Reihen wurden durchbrochen und mischten sich untereinander. Rebellenanführer, königliche Offiziere, Soldaten, Bergbewohner, Alle in bunter Mischung, trafen zusammen, packten, erwürgten, erschlugen, zerrissen sich, wie zwei Haufen hungriger Tiger, die in einer Wüste aufeinander stoßen. Piken und Bajonette waren jetzt unbrauchbar geworden; bloß Säbel

und Aexte sah man über den Häuptern der Streiter glänzen, und viele Kämpfer, die sich umfaßt hielten, konnten sogar keine andere Waffe mehr brauchen, als den Dolch, das Messer oder die Zähne. Beide Theile fochten mit gleichem Muth, und das Handgemenge war bis zu jenem Grade gestiegen, wo thierische Wildheit alle Herzen ergreift, wo man den Tod eines Feindes, den man nicht kennt, seinem eigenen Leben vorzieht, wo man gleichgültig über Haufen Todter und Verwundeter wegschreitet, wo der Sterbende den Fuß, der ihn zu Boden tritt, noch mit den Zähnen zerfleischt.

In diesem Augenblicke warf sich ein kleiner Mann, den mehrere Kämpfer, da er in Thierfelle gehüllt war, im Anfang für ein wildes Thier hielten, mit schrecklichem Lachen und Freudengeheul mitten in das Toben der Schlacht. Niemand wußte, woher er kam, noch für welchen Theil er focht, denn seine steinerne Axt wählte die Schlachtopfer nicht und spaltete eben sowohl den Scheitel eines Rebellen, als den Bauch eines Soldaten. Gleichwohl schien er lieber die Arquebusiere von Munckholm niederzumachen. Alle flohen seine Nähe; er schwebte durch das Handgemenge hin wie ein böser Geist, und ohne Unterlaß schwang er seine blutige Axt über dem Haupte; auf allen Seiten flogen abgehauene Stücke Fleisch und gebrochene Glieder um ihn her. Er rief „Rache!“ wie alle Andern, und stieß unverständliche Worte aus, unter welchen der Name Gill häufig vorkam. Das Blutbad schien ein Freudenfest für den schrecklichen Unbekannten zu sein.

Ein Bergbewohner, über dessen Haupt das Unthier seine Axt schwang, fiel zu den Füßen des Riesen nieder, auf welchen Kennybol so viele jetzt getäuschte Hoffnungen gesetzt hatte, und rief: „Han von Island, rette mich!“

„Han von Island!“ wiederholte der kleine Mann und wandte sich dem Riesen zu.

„Bist Du Han der Isländer?“ sagte er.

Statt aller Antwort hob der Riese seine eiserne Axt gegen ihn. Der kleine Mann sprang rückwärts, und die Axt fuhr in den Schädel des Unglücklichen, der den Riesen um Hülfe angefleht hatte.

Der Unbekannte schrie lachend: „Ho! Ho! Bei Ingulph dem Vertilger! Ich hielt Han den Isländer nicht für so ungeschickt.“

„So rettet Han der Isländer, wer ihn anfleht!“ sagte der Riese.

„Da hast Du Recht!“

Jetzt erhob sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Beiden. Eiserne und steinerne Axt klirrten unaufhörlich an einander. Beide fielen bald in Stücken zu Boden.

Schnell wie ein Gedanke raffte der kleine Mann eine schwere hölzerne Keule vom Boden auf, die ein Sterbender hatte fallen lassen, wich dem Riesen aus, der sich gebückt hatte, um ihn mit den Armen zu packen, und brachte seinem kolossalen Gegner einen furchtbaren Schlag über die Stirne bei.

Der Riese stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden. Der kleine Mann, schäumend vor Wuth, trat ihn unter die Füße.

„Du führtest einen Namen, der für Dich zu schwer war,“ rief er aus, schwang seine siegreiche Waffe und suchte nach andern Schlachtopfern.

Der Riese war nicht todt, sondern nur betäubt von der Heftigkeit des Schlages. Er öffnete die Augen und machte einige schwache Bewegungen, da warf sich ein Soldat mit dem Rufe auf ihn: „Sieg! Han der Isländer ist gefangen! Sieg!“

„Han der Isländer ist gefangen!“ ertönte jetzt von allen Seiten, von den Einen im Tone des Triumphs, von den Andern in dem der Muthlosigkeit. Der kleine Mann war verschwunden.

Die tapfern Bergbewohner fühlten sich bereits seit einiger Zeit übermannt, da ihre Feinde von allen Seiten Verstärkung erhielten. Jetzt wurde auch der muthige Kennybol, schon im Anfang des Treffens verwundet, gefangen genommen. Die Gefangennehmung Hans des Isländers schlug vollends ihren Muth nieder, sie legten die Waffen ab und ergaben sich.

Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die weißen Gipfel der hohen Schneeberge beleuchteten, herrschte tiefe Ruhe und feierliche Stille in den Schluchten des schwarzen Pfeilers. Dunkle Schaaren von Raubvögeln flogen über das Schlachtfeld hin, angelockt von dem Geruch der Leichname, und als die versteckten Hirten, welche vor den Tönen der Schlacht in verborgene Höhlen geflohen waren, wieder das Licht des Tages begrüßten, sahen sie ein Thier mit menschlichem Angesicht auf todten Körpern sitzen und das noch warme Blut der Erschlagenen trinken.

XXXVII.

„Oeffne dieses Fenster, meine Tochter! Diese Scheiben sind sehr trübe; ich möchte den Tag ein wenig sehen."

„Sehen Sie den Tag, mein Vater? Die Nacht ist nahe."

„Noch bescheint die Sonne die Hügel, welche den Golf umringen. Ich bedarf dieser reinen Luft, welche durch die Gitter meines Kerkers dringt. Der Himmel ist so hell und schön."

„Am fernen Horizont zieht ein Gewitter auf, mein Vater!"

„Ein Gewitter, Ethel! Wo siehst Du es?"

„Eben weil der Himmel rein ist, mein Vater, mache ich mich auf ein Gewitter gefaßt."

Der Greis warf einen Blick des Staunens auf die Jungfrau.

„Wenn ich das in meiner Jugend bedacht hätte," sprach

er, „so wäre ich nicht hier. Was Du hier sagst, ist richtig, aber es geht über Dein Alter. Ich begreife nicht, wie es kommt, daß Deine junge Vernunft meiner alten Erfahrung gleicht.“

Ethel schlug die Augen nieder, wie verwirrt durch diese einfach ernste Betrachtung. Ihre beiden Hände falteten sich in stummem Schmerz, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Meine Tochter,“ sagte der alte Gefangene, „seit einigen Tagen bist Du bleich, als ob ein heißes Blut durch Deine Adern geströmt wäre. Wenn Du Morgens aufstehst, sind Deine Augen roth und angeschwollen, wie nach einer durchwachten und durchweinten Nacht. Seit mehreren Tagen sitze ich einsam und verlassen, und Deine Stimme entreißt mich nicht dem düstern Nachsinnen über mein vergangenes Leben. Du bist trauriger als ich, der alte Gefangene, und doch lastet nicht auf Deinen Schultern, wie auf den meinigen, das Gewicht eines leeren und nichtigen Lebens. Trübsinn mag die Jugend befallen, aber er nistet sich nicht ein in die Tiefen ihres Herzens. Die Wolken des Morgens haben sich am Abend verzogen. Du bist in dem Alter, wo man sich in Träumen eine von der Gegenwart unabhängige Zukunft schafft, welche es auch sei. Was ist Dir denn, mein Kind? Dank dieser eintönigen Gefangenschaft, bist Du vor unvorhergesehenen Unfällen gesichert! Welchen Fehler hast Du denn begangen? Mein Loos kann Dich nicht so beugen, bist Du an mein Unglück gewöhnt, Du weißt, daß es ohne Abhülfe ist. Wenn auch hoffnungslos, bin ich am Rande des Grabes; warum solltest Du verzweifeln in den Tagen Deines blühenden Alters?“

Die strenge und ernste Stimme des alten Gefangenen war allmählig weich geworden und hatte fast den Ton väterlicher Rührung angenommen. Ethel stand stumm vor ihm. Plötzlich wandte sie sich mit einer fast krampfhaften Bewegung ab, sank auf die Kniee und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, als wollte

sie die Thränen und Seufzer ersticken, die unwiderstehlich ihrem gepreßten Herzen entströmten.

Der Vater schüttelte das greise Haupt, lächelte bitter und warf einen ernsten Blick auf seine Tochter: „Ethel," sprach er, „warum weinst Du, während Du doch nicht unter den Menschen lebst?"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich das sanfte und edle Geschöpf von der Erde. Die kindliche Liebe gab ihr die Kraft, ihren Schmerz tief in ihr Inneres zu verschließen. Sie fuhr mit ihrer Leibbinde über die Augen und gebot ihren Thränen Stillstand.

„Verzeihen Sie mir, mein Vater," sagte sie, „es war nur ein Anfall von Schwäche."

Sie heftete einen aus Thränen lächelnden Blick auf den verehrten Greis, holte die Edda, setzte sich neben ihren schweigsamen Vater und öffnete das Buch auf Gerathewohl. Sie bezwang die Rührung ihrer Stimme und las; aber der Ton ihrer Stimme verflog nutzlos, denn weder sie noch ihr Vater achteten darauf.

„Genug, meine Tochter!" sagte der Greis und gab ein Zeichen mit der Hand.

Sie schloß das Buch.

„Ethel," fragte der Vater, „denkst Du bisweilen an Ordener?"

Die Jungfrau bebte.

„An jenen Ordener," fuhr der Vater fort, „der abgereist ist . . ."

„Warum an ihn denken, mein Vater?" unterbrach ihn Ethel. „Ich denke, wie Sie, daß er nie wiederkehren wird."

„Nie wiederkehren, meine Tochter! Das könnte ich nicht sagen. Im Gegentheil sagt mir irgend eine Ahnung, daß er wiederkommen wird."

„So dachten Sie nicht, mein Vater, als Sie mit so vielem Mißtrauen von diesem jungen Manne sprachen."

„Habe ich denn mit Mißtrauen von ihm gesprochen?"

„Ja, mein Vater, und ich trete Ihrer Meinung bei; ich glaube, daß er uns getäuscht hat."

„Daß er uns getäuscht hat, meine Tochter! Wenn ich ihn so beurtheilte, so habe ich gehandelt, wie alle Menschen, die ohne Beweis verdammen. Ich habe von diesem Ordener lauter Zusicherungen seiner Ergebenheit erhalten."

„Und wissen Sie denn, mein ehrwürdiger Vater, ob hinter diesen treuherzigen Worten nicht treulose Gesinnungen versteckt waren?"

„In der Regel drängen sich die Menschen nicht zu dem ohnmächtigen Unglück. Wenn dieser Ordener nicht Anhänglichkeit an mich gefühlt hätte, wäre er nicht so ohne Zweck in meinen Kerker gekommen."

„Wissen Sie gewiß," fuhr Ethel mit schwacher Stimme fort, „daß er keinen Zweck dabei hatte?"

„Und welchen denn?" fragte lebhaft der Greis.

Die Jungfrau schwieg.

Es kostete sie zu viel Mühe, den geliebten Ordener, den sie sonst gegen ihren Vater vertheidigt hatte, jetzt vor ihm anzuklagen.

„Ich bin nicht mehr der Graf von Greiffenfeld," fuhr der alte Gefangene fort. „Ich bin nicht mehr der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, nicht mehr der begünstigte Vertheiler der königlichen Gnadenspenden, der allmächtige Minister, sondern ein armseliger Staatsgefangener, ein Geächteter, ein politisch Verpesteter. Es beweist schon Muth, wenn man gegen diese Menschen, die ich mit Ehre und Reichthum überhäuft habe, meiner nur ohne Verwünschung erwähnt; es ist Entsagung, wenn man die Schwelle dieses Kerkers betritt, außer

man wäre ein Kerkermeister oder Henker! Es ist Heldenmuth, wenn man sie als mein Freund betritt. Nein, ich will nicht undankbar sein, wie dieses ganze menschliche Geschlecht. Dieser junge Mann hat meine Dankbarkeit verdient, und wenn es für nichts Anderes wäre, als daß er mir ein wohlwollendes Gesicht gezeigt hat und mich eine tröstende Stimme vernehmen ließ."

Diese Sprache, die einige Tage früher die Jungfrau entzückt hätte, zerschnitt jetzt ihr Herz. Der Greis fuhr mit feierlicher Stimme fort: „Höre, meine Tochter, ich will jetzt ein ernstes Wort zu Dir reden. Ich fühle, daß meine Kräfte schwinden, das Leben zieht sich allmählig aus diesem abgelebten Körper zurück, ich fühle, daß mein Ende naht."

Ethel unterbrach ihn durch einen halberstickten Seufzer.

„Um Gotteswillen, mein Vater, reden Sie nicht so! Schonen Sie Ihre arme Tochter! Wollen Sie mich einsam zurücklassen auf der Welt? Was soll dann aus mir werden? Was bin ich ohne Ihren Schutz?"

„Der Schutz eines Geächteten!" sagte der Greis mit Kopfschütteln. „Doch eben daran denke ich ja. Die Sorge für Dein künftiges Glück, meine Tochter, drückt mich mehr, als das Andenken an mein vergangenes Unglück. Darum höre die Worte Deines Vaters. Dieser Ordener verdient Dein strenges Urtheil nicht, und ich glaubte bis jetzt, daß Du keine solche Abneigung gegen ihn hättest. Sein Aeußeres ist edel und offen, was zwar allerdings nichts für sein Inneres beweist; aber ich muß gestehen, daß er mir nicht ohne einige Tugenden scheint, obwohl das menschliche Herz den Keim aller Laster und Verbrechen in sich trägt. Keine Flamme ist ohne Rauch.

„Im Vorgefühl meines nahen Todes," fuhr der Greis feierlich fort, „habe ich an Dich und ihn gedacht, und wenn er

zurückkommt, wie ich hoffe, so gebe ich ihn Dir zum Beschützer und Gatten."

Die Jungfrau erbleichte. In demselben Augenblicke, wo ihre Träume für immer in Rauch zerflogen waren, wollte ihr Vater sie verwirklichen. Der bittere Gedanke: „Ich konnte also glücklich sein!" gab ihrer Verzweiflung ihre ganze Kraft wieder. Sie blieb einen Augenblick sprachlos, damit die glühenden Thränen, die in ihrem Auge starrten, ihm nicht entfließen möchten.

„Wie, mein Vater!" sagte sie endlich mit erloschener Stimme, „Sie wollten mich einem Unbekannten zum Weibe geben, dessen Namen, dessen Geburt, dessen Familie Sie nicht kennen?"

„Ich wollte Dich ihm nicht geben, ich gebe Dich ihm," erwiederte der Vater in fast gebietendem Tone.

Ethel seufzte.

„Ich gebe Dich ihm, sage ich. Was liegt mir an seiner Geburt? Was geht mich seine Familie an? Er ist der einzige Rettungsanker, der Dir übrig bleibt. Ich glaube, daß er nicht denselben Widerwillen gegen Dich hegt, wie Du gegen ihn."

Das arme Mädchen hob ihre Augen gen Himmel.

„Du hörst es, Ethel, ich kümmere mich nichts um seine Geburt. Er ist ohne Zweifel von gemeinem Stande, denn in den Palästen der Großen lehrt man diejenigen, die darin geboren werden, nicht, die Hütten der Unglücklichen und die Kerker der Gefangenen zu besuchen. Wozu diese stolzen Rückerinnerungen? Ethel Schuhmacher ist nicht mehr Prinzessin von Wollin und Gräfin von Tongsberg! Du bist tiefer gefallen, als Dein Vater stand, da er sich erhoben hat. Schätze Dich also glücklich, wenn dieser Mann Deine Hand annimmt, welches auch seine Familie sei. Ist er von niederem Stande, desto besser, dann wird Dein Leben wenigstens vor den Stürmen

sicher sein, die Dein Vater überstanden hat. Du wirst ferne vom Neid und Haß der Menschen, unter irgend einem unbekannten Namen ein verborgenes Dasein verleben, das glücklicher enden wird, als die Laufbahn meiner Größe . . ."

Ethel war vor ihrem Vater auf die Kniee gesunken.

„O, mein Vater! . . . Gnade!"

Der Greis öffnete erstaunt seine Arme.

„Was willst Du damit sagen, mein Kind?"

„Um Gotteswillen, schildern Sie mir ein Glück nicht, das mir nicht beschieden ist!"

„Ethel, spiele nicht mit Deinem ganzen künftigen Lebensglück! Ich habe die Hand einer Prinzessin von königlichem Geblüt, einer Prinzessin von Holstein-Augustenburg ausgeschlagen, und mein Stolz ist grausam bestraft worden. Du willst einen ehrlichen Mann abweisen, weil er nicht von hoher Geburt ist. Zittere, Du möchtest eben so hart gezüchtigt werden!"

„Möchte doch dieser Ordener ein rechtlicher unbekannter Mann sein!" murmelte Ethel.

Der Greis erhob sich und ging mit heftigen Schritten durch das Zimmer.

„Mein Kind, es ist Dein armer alter Vater, der Dich bittet und Dir befiehlt. Versprich mir, diesen Fremdling zum Gatten anzunehmen, damit ich ruhig sterben kann."

„Ich werde Ihnen immer gehorchen, mein Vater! Doch zählen Sie nicht auf seine Rückkehr . . ."

„Ich habe die Wahrscheinlichkeiten abgewogen, und nach dem Tone, womit dieser Ordener Deinen Namen aussprach, glaube ich . . ."

„Daß er mich liebt!" unterbrach ihn die Tochter mit Bitterkeit. „O, nein, glauben Sie das nicht!"

„Ich weiß nicht, ob er Dich liebt; aber ich weiß, daß er zurückkommen wird."

„Geben Sie diesen Gedanken auf, mein edler Vater! Und wenn Sie diesen Fremdling kennten, so würden Sie nicht mehr wünschen, daß er der Gatte Ihrer Tochter sei."

„Er wird es sein, welches auch sein Name und sein Stand sei."

„Wenn nun," erwiederte die Jungfrau feierlich, „dieser Unbekannte, in welchem Sie einen Tröster, den künftigen Beschützer Ihrer Tochter erblicken, der Sohn eines Ihrer Todfeinde, des Vicekönigs von Norwegen, des Grafen Guldenlew wäre?"

Der Greis wich drei Schritte zurück: „Was sagst Du da? Großer Gott! Ordener! Dieser Ordener! . . . Das ist unmöglich! . . ."

Der unaussprechliche Ausdruck von Haß, der sich in allen Zügen des alten Mannes malte, erfüllte Ethels Herz mit Schauder, und sie bereute das unkluge Wort, das sie gesprochen hatte.

Der Schlag war gefallen. Der Greis blieb einige Augenblicke unbeweglich mit gekreuzten Armen; sein ganzer Körper zitterte, seine flammenden Augen schienen den kalten Stein des Fußbodens durchdringen zu wollen. Allmählig entfuhren seinen blauen Lippen einige mit schwacher Stimme von einem Träumenden ausgesprochenen Worte.

„Ordener! . . . Ja, so ist es, Ordener Guldenlew! . . . So ist es! . . . Ganz richtig! . . . Schuhmacher, alter Thor, öffne ihm doch deine Arme, dieser redliche junge Mensch kommt, um dir den Dolch ins Herz zu stoßen . . ."

Plötzlich stampfte er mit dem Fuß auf den Boden, und seine Stimme ward donnernd.

„Ha! So haben sie mir denn ihr ganzes schändliches Geschlecht auf den Hals geschickt, mich in meinem Falle zu verhöhnen! Ich mußte einen Ahlfeldt vor Augen sehen! Ich habe einem Guldenlew zugelächelt! . . . Die Unmenschen! Wer hätte

von diesem Ordener geglaubt, daß er diesen Namen führe, daß er ein solches Herz habe! Wehe mir! Wehe ihm!"

Der Greis fiel erschöpft in seinen Lehnsessel. Seine Brust arbeitete gewaltig. Seine weinende Tochter saß zu seinen Füßen.

„Weine nicht, meine Tochter!" sagte der Greis mit düsterer Stimme. „Komm an mein Herz!"

Er drückte sie an seine Brust.

„Du hast heller gesehen, junges Mädchen," fuhr er fort, „als Dein alter Vater. Die giftige Schlange mit den Taubenaugen hat Dich nicht getäuscht. Ich danke Dir für Deinen Haß gegen diesen schändlichen Ordener."

„Mein Vater, beruhigen Sie . . ."

„Schwöre mir, stets die nämlichen Gesinnungen gegen Guldenlews Sohn zu hegen!"

„Gott verbietet den Schwur, mein Vater!"

„Schwöre es mir, meine Tochter! Schwöre mir, immer die nämlichen Gesinnungen gegen diesen Ordener Guldenlew zu hegen!"

Ethel konnte mit Wahrheit antworten: „Immer!"

„Wohl, meine Tochter! Ich vermache Dir meinen Haß gegen sie, denn Ehre und Gut haben sie mir geraubt, und ich kann Dir sonst nichts hinterlassen. Die Elenden! Und ich war es, dem sie Macht und Ehre verdanken! Im Namen des Himmels und der Hölle verfluche ich sie in ihrem Dasein und in ihrer fernsten Nachkommenschaft!"

Der Greis schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Aber sage mir, mein Kind, wie hast Du entdeckt, daß dieser Verräther einen der verabscheuten Namen führte, die mit Gift und Galle in mein Herz geschrieben sind? Wie bist Du hinter dieses Geheimniß gekommen?"

Die Jungfrau nahm alle ihre Kraft zusammen, diese Frage zu beantworten, als plötzlich die Thüre sich öffnete.

Ein schwarz gekleideter Mann, einen Stab von Ebenholz in der Hand und eine gebräunte Stahlkette um den Hals, erschien auf der Schwelle, umgeben von schwarz gekleideten Hellebardieren.

„Was willst Du von mir?“ fragte der Gefangene mit unwilligem Staunen.

Ohne zu antworten und ohne ihn nur anzusehen, rollte der Mann ein langes Pergament auf, an welchem ein Siegel von grünem Wachs an einer seidenen Schnur hing, und las mit lauter Stimme:

„Im Namen Sr. Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn, König Christiern!

„Kund und zu wissen dem Staatsgefangenen Schuhmacher in der königlichen Festung Munckholm und dessen Tochter, daß sie dem Vorweiser dieses zu folgen haben.“

„Was willst Du von mir?“ wiederholte der Gefangene.

Statt aller Antwort begann der schwarze Mann abermals das königliche Dekret abzulesen.

„Schon gut!“ sagte der Greis.

Er stand auf und gab seiner erstaunten Tochter ein Zeichen, mit ihm diesem Unglücksboten zu folgen.

XXXVIII.

Die Nacht war eben angebrochen. Ein kalter Wind pfiff um den verfluchten Thurm, und die Pforten der Ruinen von Vygla erzitterten in ihren Angeln, als ob derselbe Arm sie alle zumal geschüttelt hätte.

Die rohen Thurmbewohner, der Henker und seine Familie, saßen um das Feuer, das in der Mitte des Zimmers brannte und seinen röthlich flackernden Schein auf ihre finstern Ge-

sichter und scharlachenen Gewänder warf. In den Gesichtszügen der Kinder lag etwas Wildes, wie das Lachen ihres Vaters, und etwas Grasses, wie der Blick ihrer Mutter. Die Augen des Weibes und der Kinder waren auf Orugix gerichtet, der, auf einem hölzernen Schemel sitzend, auszuschnaufen schien, und dessen mit Staub bedeckte Füße verriethen, daß er einen langen Weg gemacht habe.

„Weib, höre! Kinder, hört!" sprach er. „Ich bin nicht umsonst zwei Tage abwesend gewesen und bringe keine schlechte Nachrichten mit. Wenn ich nicht, ehe ein Monat vergeht, königlicher Vollstrecker der hohen Gerichtsbarkeit bin, so soll man von mir sagen, ich wisse keine Schleife an einen Strick zu machen und könne kein Beil führen. Freut Euch, Ihr jungen Wölflein, Euer Vater hinterläßt Euch vielleicht sogar das Schaffot von Kopenhagen zum Erbe."

„Nychol," fragte Bechlie, „was gibt es denn?"

„Und Du, meine alte Zigeunerin," fuhr Nychol mit seinem schwerfälligen Lachen fort, „freue Dich, auch Du kannst ein Halsband von blauen Glaskorallen kaufen, um damit Deinen Storchenhals zu schmücken. Unsere eheliche Verpflichtung ist bald zu Ende; wenn Du mich aber in einem Monat mit der Würde eines ersten Henkers beider Königreiche bekleidet siehst, so wirst Du gerne einen zweiten Krug mit mir zerbrechen."

„Was gibt es denn? Was gibt es denn?" fragten die Jungen, deren ältester mit einer blutigen Zange spielte, während der jüngste einen kleinen Vogel lebendig rupfte.

„Was es gibt, meine Kinder? . . . Bringe doch diesen Vogel um, Haspar, er schreit wie eine schlechte Säge, und überhaupt man muß nicht grausam sein. Bringe ihn um . . . Was es gibt? Nichts, gar wenig, außer, Dame Bechlie, daß, ehe acht Tage vergehen, der Exkanzler Schuhmacher, der zu Kopenhagen bereits mein Gesicht in der Nähe gesehen hat, und

der berüchtigte isländische Räuber Han von Klipstadur, mir vielleicht beide zumal in die Hände fallen werden."

Das verstörte Auge des Weibes nahm einen Ausdruck neugierigen Staunens an.

„Schuhmacher! Han der Isländer! Wie kommt das, Nychol?"

„Ich will Euch Alles sagen. Ich begegnete gestern Morgens auf der Straße von Skongen, auf der Brücke von Ordals, dem Regiment der Arquebusiere von Munckholm, das in triumphirendem Aufzug nach Drontheim zurückkehrte. Ich befragte einen der Soldaten, der mich einer Antwort würdigte, weil er ohne Zweifel nicht wußte, warum ich ein rothes Kleid trage, und ich erfuhr, daß die Soldaten aus den Schluchten des schwarzen Pfeilers zurückkamen, wo sie die Banden der rebellischen Bergleute in Stücke gehauen hatten. Nun mußt Du wissen, Zigeunerin Bechlie, daß diese Rebellen sich für Schuhmacher empörten und von Han dem Isländer befehligt waren. Ferner mußt Du wissen, daß diese Empörung Han den Isländer des Verbrechens des Aufruhrs gegen die königliche Gewalt, und Schuhmacher des Verbrechens des Hochverraths schuldig macht, welche beide Verbrechen zum Galgen oder auf das Schaffot zu führen pflegen. Füge nun zu diesen zwei prächtigen Hinrichtungen, deren jede mir wenigstens fünfzehn Dukaten eintragen muß, und mir in den Königreichen zur höchsten Ehre gereichen wird, noch einige andere hinzu, die zwar nicht ebenso wichtig sind ..."

„Wie!" unterbrach ihn das Weib, „Han der Isländer ist also gefangen?"

„Warum unterbrichst Du Deinen Herrn und Meister, verdammtes Weib? Allerdings, dieser berüchtigte, ungreifbare Han der Isländer ist gefangen, und mit ihm einige andere Anführer der Rebellen, deren jeder mir ebenfalls zwölf Thaler eintragen wird, ohne zu rechnen, was ich aus den Leichnamen

lösen werde. Er ist gefangen, sage ich Dir, und ich habe ihn selbst gesehen, wie er in den Reihen der Soldaten ging ..."

Das Weib und die Kinder traten staunend näher zu Orugix.

„Wie! Du hast ihn gesehen, Vater?" fragten die Kinder.

„Schweigt Kinder! Ihr schreit wie ein Spitzbube, der seine Unschuld betheuert. Ich habe ihn gesehen. Er ist ein Riese und die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und um den Kopf trug er eine Binde. Ohne Zweifel ist er am Kopfe verwundet worden. Aber er kann ruhig seyn, in Kurzem werde ich ihn von dieser Wunde kurirt haben."

Der Henker begleitete diese furchtbaren Worte mit einer schrecklichen Geberde und fuhr dann fort: „Hinter ihm gingen vier andere Gefangene, und man führt sie alle nach Drontheim, um mit dem Exkanzler Schuhmacher vor Gericht gestellt zu werden."

„Vater, wie sahen die andern Gefangenen aus?"

„Zwei davon sind alte Männer, und einer von ihnen trug den Filzhut der Bergleute, und der andere die Mütze der Gebirgsbewohner. Beide waren traurig. Von den beiden andern war der eine ein junger Bergmann; er trug den Kopf hoch und pfiff; der andere ... Erinnerst Du Dich, meine höllische Bechlie, an die Reisenden, die vor etwa zehn Tagen in diesen Thurm gekommen sind, als bei Nacht ein so heftiges Gewitter war? ..."

„Wie Satan sich seines Falls erinnert," antwortete das Weib.

„Erinnerst Du Dich des jungen Mannes unter den Reisenden, des Gefährten des alten närrischen Perrückenstocks, der den grünen Mantel und die schwarze Feder trug?"

„Ich sehe ihn noch vor mir stehen und höre ihn sagen: Weib, wir haben Gold!"

„Nun denn, Weib, der war der vierte Gefangene, und

wenn es nicht so ist, so soll man von mir sagen, daß ich in meinem Leben Niemand die Kehle zugeschnürt habe, als einer alten Henne. Das gibt einen Spaß: neulich habe ich ihm zu essen gegeben, und jetzt werde ich ihm bald auf ewig den Mund stopfen."

Der Henker lachte hell auf bei diesen Worten und fuhr dann fort: „Wir wollen uns freuen und trinken. Teufelsweib, schenke mir ein Glas Bier ein auf meine nahe Erhöhung. Auf die Gesundheit des Herrn Nychol Orugix, königlichen Vollstreckers der hohen Gerichtsbarkeit in spe! Ich muß Dir gestehen, alte Sünderin, daß es mich Mühe kostete, mich in den Flecken Noes zu begeben, um daselbst einen gemeinen Dieb zu hängen. Doch dachte ich, du kannst die paar Groschen auch mitnehmen, der Exkanzler und Han der Isländer entgehen dir doch nicht."

In diesem Augenblicke ließ sich außen vor dem Thurme in drei Absätzen der Schall eines Hornes hören.

„Weib," rief Orugix aufspringend, „das sind die Häscher des Oberrichters."

Mit diesen Worten stieg er eilends die Treppe hinab. Bald darauf kam er zurück mit einem großen Pergament in der Hand, dessen Siegel er gelöst hatte.

„Hier Weib, das kommt vom Oberrichter. Entziffre mir das, da Du das Teufelsgeschmiere lesen kannst. Es ist vielleicht schon ein Beförderungspatent, denn da der Gerichtshof einen Großkanzler zum Präsidenten und einen Großkanzler zum Delinquenten hat, so schickt es sich nicht wohl anders, als daß ein königlicher Großhenker seinen Spruch vollziehe."

Das Weib hatte inzwischen die Schrift durchgesehen und begann nun mit lauter Stimme zu lesen:

„Im Namen des Oberrichters von Drontheimhus! Ny-„chol Orugix, Scharfrichter dieser Provinz, hat sich Ange-„sichts dies, versehen mit seinem Ehrenbeil, dem Block

„und der schwarzen Behängung nach Drontheim zu be-
„geben."

„Ist das Alles?" fragte der Henker mißvergnügt.

„Alles," antwortete das Weib.

„Scharfrichter dieser Provinz?" murmelte Orugix zwischen den Zähnen und warf unwillige Blicke auf den Brief.

„Nun ins Teufels Namen!" rief er endlich aus, „man muß gehorchen und sich auf den Weg machen. Verlangt man doch das Ehrenbeil und die schwarze Behängung. Weib, putze mir das Ehrenbeil blank, und bürste mir die schwarze Behängung aus. Man muß den Muth nicht sinken lassen, vielleicht wollen sie mich erst nach dieser schönen Hinrichtung befördern. Freilich werden dann die Verurtheilten der Ehre verlustig gehen, durch einen königlichen Großhenker hingerichtet zu werden."

XXXIX.

Der Graf von Ahlfeldt, in seiner schwarzen Amtstracht und mit Orden behängt, ging nachdenklich im Zimmer seiner Gemahlin auf und ab.

„Es ist neun Uhr," sagte die Gräfin, „der Gerichtshof soll seine Sitzung beginnen, man darf ihn nicht warten lassen. In der Nacht noch muß das Urtheil gefällt werden, daß man es spätestens morgen früh vollziehen kann. Der Oberrichter hat mich versichert, daß der Scharfrichter vor Sonnenaufgang hier sein werde."

„Elphege, haben Sie die Barke, welche mich nach Munckholm bringen soll, bereit halten lassen?"

„Sie wartet schon über eine halbe Stunde auf Sie."

„Und ist meine Sänfte vor der Thüre?"

„Sie steht bereit.“

„So will ich nicht säumen. Noch ein Wort, Elphege! Sie behaupten also, daß ein Liebeshandel zwischen Ordener Guldenlew und Schuhmachers Tochter bestehe?“

„Und das ein ernstlicher, versichere ich Sie!“ versetzte die Gräfin mit einem Lächeln des Zorns und der Verachtung.

„Wer hätte das gedacht? Doch muß ich gestehen, daß ich es bereits vermuthet hätte.“

„Und ich auch,“ sagte die Gräfin. „Das ist ein Streich, den uns dieser verdammte Levin gespielt hat.“

„Der alte mecklenburgische Schurke!“ murmelte der Kanzler zwischen den Zähnen. „Warte nur, ich will Dich Arensdorf empfehlen. Wenn ich ihn nur stürzen könnte! Jetzt geht mir ein Licht auf. Hören Sie einmal, Elphege!“

„Nun denn? Reden Sie!“

„Sie wissen, daß es sechs Individuen sind, welche wir im Schlosse von Munckholm zu richten haben: Schuhmacher, den ich morgen um diese Zeit hoffentlich nicht mehr fürchten werde, unser falscher Han der Isländer, der versprochen hat, seine Rolle bis ans Ende festzuhalten, in der Hoffnung, daß ihn Musdoemon, von dem er bereits starke Geldsummen erhalten hat, entwischen lassen werde. Dieser Musdoemon hat wahrhaft teuflische Ideen. Die vier andern Angeklagten sind die drei Anführer der Rebellen und ein Quidam, der unter die Anführer gekommen ist, man weiß nicht wie, und den Musdoemon hat festsetzen lassen. Er hält diesen Menschen für einen Spion Levins von Knud, und wirklich hat er hier gleich bei seiner Ankunft nach dem General gefragt und schien bestürzt, als er die Abwesenheit des Mecklenburgers erfuhr. Im Uebrigen hat er auf keine der Fragen geantwortet, welche Musdoemon an ihn gerichtet hat.“

„Warum haben Sie ihn nicht selbst verhört?“

„Meine Geschäfte ließen mir keine Zeit dazu, wie Sie selbst wissen, und übrigens konnte ich mich in dieser Sache ganz auf Musdoemon verlassen. Ueberhaupt lege ich auf diesen Menschen an sich keinen besondern Werth; er ist ohne Zweifel irgend ein armer Landstreicher. Er kann uns bloß dazu dienen, daß wir ihn als einen Agenten Levins darstellen, und da er in den Reihen der Rebellen ergriffen worden ist, so könnte daraus ein strafbares Einverständniß zwischen dem Mecklenburger und Schuhmacher gefolgert werden, das hinreichend wäre, wo nicht die Versetzung in Anklagestand, doch wenigstens die Ungnade dieses verdammten Levin Knud herbeizuführen."

Die Gräfin schien einen Augenblick nachzudenken: „Sie haben Recht, aber diese unglückliche Leidenschaft des Barons Thorwick für Ethel Schuhmacher ..."

„Hören Sie, Elphege, wir sind beide nicht mehr jung und keine Neulinge im Leben, wir sollten die Menschen kennen. Wenn Schuhmacher zum zweitenmal wegen Hochverraths verurtheilt ist, wenn er auf dem Schaffot seine Strafe erstanden haben wird, wenn diese Schmach auf seine Tochter übergegangen ist und sie tief unter die letzten Reihen der Staatsgesellschaft herabgesetzt hat, glauben Sie, daß dann Ordener Guldenlew sich dieser kindischen Liebe, welche Sie Leidenschaft nennen, wieder erinnern und nur einen Augenblick zwischen der entehrten Tochter eines elenden Staatsverräthers und der erlauchten Tochter eines glorwürdigen Großkanzlers schwanken werde? So und nicht anders ist das menschliche Herz."

„Ich wünsche, daß Sie Recht haben mögen. Sie werden inzwischen nicht überflüssig finden, daß Schuhmachers Tochter dem Prozeß ihres Vaters anwohne, und zwar in der nämlichen Loge mit mir. Ich möchte gerne dieses Geschöpf studiren."

„Nichts, was uns über diese Geschichte aufklären kann, ist zu versäumen," erwiederte der Kanzler phlegmatisch. . . .

„Aber sagen Sie mir doch, weiß man, wo Ordener gegenwärtig ist?"

„Kein Mensch weiß es. Er ist der würdige Zögling des alten Levin, ein fahrender Ritter, wie er. Ich glaube, daß er sich jetzt zu Ward-Hus befindet. . . ."

„Das ist gut. Unsere Ulrike wird ihn festhalten. Doch ich vergesse, daß der Gerichtshof wartet . . ."

„Noch ein Wort! Ich habe Sie schon gestern gefragt, aber Sie waren so in Geschäften vertieft, daß ich keine Antwort von Ihnen erhalten konnte. Wo ist mein Friedrich?"

„Friedrich!" wiederholte der Kanzler in düsterem Tone und fuhr mit der Hand über das Gesicht.

„Ja, mein Friedrich! Sein Regiment ist ohne ihn nach Drontheim zurückgekommen! Schwören Sie mir, daß Friedrich nicht in diesen furchtbaren Schluchten des schwarzen Pfeilers war. Warum erblaßten Sie bei seinem Namen? Ich bin in tödtlicher Angst."

Der Kanzler nahm seine gleichgültige Miene wieder an: „Elphege, seien Sie ruhig. Ich schwöre Ihnen, daß er nicht in den Schluchten des schwarzen Pfeilers war. Im Uebrigen hat man ja die Liste der Offiziere, die in diesem Gefecht getödtet oder verwundet wurden, bekannt gemacht . . ."

„Das beruhigt mich allerdings. Nur zwei Offiziere sind geblieben: der Hauptmann Lory und der junge Baron Randmer, der auf den Bällen zu Kopenhagen mit meinem Friedrich so vielen Spaß gemacht hat. Ich habe die Liste mehr als einmal gelesen, das versichere ich Sie. Aber sagen Sie mir, mein Sohn ist also zu Wahlstrom geblieben?"

„Er ist dort geblieben."

„Ich bitte Sie, lieber Freund," sagte die Gräfin mit einem Lächeln, in das sie einige Zärtlichkeit zu legen vergebens bemüht war, „lassen Sie doch ums Himmels willen meinen

Friedrich schnell aus diesem abscheulichen Lande zurückkommen ..."

„Madame, was Sie da verlangen, steht nicht in meiner Macht."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Die Gräfin blieb in düsterem Nachdenken zurück.

„Das steht nicht in seiner Macht!" sagte sie für sich. „Es kostet ihn ja nur ein Wort, mir meinen Sohn zurückzugeben. Das ist doch ein abscheulicher Mensch, voll Hinterlist und Bosheit! Hatte ich nicht Recht, ihn nie leiden zu können?"

XL.

Die zitternde Ethel, welche die Wachen beim Ausgang aus dem Kerker des Löwen von Schleswig von ihrem Vater getrennt hatten, wurde durch finstere, ihr bis dahin unbekannte Gänge in eine Art dunkler Zelle geführt, die man bei ihrem Eintritt hinter ihr schloß. Gegenüber der Zellenthüre war eine vergitterte Oeffnung, durch welche der Schein von Fackeln und Kerzen hereinfiel; hinter dieser Oeffnung eine Bank, auf der eine schwarz gekleidete verschleierte Frau saß, die ihr ein Zeichen gab, sich neben sie zu setzen. Sie gehorchte in schweigender Verwirrung.

Ihre Augen richteten sich auf den Raum jenseits des Gitters. Ein düsteres Schauspiel stellte sich ihr dar.

Am äußersten Ende eines schwarz behängten Saals, der durch kupferne Lampen, welche an der Decke hingen, schwach beleuchtet war, erhob sich in Gestalt eines Hufeisens ein schwarz ausgeschlagenes Gerüste, auf welchem sieben schwarz gekleidete Richter saßen, deren einer, im Mittelpunkt auf einem erhöhten Sitze, glänzende Sterne und diamantene Ketten auf seiner

Brust trug. Der Richter, der ihm zur Rechten saß, zeichnete sich von den andern durch einen weißen Leibgürtel und einen Hermelinmantel, die Amtskleidung des Oberrichters der Provinz aus. Rechts vom Tribunal war eine Erhöhung mit einem Thronhimmel, auf welcher ein Greis in geistlichem Ornat saß; links ein mit Papieren belegter Tisch, hinter welchem ein kleiner Mann stand, der eine ungeheure Perrücke auf dem Kopfe hatte und in einen langen, weiten schwarzen Mantel ganz eingewickelt war.

Den Richtern gegenüber war eine hölzerne Bank, von Hellebardieren umgeben, welche Fackeln in der Hand trugen, deren von einem Walde von Piken und Flinten wiederstrahlender Schein seinen ungewissen Strahl auf die wogenden Häupter einer Menge von Zuschauern warf, die sich gegen das eiserne Gitter drängten, das sie von dem Tribunal absonderte.

Ethel sah diesem Schauspiele zu, als ob sie wachend einem Traum angewohnt hätte. Sie sah den Präsidenten sich erheben und im Namen des Königs verkünden, daß jetzt das Gericht eröffnet sei.

Nun las der kleine schwarze Mann mit flüchtiger und fast unvernehmbarer Stimme einen langen Bericht ab, in welchem der Name ihres Vaters in Verbindung mit den Worten „Verschwörung, Hochverrath, Aufstand der Bergleute" häufig vorkam. Sie erinnerte sich nun mit Schrecken an das, was ihr die Unbekannte von einer Anklage gesagt hatte, die ihrem Vater drohe, und sie schauderte, als sie den schwarzen Mann seinen Bericht mit dem Worte Tod, das er stark betonte, schließen hörte.

Erschüttert wandte sie sich zu der verschleierten Frau, vor welcher sie, sie wußte selbst nicht warum, ein Gefühl der Furcht hegte, und fragte schüchtern: „Wo sind wir? Was heißt Alles dies?"

Eine Geberde der Unbekannten verwies sie zur Stille und Aufmerksamkeit. Sie wandte ihre Blicke wieder dem Tribunal zu.

Der ehrwürdige Greis im geistlichen Ornat hatte sich erhoben und sprach mit lauter und deutlicher Stimme: „Im Namen des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes, ich Pamphilius Eleutherus, Bischof der königlichen Stadt Drontheim und der königlichen Provinz Drontheimhus, grüße den ehrwürdigen Gerichtshof, der im Namen des Königs, welcher nächst Gott unser Herr und Gebieter ist, richtet.

„Da die vor dieses Tribunal geführten Gefangenen Menschen und Christen sind, und da sie keine Vertheidiger haben, so erkläre ich hiemit den ehrwürdigen Richtern, daß ich ihnen in der bedrängten Lage, worein sie der Himmel versetzt hat, mit meiner schwachen Kraft beizustehen gedenke.

„So bitte ich nun Gott, daß er meine Schwäche mit seiner Kraft stärken, und meine Blindheit mit seinem Licht erleuchten wolle!"

Mit diesen Worten stieg der Bischof von seinem erhabenen Sitze und setzte sich auf die für die Angeklagten bestimmte hölzerne Bank. Ein Murmeln des Beifalls erhob sich unter den Zuschauern.

Der Präsident stand auf und sagte mit kalter und trockener Stimme: „Hellebardiere, gebietet Stille!"

„Hochwürdiger Herr Bischof," fuhr er fort, „der Gerichtshof dankt Ihnen im Namen der Gefangenen. Einwohner von Drontheimhus, habt Acht auf die hohe Rechtspflege des Königs, von diesem Gericht findet keine Berufung Statt! Kerkermeister, führt die Gefangenen herein!"

Unter den Zuschauern entstand eine Stille schauerlicher Erwartung; sie theilten sich in zwei Reihen. Bald ertönten

Schritte vieler Menschen, Piken und Gewehre blitzten, und sechs Gefangene in Ketten und von Wache umgeben, traten mit entblößten Häuptern ein. Ethel sah nur den ersten dieser sechs Gefangenen: es war ein Greis mit weißen Haaren, ihr Vater.

Sie lehnte sich halb ohnmächtig auf das steinerne Geländer, ihr Blick umnebelte sich und sie seufzte mit erloschener Stimme: „O, Herr mein Gott, stehe mir bei!“

Die verschleierte Frau neigte sich gegen sie und hielt ihr ein Riechfläschchen vor, das sie aus ihrer Ohnmacht wieder erweckte.

Der Präsident erhob sich und sprach mit langsam feierlicher Stimme: „Gefangene, man hat Euch vor diesen Gerichtshof geführt, damit er untersuche und entscheide, ob Ihr des Hochverraths, der Verschwörung und des bewaffneten Aufstands gegen unsern König und Herrn schuldig seid oder nicht. Geht nun in Euch und überlegt in Euerm Gewissen, denn eine Anklage der Majestätsbeleidigung ersten Grads lastet auf Euern Häuptern.“

In diesem Augenblicke fiel ein Lichtstrahl auf das Gesicht eines der sechs Gefangenen, eines jungen Mannes, der den Kopf auf die Brust geneigt hatte, als ob er seine Gesichtszüge unter seinen langen, herabhängenden Locken verbergen wollte. Ethel zitterte an allen Gliedern, sie glaubte zu erkennen, daß... doch nein, es war bittere Täuschung; der Saal wár nur schwach beleuchtet, und die Menschen bewegten sich darin gleich Schatten; kaum konnte man das große Christusbild von schwarzem Ebenholz, das über dem Lehnstuhl des Präsidenten hing, erblicken.

Aber dieser junge Mann trug einen Mantel, der von Weitem grün schien, seine Haare, die in Unordnung herabhingen, waren kastanienbraun, und der Strahl des Lichts,

der sein Gesicht gezeigt hatte ... Doch nein, er war es nicht, er konnte es nicht sein! Es war eine furchtbare Täuschung.

Die Gefangenen saßen auf der Bank, auf welche der Bischof herabgestiegen war. Schuhmacher saß an einem Ende derselben, der unbekannte junge Gefangene am andern. Der Bischof saß auf dem äußersten Ende der Bank.

Der Präsident wandte sich an Schuhmacher und fragte mit strengem Tone: „Wer seid Ihr und wie heißt Ihr?"

Der Gefangene erhob sich und blickte den Präsidenten starr an: „Ehemals nannte man mich Graf von Greiffenfeld und Tongsberg, Prinz von Wollin, Fürsten des heiligen römischen Reichs, Ritter des Elephantenordens, Ritter des Danebrogordens, Ritter des goldenen Vließes und des Hosenbandordens, ersten Minister, Generalinspektor des Kirchen- und Schulwesens, Großkanzler von Dänemark und ..."

Der Präsident unterbrach ihn: „Angeklagter, der Gerichtshof will nicht wissen, wie man Euch ehemals genannt, noch wer Ihr sonst gewesen seid, sondern wie man Euch jetzt nennt, und wer Ihr jetzt seid."

„Jetzt," erwiederte der Gefangene, „jetzt heiße ich Johann Schuhmacher, neunundsechzig Jahre alt, und bin nichts mehr, als Euer alter Wohlthäter, Kanzler von Ahlfeldt."

Der Präsident schien verlegen.

„Ich habe Euch erkannt, Herr Graf," fügte der Gefangene hinzu, „und da Ihr mich nicht erkannt habt oder nicht erkennen wolltet, so bin ich so frei gewesen, Euer Gnaden in Erinnerung zu bringen, daß wir alte Bekannte sind."

„Schuhmacher," sagte der Präsident mit einem Tone, in welchem der unterdrückte Zorn unverkennbar war, „spart dem Gerichtshof seine kostbare Zeit."

Der alte Gefangene unterbrach ihn abermals: „Wir haben

die Rolle gewechselt, edler Kanzler. Ehemals nannte ich Euch bloß Ahlfeldt, und Ihr nanntet mich Herr Graf."

„Angeklagter," erwiederte der Präsident, „Ihr schadet Eurer Sache, wenn Ihr das schimpfliche Urtheil in Erinnerung bringt, das schon über Euch ergangen ist."

„Wenn dieses Urtheil schimpflich ist, Graf Ahlfeldt, so beschimpft es wenigstens nicht mich."

Der Gefangene war bei diesen Worten, die er mit starker Stimme sprach, halb aufgestanden. Der Präsident streckte die Hand gegen ihn aus.

„Setzt Euch! Schmäht nicht vor einem Tribunal auf die Richter, die Euch verurtheilt haben, und auf den König, der Euch diese Richter gab. Denkt daran zurück, daß der König Euch das Leben zu schenken geruhte, und beschränkt Euch hier auf Eure Vertheidigung."

Der alte Gefangene antwortete bloß mit einem Achselzucken.

„Habt Ihr," fragte der Präsident, „in Betreff des Kapitalverbrechens, dessen Ihr angeklagt seid, dem Gerichtshof einige Geständnisse zu machen?"

Der Gefangene gab keine Antwort. Der Präsident wiederholte die Frage.

„Sprecht Ihr mit mir?" erwiederte der Exkanzler. „Ich glaubte, edler Graf von Ahlfeldt, Ihr sprecht mit Euch selbst. Welches Verbrechen meint Ihr denn? Habe ich je einem Freunde einen Judaskuß gegeben? Habe ich je einen Wohlthäter eingekerkert und schimpflich verurtheilt? Habe ich dem Alles genommen, dem ich Alles dankte? Ich weiß in der That nicht, Herr Kanzler von heute, warum man mich hieher gebracht hat. Ohne Zweifel um zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit Sie unschuldige Köpfe fallen machen. Allerdings werden Sie mich mit eben so leichter Mühe ins Verderben zu stürzen wissen, wie

dieses Königreich, und ein Komma oder Punktum wird hinreichend sein, mich des Todes schuldig zu finden, gleichwie es für Sie nur eines Buchstabens bedurfte, um einen Krieg mit Schweden zu provociren."*

Kaum hatte der Exkanzler diese bittere Anspielung vollendet, so erhob sich der kleine schwarze Mann an der Nebentafel.

„Herr Präsident," sagte er mit einer tiefen Verbeugung, „meine Herren Richter, ich trage darauf an, dem Johann Schuhmacher das Wort zu entziehen, wenn er fortfährt, auf solche Weise Se. Gnaden den Herrn Großkanzler und dieses ehrwürdige Gericht zu schmähen."

Der Bischof erhob mit ruhiger Würde seine Stimme: „Herr geheimer Sekretär, man kann einem Angeklagten das Wort nicht entziehen ..."

„Sie haben ganz Recht, hochwürdiger Herr Bischof," fiel der Präsident ein. „Es ist unsere Absicht, der Vertheidigung alle mögliche Freiheit zu lassen. Ich fordere den Angeklagten bloß auf, seine Sprache zu mäßigen, und das liegt in seinem eigenen Interesse."

Schuhmacher schüttelte den Kopf und sagte kalt: „Es scheint der Graf Ahlfeldt sei diesmal seiner Sache gewisser, als im Jahre 1677."

„Schweigt," erwiederte der Präsident, wandte sich sogleich

* Es waren ernstliche Zwistigkeiten zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen, weil der Graf von Ahlfeldt in einer Unterhandlung verlangt hatte, durch einen Vertrag zwischen den beiden Staaten dem König von Dänemark den Titel rex Gothorum beizulegen, welches dem dänischen Monarchen die Souveränetät über Gothland, eine schwedische Provinz, zu überweisen schien; während ihm die Schweden bloß die Eigenschaft eines rex Gotorum bewilligen wollten, welche unbestimmte Benennung dem alten Titel der dänischen Monarchie „König der Goten" gleichkam.

Auf dieses h, welches die Ursache einer langen Unterhandlung war und beinahe zu einem Kriege geführt hätte, spielte hier Schuhmacher an.

an den Gefangenen, der neben Schuhmacher saß, und fragte ihn um seinen Namen.

Dieser Gefangene war ein Mann von riesenmäßiger Gestalt, dessen Stirne verbunden war. Er erhob sich und sagte: „Ich bin Han von Klipstadur in Island.“

Eine Bewegung des Schauders lief durch das Auditorium, und Schuhmacher, dessen Kopf bereits nachdenkend auf seine Brust gefallen war, erhob ihn wieder und warf einen schnellen Blick auf seinen furchtbaren Nachbar, von dem sich alle andern Mitangeklagten entfernt hielten.

„Han von Island,“ fuhr der Präsident zu fragen fort, „was habt Ihr dem Gerichtshofe mitzutheilen?“

„Ich war der Anführer des Aufstands.“

„Habt Ihr aus eigenem Antrieb oder auf fremdes Antreiben den Befehl über die Rebellen übernommen?“

„Nicht aus eigenem Antrieb.“

„Wer hat Euch zu diesem Verbrechen verleitet?“

„Ein Mensch, der sich Hacket nannte.“

„Wer war dieser Hacket.“

„Ein Agent von Schuhmacher, den er auch Graf von Greiffenfeld nannte.“

Der Präsident wandte sich an Schuhmacher: „Kennt Ihr diesen Hacket?“

„Ihr seid mir zuvorgekommen, Graf Ahlfeldt, ich wollte die nämliche Frage an Euch richten.“

„Johann Schuhmacher, Ihr seid übel berathen mit Eurem Hasse. Der Gerichtshof wird Euer Vertheidigungssystem zu würdigen wissen.“

Der Bischof nahm das Wort: „Herr geheimer Sekretär, befindet sich dieser Hacket unter meinen Klienten?“

„Nein, hochwürdiger Herr!“

„Weiß man, was aus ihm geworden ist?“

„Er hat sich aus dem Staube gemacht, ehe man ihn festnehmen konnte.“

„Läßt man ihn verfolgen? Hat man seine Gestaltsbezeichnung?“

Ehe der geheime Sekretär antworten konnte, erhob sich der junge Bergmann und sagte mit lauter kräftiger Stimme: „Sein Signalement ist leicht zu geben. Dieser elende Hacket, dieser Agent Schuhmachers, ist ein Mann von kleiner Gestalt, von offenem Gesicht, aber offen wie der Schlund der Hölle ... Seine Stimme, hochwürdiger Herr Bischof, hat viele Aehnlichkeit mit der Stimme des Herrn, der an dieser Tafel schreibt und den Euer Hochwürden geheimer Sekretär nennen. Und wenn dieser Saal weniger düster wäre, und wenn weniger Haare das Gesicht des geheimen Sekretärs bedeckten, so möchte ich fast behaupten, daß in seinen Zügen einige Aehnlichkeit mit denen des Verräthers Hacket liege.“

„Unser Bruder redet die Wahrheit, riefen die beiden Nachbarn des jungen Bergmanns aus.“

„Wirklich!“ murmelte Schuhmacher mit einem Ausdrucke des Triumphs.

Der Sekretär machte eine unwillkürliche Bewegung, sei es aus Furcht, sei es aus Unwillen, daß man ihn mit diesem Hacket verglich. Der Präsident, der selbst verlegen schien, beeilte sich, seine Stimme zu erheben.

„Gefangene, vergeßt nicht, daß Ihr nur dann reden dürft, wenn Euch der Gerichtshof fragt, und vor allen Dingen beleidigt kein Mitglied des Tribunals durch unwürdige Vergleichungen!“

„Inzwischen, Herr Präsident,“ sagte der Bischof, „ist hier nur von einem Signalement die Rede. Wenn der flüchtige Hacket einige Aehnlichkeit mit dem geheimen Sekretär hat, so könnte das von Nutzen sein ...“

Der Präsident unterbrach ihn: „Han von Island, Ihr, der Ihr in so genauer Verbindung mit Hacket gestanden, sagt uns doch, zur Befriedigung des hochwürdigen Herrn Bischofs, ob dieser Mensch wirklich unserem geheimen Sekretär gleicht?“

„Ganz und gar nicht,“ antwortete der Riese ohne Zögern.

„Da sehen Sie also selbst, Herr Bischof!“

Der Bischof gab durch ein Kopfneigen zu erkennen, daß er befriedigt sei. Der Präsident wendete sich zu einem andern Angeklagten mit der üblichen Frage: „Wie heißt Ihr?“

„Wilfried Kennybol aus den Bergen von Kole.“

„Wart Ihr unter den Aufrührern?“

„Ja, gnädiger Herr! Die Wahrheit geht über das Leben. Ich bin in den verdammten Schluchten des schwarzen Pfeilers gefangen worden. Ich war der Anführer der Gebirgsbewohner.“

„Was hat Euch zum Verbrechen des Aufruhrs angetrieben?“

„Unsere Brüder, die Bergleute, beklagten sich über die königliche Vormundschaft und da hatten sie ganz Recht, mit Euer Gnaden Erlaubniß. Wenn Einer nur eine elende Lehmhütte und zwei schlechte Fuchsbälge hat, so ist es ihm doch lieb, daß er darüber Herr und Meister ist. Die Regierung hat auf ihre Bitten nicht geachtet; darum, gnädiger Herr, haben sie sich empört und um unsern Beistand gebeten. So etwas kann ein Bruder dem andern nicht abschlagen. So ist es gegangen.“

„Hat Niemand Euern Aufstand angereizt, ermuntert und geleitet?“

„Ein Herr Hacket sprach uns immer viel von einem Grafen vor, der zu Munckholm gefangen sitze, und den wir befreien sollten. Wir haben es ihm versprochen, denn es machte uns nichts aus, ob einer mehr frei sei.“

„Hieß dieser Graf nicht Schuhmacher oder Greiffenfeld?“

„Richtig, so hieß er.“

„Habt Ihr ihn nie gesehen?“

„Nein, gnädiger Herr! Wenn es aber der alte Mann ist, der Ihnen eben so viele Namen gegeben hat, so muß ich gestehen . . .“

„Was?“ fragte hastig der Präsident.

„. . . . Daß er einen schönen weißen Bart hat, fast eben so schön, als der des Schwiegervaters meiner Schwester Maase, im Flecken Surb, welcher 120 Jahre alt geworden ist.“

Der Präsident schien durch diese naive Antwort des Gebirgsbewohners nicht sonderlich befriedigt; er befahl den Gerichtsdienern einige feuerfarbene Fahnen, die vor dem Tribunal niedergelegt waren, aufzurollen.

„Wilfried Kennybol,“ sagte er, „erkennt Ihr diese Fahnen?“

„Ja, Ihr Gnaden, Hacket hat sie uns im Namen des Grafen Schuhmacher zugestellt. Er hat auch Gewehre unter die Bergleute austheilen lassen, denn wir Gebirgsbewohner, die wir von der Büchse und Waidtasche leben, brauchen keine. Und ich, wie Sie mich hier sehen, gebunden wie eine alte Henne, die man braten will, ich habe mehr als einmal aus der Tiefe unserer Thäler alte Adler herabgeschossen, die in der Höhe ihres Flugs nicht größer erschienen, als eine Lerche oder Wachtel.“

„Die Herren Richter hören,“ sagte der geheime Sekretär, „daß der angeklagte Schuhmacher durch Hacket Waffen und Fahnen unter die Rebellen austheilen ließ.“

„Kennybol,“ fuhr der Präsident fort, „habt Ihr sonst nichts zu sagen?“

„Nichts, als daß ich den Tod nicht verdiene. Ich habe bloß, als redlicher Bruder, den Bergleuten Beistand geleistet, und ich kann versichern, daß die Kugel meiner Büchse, so ein alter Schütze ich auch bin, noch nie einen Damhirsch des Königs getödtet hat.“

Der Präsident begann jetzt das Verhör der beiden Anführer der Bergleute. Der älteste derselben, Namens Jonas, wiederholte mit andern Worten, was Kennybol bereits gesagt hatte. Der jüngere, Norbith, gestand furchtlos seinen Antheil an der Empörung, über Hacket und Schuhmacher aber wollte er nichts aussagen. „Er habe," sagte er, „den Eid der Verschwiegenheit abgelegt." Alle Ermahnungen und Drohungen des Präsidenten brachten ihn nicht von diesem Vorsatze ab. „Im Uebrigen," fügte er hinzu, „habe er sich nicht für Schuhmacher empört, sondern für seine arme Mutter, die Hunger und Kälte leide."

Der geheime Sekretär resumirte die Aussagen der Angeklagten und bemühte sich, daraus Folgerungen und Beweise für die Schuldbarkeit des Exkanzlers zu ziehen. „Es ist jetzt," fuhr er fort, „nur noch ein Angeklagter zu verhören, und wir haben gegründete Ursache, denselben für einen geheimen Agenten der Befehlshaberschaft zu halten, welche für die Ruhe der Provinz Drontheimhus so schlecht gesorgt hat. Diese Befehlshaberschaft hat, wo nicht durch strafbares Einverständniß, mindestens doch durch ihre unselige Nachlässigkeit den Ausbruch des Aufstands begünstigt, der alle diese Unglücklichen ins Verderben stürzen und diesen Schuhmacher abermals auf das Schaffot bringen wird, von dem ihn schon einmal die Gnade des Königs gerettet hat."

Ethel schauderte bei diesen Worten, und ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen. Ihr Vater erhob sich und sagte mit Ruhe: „Kanzler Ahlfeldt, Alles das ist trefflich eingefädelt. Habt Ihr doch die Vorsicht gehabt, den Scharfrichter schon zu bestellen?"

Inzwischen hatte sich der sechste Angeklagte erhoben. Als der Präsident die übliche Frage an ihn richtete, strich er die Haare aus dem Gesicht und antwortete mit lauter, fester

Stimme: „Ich heiße Ordener Guldenlew, Baron von Thorwick, Ritter des Danebrogordens."

Ein Schrei des Staunens entwischte dem Sekretär: „Der Sohn des Vicekönigs!"

„Der Sohn des Vicekönigs!" wiederholten alle Stimmen.

Der Präsident fuhr auf seinem Lehnstuhl zusammen, die bis dahin unbeweglichen Richter neigten sich tumultuarisch zusammen. Eben so große Gährung herrschte unter den Zuschauern.

Nachdem die Stille allmählig wieder hergestellt war, schickte sich der Präsident an, das Verhör zu beginnen.

„Herr Baron," sagte er mit zitternder Stimme . . .

„Ich heiße hier nicht „Herr Baron,'" unterbrach ihn Ordener, „sondern Ordener Guldenlew, wie der ehemalige Graf von Greiffenfeld bloß Johann Schuhmacher."

Der Präsident blieb einige Augenblicke wie versteinert.

„Nun denn," fuhr er dann fort, „Ordener Guldenlew, ohne Zweifel hat Sie ein bloßer Zufall vor diesen Gerichtshof geführt. Die Rebellen haben Sie auf der Reise aufgefangen und gezwungen, ihnen zu folgen, und so kommt es ohne allen Zweifel, daß man Sie in ihren Reihen gefunden hat."

Der Sekretär erhob sich: „Verehrteste Herren Richter: schon der Name des Sohns des Vicekönigs allein ist für ihn eine hinreichende Vertheidigung. Der Baron Ordener Guldenlew kann kein Rebelle sein. Unser erlauchter Präsident hat seine Anwesenheit unter den Aufrührern genügend erklärt. Das einzige Unrecht, das dieser edle Gefangene begangen hat, besteht darin, daß er seinen Namen nicht bälder sagte. Wir geben jede Anklage gegen ihn auf, tragen auf seine augenblickliche Freilassung an und bedauern nur, daß er einen Augenblick auf der Bank saß, die der Staatsverbrecher Schuhmacher und seine Mitschuldigen besudeln."

„Was soll das heißen?" fragte Ordener.

„Der geheime Sekretär," erwiederte der Präsident, „enthält sich aller gerichtlichen Anklage gegen Ihre Person."

„Daran thut er Unrecht," sagte Ordener mit lauter volltönender Stimme, „ich bin es, der hier allein angeklagt, gerichtet und verurtheilt werden muß. Ich bin der einzige Schuldige."

„Der einzige Schuldige!" rief der Präsident aus.

„Der einzige Schuldige!" wiederholte der geheime Sekretär.

Ein neuer Ausbruch des Staunens erfolgte unter den Zuschauern. Die unglückliche Ethel schauderte.

„Hellebardiere, gebietet Stille!" sagte der Präsident, der mühsam seine Geisteskräfte zu sammeln suchte.

„Ordener Guldenlew," fuhr er fort, „erklären Sie sich näher."

Der junge Mann blieb einige Augenblicke sinnend, stieß einen Seufzer aus und antwortete dann mit der Ruhe der Ergebung: „Ich weiß, welches Ende meiner wartet, aber ich weiß auch, was die Pflicht mir gebietet. Ja, ihr Herren Richter, ich bin schuldig, und allein schuldig. Schuhmacher ist unschuldig, die Andern sind bloß verführt. Der Urheber des Aufstandes bin ich."

„Sie!" riefen der Präsident und der geheime Sekretär zumal in seltsamer Ueberraschung.

„Ich! Ich habe die Bergleute in Schuhmachers Namen zur Empörung gereizt, ich habe in seinem Namen Geld und Waffen unter sie vertheilt. Hacket war mein Agent. Ich trieb sie zum Aufstand an, ich bin in ihren Reihen gefangen worden. Ich allein habe Alles gethan. Mein ist das Verbrechen, Schuhmacher ist unschuldig. Jetzt, ihr Herren Richter, fällen Sie das Urtheil."

Ethel war der Ohnmacht nahe. Eine Pause allgemeinen Erstaunens trat ein. Der Präsident sammelte sich mühsam.

„Wenn Sie wirklich der einzige Urheber dieses Aufstandes

sind," fragte er endlich, „zu welchem Zwecke haben Sie ihn angestiftet?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Hatten Sie nicht," fuhr der Präsident nach einer Pause fort, „einen Liebeshandel mit Schuhmachers Tochter?"

Ordener trat einen Schritt gegen das Tribunal vor und sagte mit würdiger Haltung: „Kanzler von Ahlfeldt, begnügen Sie sich mit meinem Leben, das ich hingebe, und achten Sie eine edle, unschuldige Jungfrau."

„Ordener Guldenlew, achten Sie selbst den Gerichtshof des Königs. Ich frage Sie nochmals, zu welchem Zwecke Sie diesen Aufstand angestiftet haben?"

„Und ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich das nicht sagen kann."

„Geschah es nicht, um Schuhmacher zu befreien?"

Ordener schwieg.

„Es ist erwiesen, daß Sie Einverständnisse mit Schuhmacher hatten, und das Geständniß Ihrer Strafbarkeit klagt ihn selbst mehr an, als es ihn rechtfertigt. Sie sind oft nach Munkholm gekommen, und Ihre Besuche müssen etwas Anderem, als gewöhnlicher Neugierde, zugeschrieben werden. Beweis dafür ist diese diamantene Schnalle."

Der Präsident nahm eine Diamantschnalle vom Tisch und hielt sie Ordener vor: „Erkennen Sie diese Schnalle als die Ihrige?"

„Ja! Durch welchen Zufall? ...."

„Einer der Aufrührer hat sie, ehe er den Geist aufgab, unserem geheimen Sekretär zugestellt, mit der Erklärung, daß er sie von Ihnen als Bezahlung der Ueberfahrt aus dem Hafen von Drontheim nach Munkholm erhalten habe. Ich frage nun die Herren Richter, ob eine solche Belohnung für einen so geringen Dienst nicht beweise, welchen Werth der Angeklagte darauf legte, in Schuhmachers Gefängniß zu gelangen?"

„Ich verhehle nicht, daß ich Schuhmacher zu sehen wünschte; aber diese Schnalle beweist nichts. Man darf nicht mit Diamanten und andern Kostbarkeiten in die Festung; der Schiffmann hatte sich bei der Ueberfahrt über seine Dürftigkeit beklagt; ich warf ihm diese Schnalle zu, die ich nicht bei mir behalten durfte."

„Verzeihung, gnädiger Herr," unterbrach ihn der geheime Sekretär, „das Reglement nimmt den Sohn des Vicekönigs von dieser Maßregel aus. Sie konnten also ...."

„Ich wollte meinen Namen nicht nennen."

„Warum?" fragte der Präsident.

„Das kann ich nicht sagen."

„Ihr Einverständniß mit Schuhmacher und seiner Tochter beweist, daß der Zweck Ihres Complots war, sie zu befreien."

Schuhmacher, der bis dahin kein anderes Zeichen von Aufmerksamkeit von sich gegeben hatte, als ein verächtliches Achselzucken, erhob sich: „Mich befreien! Der Zweck dieses höllischen Complots war, mich in Verdacht zu bringen und ins Verderben zu stürzen, wie er es noch ist. Glaubt Ihr denn, daß Ordener Guldenlew seinen Antheil an dem Verbrechen gestanden hätte, wenn er nicht unter den Aufrührern gefangen genommen worden wäre? Oh! Ich weiß wohl, daß er seines Vaters Haß gegen mich geerbt hat. Und was das Einverständniß betrifft, das man bei ihm mit mir und meiner Tochter voraussetzte, so mag er wissen, dieser schändliche Guldenlew, daß auch meine Tochter meinen Haß gegen ihn, gegen das ganze Geschlecht der Guldenlew und Ahlfeldt geerbt hat."

„Der Gerichtshof wird sein Urtheil fällen," sagte der Präsident.

Ordener erhob das Haupt und sprach: „Verehrte Richter, vergessen Sie nicht, daß Ordener Guldenlew allein schuldig, Schuhmacher unschuldig ist. Die andern Unglücklichen sind

durch meinen Agenten Hacket irregeführt worden. Ich habe alles Uebrige gethan."

Kennybol unterbrach ihn: „Der gnädige Herr sagt die Wahrheit, denn er hat Han den Isländer in der Grotte von Walderhog aufgesucht und uns zugeführt. Ja, wir sind durch diesen verfluchten Hacket verleitet worden, und wir verdienen den Tod nicht."

„Herr geheimer Sekretär," sagte der Präsident, „die Verhandlungen sind geschlossen. Wie lautet Ihr Antrag?"

Der Sekretär erhob sich: „Herr Präsident, verehrteste Herren Richter! Die Anklage bleibt in voller Kraft. Ordener Guldenlew, der eine Schande seines glorwürdigen Namens ist, hat seine Strafbarkeit bewiesen, ohne dadurch Schuhmachers und der übrigen Angeklagten Unschuld darzuthun. Ich trage daher darauf an, sämmtliche sechs Angeklagte des Hochverraths und Majestätsverbrechens ersten Grads schuldig zu erkennen."

Der Bischof erhob sich: „Gelehrte Herren Richter! Dem Vertheidiger der Angeklagten gebührt das letzte Wort. Ich wundere mich über den strengen Antrag des geheimen Sekretärs. Das Verbrechen meines Clienten Schuhmacher ist durch nichts erwiesen. Man kann keine unmittelbare Theilnahme an dem Aufstand gegen ihn aufstellen, und da mein anderer Client, Ordener Guldenlew, erklärt, daß er Schuhmachers Namen mißbraucht habe und der einzige Urheber dieser verdammlichen Empörung sei, so schwindet aller Verdacht gegen Schuhmacher, der deßhalb gänzlich freizusprechen ist. Die andern Angeklagten, die bloß verführt worden sind, empfehle ich Ihrer christlichen Milde, und selbst den jungen Ordener Guldenlew, der wenigstens das in den Augen des Himmels große Verdienst hat, sein Verbrechen bekannt zu haben. Legen Sie seine Jugend und Unerfahrenheit in die Wagschale Ihres Urtheils und entziehen Sie ihm nicht ein Leben, das ihm der Himmel vor noch nicht langer Zeit geschenkt hat."

Der ehrwürdige Bischof setzte sich, und die Richter entfernten sich in ihr Berathungszimmer. Die Berathung dauerte lange, der Morgen brach bereits an, als sie in den Sitzungssaal zurückkehrten.

Der Oberrichter der Provinz erhob sich und entfaltete ein Papier: „Seine Gnaden, unser erlauchter Präsident, ermüdet von der Länge der Sitzung, hat uns, Oberrichter der Provinz Drontheimhus, gewöhnlichen Präsidenten dieses ehrwürdigen Gerichtshofs, ermächtigt, das im Namen des Königs gefällte Urtheil statt seiner abzulesen. Wir werden nun diese ebenso ehrenvolle als traurige Pflicht erfüllen, und ermahnen die Zuhörer, den Spruch der unfehlbaren Rechtspflege des Königs in ehrerbietiger Stille anzuhören."

Die Stimme des Oberrichters nahm jetzt einen ernsten und feierlichen Ton an, der die Herzen der Zuhörer erbeben machte:

„Im Namen unseres allergnädigsten Königs und Herrn,
„Christiern, Königs von Dänemark und Norwegen!

„Wir, die Richter des Obertribunals der Provinz Drontheimhus, nachdem wir die Gesetze und unser Gewissen befragt, erlassen, betreffend Johann Schuhmacher, Staatsgefangenen, Wilfried Kennybol, Bewohner der Berge von Kole, Jonas, königlichen Bergmann, Norbith, königlichen Bergmann, Han von Klipstadur in Island, und Ordener Guldenlew, Baron von Thorwick, Ritter des Danebrogordens, sämmtlich des Hochverraths und Majestätsverbrechens ersten Grads, Han von Island überdies der Verbrechen des Mords, der Brandstiftung und des Straßenraubs, angeklagt, folgendes Urtheil:

„1) Johann Schuhmacher ist nicht schuldig.

„2) Wilfried Kennybol, Jonas und Norbith sind schuldig, aber der Gerichtshof findet einen Milderungsgrund darin, daß sie verführt worden sind.

„3) Han der Isländer ist aller ihm zur Last gelegten „Verbrechen schuldig.

„4) Ordener Guldenlew ist des Hochverraths und Ma„jestätsverbrechens ersten Grads schuldig."

Der Richter hielt einen Augenblick inne, als ob er Athem schöpfen wollte.

„Johann Schuhmacher," fuhr er fort, „der Gerichtshof „absolvirt Euch und schickt Euch in Euer Gefängniß zurück.

„Kennybol, Jonas und Norbith, der Gerichtshof ver„wandelt die Todesstrafe, welche Euch gebührt hätte, in „ewige Gefangenschaft und eine Strafe von tausend Thalern „für jeden von Euch.

„Han von Klipstadur, Mörder und Brandstifter, Ihr „werdet diesen Abend auf den Waffenplatz von Munckholm „geführt und am Halse gehängt werden, bis der Tod erfolgt.

„Ordener Guldenlew, Hochverräther, Ihr werdet vor „diesem Gerichtshofe Eurer Ehren und Würden entsetzt, „sofort diesen Abend, mit einer Fackel in der Hand, an „den nämlichen Ort geführt werden, allwo man Euch das „Haupt abschlagen und Euern Körper verbrennen wird, „damit Eure Asche in alle Winde zerstreut und Euer Haupt „auf den Pfahl gesteckt werde.

„Jetzt entfernt euch Alle. So lautet der Spruch, den „die Rechtspflege des Königs erlassen hat."

Kaum hatte der Oberrichter dieses furchtbare Urtheil verkündet, so ertönte im Saale ein Schrei. Dieser Schrei erfüllte die Umstehenden mit noch mehr Schauder, als das Bluturtheil selbst. Ordener erbleichte.

XLI.

Ordener Guldenlew saß in einem feuchten Kerker, in welchen das Licht des Tages nur spärlich durch vergitterte Oeffnungen fiel. Seine Hände und Füße waren gefesselt, ihm zur Seite stand ein Wasserkrug und lag ein schwarzes Brod. Die schwere eiserne Pforte drehte sich kreischend in ihren verrosteten Angeln, Ethel Schuhmacher trat herein.

Halb ohnmächtig fiel die Jungfrau in seine Arme, ein Thränenstrom floß aus ihren Augen über seine gefesselten Arme hinab. Lange hielten sie sich sprachlos umarmt. Endlich erhob die Jungfrau das Haupt von seiner Brust.

„Ordener," sagte sie, „ich komme, Dich zu retten."

Ordener schüttelte lächelnd den Kopf; „Mich retten, Ethel! Flucht ist unmöglich."

„Das weiß ich wohl. Dieses Schloß wimmelt von Soldaten, jeder Ausgang ist bewacht. Aber ich bringe Dir ein anderes Mittel der Rettung."

„Vergebliche Hoffnung! Täusche Dich nicht selbst durch Trugbilder. In wenigen Stunden wird das Beil des Henkers..."

„Halt ein, Ordener! Nein, Du sollst nicht sterben. Der Tod in seiner ganzen schrecklichen Gestalt steht vor meinen Augen, ich will freudig das Opfer bringen."

„Welches Opfer?"

„Ordener, Du sollst nicht sterben. Um das Leben zu behalten, darfst Du nur versprechen, Ulrike Ahlfeldt zu heirathen."

„Ulrike Ahlfeldt! Dieser Name in meiner Ethel Mund!"

„Unterbrich mich nicht. Die Gräfin Ahlfeldt schickt mich hieher. Man verspricht Dir, Deine Begnadigung vom König zu erlangen, wenn Du der Tochter des Großkanzlers Deine Hand reichen willst. Mich hat man zur Botin gewählt, weil man glaubt, daß meine Stimme etwas über Dich vermöge."

„Ethel, wenn Du aus diesem Kerker gehst, so sage ihnen, daß sie den Henker schicken.“

Die Jungfrau sank auf die Kniee vor ihm, hob ihre Hände flehend zu ihm auf und sagte mit brechender Stimme: „Ordener, willst Du mich tödten?“

Eine Thräne trat in des Jünglings Auge: „Ethel, hast Du aufgehört mich zu lieben?“

„Ich Dich nicht mehr lieben?“ rief die Jungfrau aus.

„Du liebst mich nicht mehr, denn Du verachtest mich.“

„O mein Gott! Den sollte ich verachten, den ich anbete!“

„Wie konntest Du mich dann auffordern, mein Leben durch das Opfer meiner Liebe zu erkaufen?“

„Ordener, von den Fenstern meines Kerkers sieht man auf dem Waffenplatze Dein Schaffot erbauen. Die Gräfin Ahlfeldt kam zu mir, sie fragte mich, ob ich Dich retten wolle, sie bot mir dieses Rettungsmittel an. Ich schwankte keinen Augenblick, ich kenne kein anderes Glück mehr, als Dich dem Leben zu erhalten.“

„Auch ich schwanke keinen Augenblick, geliebte Ethel! Ich will sterben, und wenn Du wüßtest, warum ich sterbe, so wärest Du nicht gekommen, mir mit Ulrikens Hand das Leben anzubieten.“

„Wie? Welches Geheimniß! . . .“

„Laß mir mein Geheimniß. Ich will sterben, und Du sollst nicht wissen, ob ich für meinen Tod Deinen Dank oder Deinen Haß verdient habe.“

„Du willst sterben! Ist es denn kein Traum? Und eben schlägt man das Blutgerüste auf, und keine menschliche Macht vermag Dich zu befreien! Nein, Du sollst nicht sterben; Du bist zu einem langen glücklichen Leben bestimmt. Gewiß ist diese Ulrike Ahlfeldt ein edles Geschöpf, die Dir das Leben versüßen wird.“

„Nichts mehr davon, meine Ethel! In diesen letzten Augen-

blicken soll nur Dein und mein Name aus unserem Munde gehen."

Ein Greis in priesterlicher Kleidung trat aus dem Schatten des dunklen Eingangs.

„Was wollen Sie?" fragte ihn Ordener.

„Gnädiger Herr, ich bin mit der Abgesandten der Gräfin Ahlfeldt gekommen. Sie haben mich nicht bemerkt, und ich wartete in der Stille, bis Ihre Augen auf mich fallen würden. Ich bin der Geistliche, welcher . . ."

„Ich verstehe, und bin bereit."

„Auch Gott ist bereit, Sie aufzunehmen, mein Sohn."

„Herr Prediger, Ihr Gesicht ist mir bekannt. Ich habe Sie schon irgendwo gesehen."

„Im Thurme von Vygla. Sie versprachen mir die Begnadigung von zwölf Verurtheilten, und ich setzte kein Vertrauen in Ihr Versprechen, denn ich wußte nicht, daß Sie der Sohn des Vicekönigs sind, und Sie, gnädiger Herr, der damals auf seinen Rang und seine Macht vertraute . . ."

„Ich kann jetzt heute nicht einmal meine eigene Begnadigung erlangen. Ich baute auf meine Macht, aber das Schicksal ist mächtiger, als wir arme Sterbliche."

Der Geistliche beugte das Haupt: „Gott ist allmächtig, Gott ist allgütig."

„Herr Prediger," sagte Ordener nach einer Pause, „ich will mein Versprechen halten. Wenn ich vollendet haben werde, so gehen Sie nach Bergen zu meinem Vater, und sagen Sie ihm, die letzte Bitte seines Sohnes an ihn sei die Begnadigung der zwölf Verurtheilten. Er wird sie Ihnen gewähren."

„Mein Sohn," erwiederte der Geistliche mit gerührter Stimme. „Sie müssen ein edles Herz haben, daß Sie in der Stunde, wo Sie Ihre eigene Begnadigung verschmähen, um Gnade für Andere bitten. Sagen Sie mir nun: Unde scelus?

Wie kommt es, daß ein Mann, der so edle Gefühle hegt, sich mit dem Verbrechen des Hochverraths besudeln konnte?"

„Mein Vater, das habe ich selbst diesem Engel verhehlt, und kann es Ihnen auch nicht sagen. Das dürfen Sie aber glauben, daß die Ursache meiner Verurtheilung nicht in einem Verbrechen liegt."

„Erklären Sie sich näher, mein Sohn."

„Drängen Sie mich nicht, ich will mein Geheimniß mit in das Grab nehmen."

„Dieser Mensch kann nicht schuldig sein," murmelte der Prediger zwischen den Zähnen. Hierauf zog er ein Crucifix aus dem Busen, stellte es auf die Mauer, zündete eine kleine eiserne Lampe an, die er mitgebracht hatte, und legte eine Bibel daneben.

„Jetzt, mein Sohn, erheben Sie Ihren Geist im Gebet. In einigen Stunden werde ich wiederkehren. Wir müssen jetzt," fügte er zu Ethel gewendet hinzu, „den Gefangenen verlassen."

Ethel erhob sich mit Ruhe. Ein Strahl himmlischen Friedens leuchtete aus ihren Augen.

„Verweilen Sie noch einen Augenblick, Herr Prediger," sagte sie. „Sie müssen zuvor Ethel Schuhmacher mit Ordener Guldenlew ehelich verbinden."

Sie warf einen Blick auf Ordener: „Wenn Du noch glücklich, frei und mächtig wärest, so würde ich mein Schicksal von dem Deinigen trennen. Jetzt, da Du ein armer Gefangener bist wie ich, so will ich mich mit Dir im Tode vereinen."

Ordener umschlang entzückt ihre Kniee.

„Sie, ehrwürdiger Greis, werden Vaterstelle an uns vertreten, dieser Kerker ist der Tempel, dieser Stein der Altar. Hier ist mein Brautring, wir liegen auf den Knieen vor Gott und seinem Diener. Weihen Sie den Bund unserer Ehe ein."

Der Prediger betrachtete sie mit mitleidigem Wohlwollen: „Wie, meine Kinder! Was machen Sie da?“

„Mein Vater,“ erwiederte die Jungfrau, „die Zeit enteilt. Gott und der Tod erwarten uns.“

Der Priester hob seine Augen zum Himmel: „Möge mir Gott verzeihen, wenn meine Schwäche strafbar ist! Ihr liebt Euch, Euch ist nur noch eine Spanne Zeit auf Erden übrig, ich will Eurer Liebe den Segen der Kirche ertheilen.“

Die Ceremonie war vorüber, sie erhoben sich als Gatten.

„Was das Leben nicht konnte,“ sagte die Jungfrau feierlich, „hat der Tod vollbracht: wir sind durch das Band der heiligen Ehe vereint. Höre mich jetzt, mein Gatte! Ich werde an das Fenster treten, wenn man Dich auf das Blutgerüste führt, und ehe der tödtliche Streich fällt, wird meine Seele ihre irdische Hülle verlassen haben. An den Pforten des Himmels sehe ich Dich wieder.“

Der Jüngling drückte sie schweigend an seine Brust.

„Meine Kinder,“ sagte der Priester gerührt, „sagt Euch Lebewohl!“

Ethel sank auf die Kniee nieder: „Segne mich, mein Geliebter, ehe ich scheide!“

Ordener legte segnend seine Hand auf ihr Haupt; dann wandte er sich an den Priester, um ihn zum Abschied zu grüßen. Der ehrwürdige Greis kniete vor ihm.

„Was verlangen Sie von mir, mein Vater?“ fragte er staunend.

„Deinen Segen, mein Sohn!“ erwiederte der Priester mit christlicher Demuth.

„So segne Dich der Himmel, mein Vater, und vergelte Dir in der Ewigkeit, was Du hienieden für die Menschen, Deine Brüder, gethan hast!“ sagte Ordener feierlich.

XLII.

„Baron Voethaün, Oberst der Arquebusiere von Munckholm, nennen Sie dem Gerichtshofe den Soldaten, der in den Schluchten des schwarzen Pfeilers Han den Isländer zum Gefangenen gemacht hat, damit er die versprochenen tausend Thaler in Empfang nehme."

So sprach der Präsident des Tribunals zu dem Oberst der Arquebusiere. Das Tribunal, das ohne Appellation verurtheilte, blieb nach altem Gebrauche versammelt, bis sein Spruch vollzogen war. Vor ihm stand der falsche Han von Island mit dem Strick um den Hals.

Der Oberst, der an dem Tische des Geheimschreibers saß, erhob sich.

„Verehrteste Herren Richter," sprach er, „der Soldat, der Han den Isländer gefangen hat, ist hier; er heißt Torie Belfast, zweiter Arquebusier meines Regiments."

„So trete er vor," sagte der Präsident, „die zugesagte Belohnung zu empfangen."

Ein junger Soldat trat vor.

„Seid Ihr Torie Belfast?"

„Ja, Ihr Gnaden!"

„Habt Ihr Han von Island gefangen genommen?"

„Ja, mit Beelzebubs Hülfe, Euer Gnaden erlauben!"

Man legte einen schweren Geldsack auf den Tisch nieder.

„Erkennt Ihr in diesem Manne da Han den Isländer?"

„Das Gesicht der schönen Cattie kannte ich besser, als das Han's von Island, aber wenn Han der Isländer irgendwo ist, so steckt er gewiß in diesem Riesen da."

„Tretet näher, Torie Belfast, hier sind die versprochenen tausend Thaler."

Der Soldat trat näher. Da erhob sich unter den Zuschauern eine Stimme: „Arquebusier von Mundholm, Du hast Han den Isländer nicht gefangen!“

„Bei allen Teufeln!“ rief der Soldat und wandte sich um, „ich habe nichts im Vermögen, als meine Tabakspfeife, aber dem, der dies sagt, will ich zehntausend Thaler geben, wenn er beweist, was er gesagt hat.“

Der Soldat kreuzte die Arme über die Brust und warf einen zuversichtlichen Blick auf die Zuschauer umher: „Nun, trete hervor, wer gesprochen hat!“

„Ich!“ sagte ein kleiner Mann und trat aus der Menge.

Der Mann war in Seehundsfelle gehüllt, ein schwarzer Bart und schwarze Haare bedeckten sein Gesicht; was man davon sehen konnte, war scheußlich anzublicken. Seine Kleidung war über ihn ausgebreitet, wie das Dach einer konischen Hütte, und man sah nichts von seinen Armen und Händen.

„Ah! Du bist es!“ sagte der Soldat mit lautem Lachen. „Und wer sonst hat denn diesen teufelhaften Riesen gefangen?“

Der kleine Mann lächelte spöttisch und sagte: „Ich!“

„Wirklich! Du!“ erwiederte der Soldat ironisch. „Wenn Du nicht in diesen grönländischen Seehundsfellen stecktest, würde ich Dich für jenen andern Zwerg halten, der vor etwa vierzehn Tagen im Spladgest Streit mit mir anfing ... Es war an dem Tage, wo man den Leichnam des Bergmanns Gill Stadt ...“

„Gill Stadt!“ unterbrach ihn der kleine Mann heulend.

„Ja, Gill Stadt, der abgewiesene Liebhaber eines Mädchens, welches die Geliebte eines meiner Kameraden war, und für die er gestorben ist, wie ein Thor.“

Der kleine Mann fragte mit dumpfer Stimme: „War nicht auch im Spladgest der Leichnam eines Offiziers Deines Regiments?“

„Richtig, ich werde mein Lebenlang an diesen Tag denken, ich hatte im Spladgest die Stunde des Zapfenstreichs vergessen, und wäre deßhalb beinahe degradirt worden. Dieser Offizier war der Hauptmann Dispolsen . . .“

Bei diesem Namen erhob sich der geheime Sekretär: „Diese beiden Individuen mißbrauchen die Geduld des Gerichtshofs. Wir bitten den Herrn Präsidenten, diesem nutzlosen Gespräch ein Ende zu machen.“

„Bei den Schelmenaugen meiner Cattie, das ist mir ganz recht, wenn mir nur die Herren Richter die tausend Thaler zuerkennen, denn ich habe Han den Isländer gefangen genommen.“

„Du lügst!“ schrie der kleine Mann.

Der Soldat griff mit der rechten Hand an die linke Seite.

„Es ist ein Glück für Dich, daß wir vor Gericht stehen, wo ein Soldat unbewaffnet erscheinen muß, wie ein altes Weib,“ sagte der Soldat.

„Mir,“ erwiederte frostig der kleine Mann, „gehört der Preis, denn ohne mich würde man Han des Isländers Kopf nicht haben.“

Der Soldat wurde wüthend und schwur, daß er Han den Isländer gefangen genommen habe, als er auf dem Schlachtfelde lag und die Augen wieder zu öffnen begann.

„Es ist möglich,“ antwortete sein Gegner, „daß Du ihn gefangen hast, aber ich habe ihn niedergeschlagen. Ohne mich hättest Du ihn nicht gefangen nehmen können. Also gehören mir die tausend Thaler.“

„Das ist erlogen, nicht Du hast ihn niedergeschlagen, sondern ein in Thierhäute gehüllter Dämon.“

„Ich war es!“

„Nein! Nein!“

Der Präsident legte Beiden Stille auf; dann fragte er den Oberst Voethaün, ob Torie Belfast es gewesen, der ihm

Han den Isländer gefangen zugeführt, und auf dessen bejahende Antwort erklärte er, daß die Belohnung dem Soldaten gehöre.

Der kleine Mann knirschte mit den Zähnen, und der Soldat streckte gierig die Hände aus, den Geldsack in Empfang zu nehmen.

„Einen Augenblick Geduld!“ rief der kleine Mann aus. „Herr Präsident, nach dem Edikt des Oberrichters gehört dieses Geld bloß demjenigen, der Han den Isländer überliefern wird?“

„Nun denn,“ sagten einige Richter.

Der kleine Mann wendete sich gegen den Riesen: „Dieser Mensch da ist nicht Han der Isländer.“

Ein Murmeln des Staunens durchlief den Saal. Der Präsident und der geheime Sekretär ereiferten sich auf ihren Sitzen.

„Nein,“ wiederholte mit starker Stimme der kleine Mann, „das Geld gehört nicht dem verdammten Arquebusier von Munckholm, denn dieser Mensch da ist nicht Han der Isländer.“

„Hellebardiere,“ sagte der Präsident, „man führe diesen Rasenden ab, er ist wahnsinnig.“

Der Bischof erhob seine Stimme: „Der Herr Präsident erlaube mir die Bemerkung, daß man, wenn dieser Mensch nicht angehört wird, die Rettungsplanke unter den Füßen des hier gegenwärtigen Verurtheilten zertrümmern kann. Ich verlange daher, daß die Confrontation fortgesetzt werde.“

„Hochwürdiger Herr Bischof,“ erwiederte der Präsident, „der Gerichtshof willfahrt Ihnen.“

Hierauf wandte er sich zu dem Riesen: „Ihr habt erklärt, Han der Isländer zu sein. Bestätigt Ihr diese Aussage im Angesicht des Todes?“

Der Verurtheilte erwiederte: „Ich bestätige sie, ich bin Han der Isländer.“

„Sie hören jetzt selbst, Herr Bischof!“

Der kleine Mann rief zu gleicher Zeit: „Du lügst, Berg-

bewohner von Kole! Du lügst! Beharre nicht länger darauf, einen Namen zu führen, dessen Gewicht Dich zu Boden drückt! Denke daran, daß er Dir schon Einmal Unheil gebracht hat!"

„Ich bin Han von Klipstadur in Island," wiederholte der Riese, während er den geheimen Sekretär starr anblickte.

Der kleine Mann trat näher zu dem Soldaten von Munckholm, der, wie alle Zuschauer, diesen Auftritt neugierig beobachtete.

„Bergbewohner von Kole, Han der Isländer trinkt Menschenblut. Wenn Du Han bist, so trink! Hier ist Menschenblut!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so ließ er seinen Seehundsmantel fallen, und durchbohrte mit einem Dolche die Brust des Soldaten, der entseelt zu den Füßen des Riesen niederfiel.

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich, die Soldaten, welche den Riesen bewachten, wichen scheu zurück. Der kleine Mann, schnell wie der Blitz, stürzte auf den Bergbewohner los und mit einem zweiten Dolchstiche streckte er ihn auf den Leichnam des Soldaten nieder. Jetzt warf er sein falsches Haar und seinen falschen Bart ab und stand da in der ganzen Kraft seiner nervigen Glieder, scheußlich in Thierfelle gehüllt und mit einem Gesichte, das unter den Umstehenden noch mehr Entsetzen erregte, als selbst der von Menschenblut gefärbte Dolch, den er in seiner Hand hielt.

„He, Ihr Richter," rief er aus, „wo ist Han der Isländer?"

„Wachen," rief der Präsident mit Entsetzen, „greift dieses Ungeheuer!"

Er warf seinen Dolch auf den Boden: „Er ist mir unnütz, es sind keine Soldaten von Munckholm mehr da!"

Nachdem er dies gesprochen hatte, ließ er sich von den Häschern und Hellebardieren, die sich angeschickt hatten, ihn wie eine Festung zu belagern, ohne Widerstand greifen. Man

kettete ihn auf die Bank der Angeklagten, und eine Sänfte trug seine beiden Schlachtopfer, von denen das eine, der Bergbewohner, noch athmete, weg.

Der Bischof erhob sich: „Verehrteste Herren Richter . . .“

„Bischof von Drontheim,“ unterbrach ihn das Ungeheuer, „ich bin Han der Isländer, gib Dir nicht die Mühe, mich zu vertheidigen.“

Der geheime Sekretär stand auf: „Erlauchter Präsident...“

„Geheimer Sekretär,“ fiel ihm das Unthier ins Wort, „ich bin Han der Isländer, gib Dir nicht die Mühe, mich anzuklagen.“

Jetzt, mit seinen Füßen im Blute der Ermordeten, ließ er seinen wilden Blick über die Richter, die Wächter und die Zuschauer hinschweifen, und diese ganze Menschenmasse schien vor einem einzelnen waffenlosen, angeketteten Manne zu zittern und sich zu entsetzen.

„Ihr Richter,“ fuhr er fort, „erwartet kein langes Geschwätz von mir. Ich bin der Dämon von Klipstadur. Meine Mutter ist das alte Island, die Insel der Vulkane. Sie bildete ehemals nur einen einzigen Berg, aber ein Riese, der sich auf sie stützte, als er vom Himmel fiel, hat sie zusammengedrückt. Ich bin der Abkömmling Ingulphs des Vertilgers und sein Geist ruht auf mir. Ich habe mehr Mordthaten begangen und mehr Gebäude angezündet, als Ihr in Eurem Leben ungerechte Urtheile gesprochen habt. Ich habe gemeinschaftliche Geheimnisse mit dem Kanzler Ahlfeldt. Ich würde alles Blut, das in Euren Adern fließt, mit Vergnügen trinken. Meine Natur ist, die Menschen hassen, mein Beruf, ihnen zu schaden. Oberst der Arquebusiere von Munckholm, ich war es, der Dir von dem Marsch der Bergleute durch die Schluchten des schwarzen Pfeilers Nachricht gab, weil ich wußte, daß Du in diesen Schluchten viele Menschen tödten würdest, ich war es, der ein

Bataillon Deines Regiments mit meinen Felsstücken zerschmetterte; ich rächte meinen Sohn. Jetzt, Ihr Richter, ist mein Sohn todt, und ich komme, hier den Tod zu suchen. Ingulphs Seele wird mir zur Last, weil ich sie allein trage und keinem Erben übergeben kann. Ich bin des Lebens müde, weil es nicht mehr Lehre und Beispiel für einen Nachfolger sein kann. Ich habe Menschenblut genug getrunken, ich habe keinen Durst mehr. Hier bin ich, jetzt könnt Ihr mein Blut trinken."

Er schwieg, und leise liefen seine furchtbaren Worte von Mund zu Mund.

Der Bischof sprach zu ihm: „Mein Sohn, in welcher Absicht habt Ihr denn so viele Verbrechen begangen?"

Das Unthier lachte: „Ich schwöre Dir, hochwürdiger Bischof, daß es nicht in der Absicht geschah, wie Dein Kollege, der Bischof von Borglum that, mich zu bereichern. * Es lag etwas in meinem Innern, das mich dazu trieb."

„Gottes Geist ruht nicht auf allen seinen Dienern," erwiederte demüthig der Bischof. „Ihr wolltet mich schmähen, ich möchte Euch vertheidigen können."

„Du verlierst Deine Zeit, Bischof! Frage Deinen andern Kollegen, den Bischof von Scalholt in Island. Bei Ingulph, das ist seltsam, daß zwei Bischöfe sich meines Lebens angenommen haben, der eine an meiner Wiege, der andere an meinem Grabe. Bischof, Du bist ein alter Narr."

„Glaubst Du an Gott, mein Sohn?"

„Warum nicht? Es soll ein Gott sein, damit ich ihn lästern kann."

„Halt ein, Unglücklicher! Du stirbst und demüthigst Dich nicht zu Christi Füßen!"

* Nach alten Chroniken machte sich im Jahre 1525 ein Bischof von Borglum durch verschiedene Räubereien berüchtigt. Er war im Bunde mit Seeräubern, welche die Küsten von Norwegen plünderten.

Das Ungeheuer zuckte die Achseln: „Wenn ich es thäte, so würde es auf die Weise des Kriegsmanns Roll geschehen, der des Königs Füße küßte, um ihn zu Boden zu werfen."

Der Bischof setzte sich tief betrübt nieder.

„Nun, ihr Richter," rief der Räuber, „auf was wartet Ihr noch? Wäre ich an Eurer Stelle gewesen und Ihr an der meinigen, ich hätte Euch nicht so lange auf Euer Todesurtheil warten lassen."

Die Richter entfernten sich. Nach einer kurzen Berathung kehrten sie zurück, und der Präsident las mit lauter Stimme ein Urtheil, das in den üblichen Formeln Han den Isländer verurtheilte, am Halse gehängt zu werden, bis der Tod erfolge.

„So ist es recht," sagte das Ungeheuer. „Kanzler von Ahlfeldt, ich weiß genug von Dir, um ein gleiches Urtheil für Dich zu erlangen; aber lebe, weil Du den Menschen Böses thust. Macht fort, ich bin jetzt sicher, nicht in den Nysthiem * zu kommen.

Der geheime Sekretär befahl der Wache, ihn in den Kerker des Löwen von Schleswig zu führen, während man ihm in der Kaserne der Arquebusiere von Munckholm ein Gefängniß bereite.

„In der Kaserne der Arquebusiere von Munckholm," wiederholte das Unthier mit freudigem Grinsen.

XLIII.

Vor Sonnenaufgang, in der Stunde, wo Ordeners Urtheil zu Munckholm gesprochen ward, war der neue Aufseher des Spladgest zu Drontheim, der ehemalige Gehülfe und jetzige

* Nach dem Volksglauben war der Nysthiem die Hölle derjenigen, die an Krankheit oder Altersschwäche sterben.

Nachfolger des Benignus Spiagudry, der Lappe Oglypiglap, durch heftiges Pochen an der Thüre aus dem Schlafe geweckt worden. Fischer aus dem See von Sparbo brachten einen Leichnam.

Nachdem Oglypiglap allein war, entkleidete er den todten Körper, der sich durch seine Länge und Magerkeit auszeichnete. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, nachdem er das Tuch, das den Leichnam bedeckte, weggezogen hatte, war eine ungeheure Perrücke.

„Diese Perrücke kenne ich,“ sagte er, „sie hat dem jungen französischen Stutzer gehört ... Hier,“ fuhr er fort, „sind die Reiterstiefel des armen Postillons Kramner, den seine Pferde geschleift haben ... Was Teufels bedeutet das?“

„Der schwarze Rock des Professors Syngramtax, der sich kürzlich ersäuft hat ... Wer ist denn dieser neue Ankömmling, der die Kleider aller meiner alten Bekannten auf dem Leibe hat?“

Er besichtigte den Todten genauer, aber seine Gesichtszüge waren nicht mehr zu erkennen. Er durchsuchte die Taschen und fand darin einige alte Pergamentblättchen, die vom Wasser durchnäßt waren; er wischte sie ab und konnte darauf noch einzelne Worte ohne Zusammenhang lesen: „Rudbeck; Sachs der Grammatiker; Arngrimm, Bischof von Holum ... Es gibt in Norwegen nur zwei Grafschaften, Löwig und Jarlsberg, und eine Baronie ... Man findet bloß zu Kongsberg Silberminen; Magnet und Asbest bloß zu Sundmoer; Amethyst bloß zu Guldbransthal ... In Nukahiva aßen zur Zeit der Hungersnoth die Männer ihre Weiber und Kinder ... Thormodus Thorföus, Bischof von Scalholt, erster Historiker Islands ... Hirundo, hirudo ... Je mehr der Boden ... um so weniger führt er Gyps ...

„Kaum traue ich meinen Augen,“ rief Oglypiglap aus,

„das ist ja die Handschrift meines alten Meisters Benignus Spiagudry!"

Jetzt besichtigte er den Leichnam von Neuem, erkannte die langen Hände, das kahle Haupt und den ganzen Körperbau seines alten Herrn.

„Nicht mit Unrecht," dachte er, „hat man ihn wegen Schwarzkunst und Entweihung des Heiligen verfolgt. Der Teufel hat ihn durch die Lüfte geführt und in den See Sparbo fallen lassen."

Er hob den Körper auf, um ihn auf eines der steinernen Betten zu legen, als er etwas Schweres bemerkte; das mit einem Leder um den Hals des unglücklichen Spiagudry befestigt war.

„Das ist ohne Zweifel der Stein," murmelte er, „den ihm der Teufel umhing, als er ihn in den See stürzte."

Er hatte sich geirrt, es war eine kleine eiserne Büchse, auf welcher er bei näherer Besichtigung ein mit einem Wappen versehenes breites Schloß wahrnahm.

„Ohne Zweifel sind irgend Teufelskünste in dieser Büchse verborgen," sagte er, „denn dieser Mensch war ein Schwarzkünstler. Ich will diese Büchse zum Bischof tragen, es steckt vielleicht irgend ein gebannter Teufel oder Geist darin."

Nachdem er den Leichnam auf das steinerne Bett gelegt hatte, rannte er in aller Eile mit der furchtbaren Büchse, gegen deren teuflischen Inhalt er sich unterwegs durch einige Gebete verwahrte, in den bischöflichen Palast.

XLIV.

Han der Isländer saß in Ketten, von Wachen umgeben, im Kerker des Löwen von Schleswig. Schuhmacher ging mit

finsterer Miene langsam im Zimmer auf und ab. Die beiden Gefangenen beobachteten sich lange stillschweigend; man hätte glauben können, daß sie instinktartig sich gegenseitig als Menschenfeinde erkannten.

„Wer bist Du?" fragte endlich der Exkanzler den Räuber.

„Wenn Du meinen Namen hörst, wirst Du davon fliehen. Ich bin Han der Isländer."

Schuhmacher trat auf ihn zu: „Hier ist meine Hand!"

„Soll ich sie fressen?"

„Han von Island, ich liebe Dich, weil Du die Menschen hassest."

„Darum hasse ich auch Dich."

„Höre, ich hasse die Menschen, wie Du, weil ich ihnen Gutes gethan habe, und sie mir dafür Böses thaten."

„Du hassest sie nicht wie ich; ich hasse sie, weil sie mir Gutes thaten, und ich ihnen mit Bösem vergalt."

Schuhmacher schauderte zurück vor dem Blicke des Unthiers. Wohl mochte er seiner Natur Gewalt anthun, aber mit dieser Seele konnte die seinige sich nicht befreunden.

„Ja," rief er aus, „ich verwünsche die Menschen, weil sie heuchlerisch, undankbar, grausam sind. Menschen sind an allem Unglück meines Lebens Schuld."

„Desto besser! Ich danke ihnen alles Glück meines Lebens."

„Welches Glück?"

„Das Glück, noch zuckendes Fleisch zwischen meinen Zähnen zu fühlen und das noch rauchende Blut in meine Kehle zu schütten; die Wollust, lebende Wesen an Felsen zu zerschmettern, zu hören, wie das Geschrei der Schlachtopfer sich mit dem Krachen ihrer brechenden Glieder mischt. Solche Vergnügungen haben mir die Menschen verschafft."

Schuhmacher wich mit Entsetzen vor dem Ungeheuer zurück, dem er sich fast mit dem Stolz, ihm zu gleichen, genähert

hatte. Von Scham durchdrungen, bedeckte er sein ehrwürdiges Gesicht mit beiden Händen, denn seine Augen waren voll Thränen des Unwillens, nicht gegen das menschliche Geschlecht, sondern gegen sich selbst. Sein edelmüthiges Herz begann zurückzuschaudern vor dem Hasse, den er so lange gegen die Menschen genährt hatte, als er diesen Haß, wie in einem Spiegel, aus dem Herzen dieses Ungeheuers wiederstrahlen sah.

„Nun," sagte das Unthier lachend, „Du Feind der Menschen, wagst Du Dich zu rühmen, daß Du mir gleichest?"

Der Greis schauderte zurück: „O Gott! Ehe ich die Menschen hassen sollte wie Du, wollte ich sie eher lieben."

Eine Wache holte das Ungeheuer ab, um es in einen festern Kerker zu bringen. Schuhmacher blieb sinnend allein im Zimmer zurück, aber er war kein Feind der Menschen mehr.

XLV.

Nur noch die Hälfte der Sonnenscheibe stand über dem Horizont, die furchtbare Stunde nahte. Alle Posten in der Festung waren verdoppelt, vor jeder Thüre gingen schweigsame Schildwachen trotzig auf und ab. In allen Höfen ertönte der dumpfe Schall der schwarz behängten Trommeln; je und je fiel von den Außenwerken ein Kanonenschuß; die schwere Glocke ertönte in schauerlich langsamen Schlägen, und aus allen Punkten des Hafens eilten Fahrzeuge, mit Neugierigen angefüllt, der Festung zu.

Ein schwarz ausgeschlagenes Schaffot, um das sich die ungeduldige Menge drängte, war auf dem Waffenplatz aufgeschlagen und von einem Viereck von Soldaten umgeben. Auf dem Schaffot ging ein roth gekleideter Mann, der ein Beil in der Hand trug, auf und ab. Neben dem Schaffot war ein Holz-

stoß aufgeschichtet, zwischen beiden war ein Pfahl aufgepflanzt, an welchem eine Tafel hing, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Ordener Guldenlew, Hochverräther.“ Hoch oben von dem Kerker des Löwen von Schleswig flatterte eine große schwarze Fahne.

In diesem Augenblicke wurde Ordener vor den noch immer versammelten Gerichtshof geführt. Der Bischof allein war abwesend, da seine Funktion als Vertheidiger aufgehört hatte.

Ordener war schwarz gekleidet und trug den Danebrogorden um den Hals. Sein Gesicht war bleich, aber stolz und ruhig. Er war allein, denn man hatte ihn zur Hinrichtung abgeholt, ehe noch der Almosenier Athanäsius Munder in seinen Kerker zurückgekommen war. Die Zuschauer waren bewegter, als der Verurtheilte selbst. Sein hoher Rang und sein grausames Schicksal erweckten Mitleid in Aller Herzen.

Kaum hatte sich die durch seine Ankunft erregte Bewegung gelegt, so ließ sich der Präsident das Wappenbuch beider Königreiche und die Statuten des Danebrogordens darreichen. Hierauf forderte er den Verurtheilten auf, niederzuknieen, ermahnte die Zuschauer zu ehrerbietigem Schweigen und begann mit lauter und ernster Stimme zu lesen:

„Wir Christiern, von Gottes Gnaden König von Däne-
„mark und Norwegen, der Vandalen und Gothen, Herzog
„von Schleswig, Holstein, Stornmarn und Dithmarsen,
„Graf von Oldenburg und Delmenhurst, thun hiemit kund
„und zu wissen, nachdem wir auf den Antrag Unseres
„Großkanzlers, Grafen von Greiffenfeld (der Präsident
„sprach diesen Namen so schnell aus, daß man ihn kaum
„hörte), den von unserem Vorfahrer in der Regierung
„St. Waldemar gegründeten königlichen Danebrogorden
„wieder hergestellt,

„In Betracht, daß dieser ehrwürdige Orden zum An-

„denken an die Danebrogfahne, die Unserm gesegneten „Königreich von dem Himmel selbst zugesendet ward, ge= „schaffen worden,

„Und daß es den göttlichen Ursprung dieses Ordens „verläugnen hieße, wenn ein Mitglied desselben die Ehre „und die heiligen Gesetze der Kirche und des Staats un= „gestraft verletzen könnte,

„Als verordnen wir, vor Gott auf den Knieen liegend, „daß ein jeglicher unter den Rittern des Ordens, welcher „mittelst Treulosigkeit und Verraths seine Seele dem Teufel „übergeben hätte, vor Gericht öffentlich gerügt und für „immer des Rangs eines Ritters unseres königlichen Dane= „brogordens entsetzt werde."

Der Präsident schloß das Buch wieder und sprach: „Ordener Guldenlew, Baron von Thorwick, Ritter des Danebrogordens, Ihr habt Euch des Hochverraths schuldig gemacht, für welches Verbrechen Euer Kopf abgeschlagen, Euer Körper verbrannt und Eure Asche in alle Winde zerstreut werden wird. Ordener Guldenlew, Hochverräther, Ihr habt Euch unwürdig erwiesen, unter die Ritter des Danebrogordens zu gehören, darum de= müthigt Euch, denn ich werde öffentlich im Namen des Königs Euch aus ihrer Liste ausstreichen."

Der Präsident streckte die Hand nach dem Ordensbuche aus, um den Urtheilsspruch zu vollziehen, als plötzlich eine Seiten= thüre, rechts vom Tribunal, sich öffnete. Ein geistlicher Diener erschien unter ihr und kündigte den hochwürdigen Bischof von Drontheim an.

Der ehrwürdige Geistliche trat in den Saal, begleitet von einem andern Priester, der ihn unterstützte.

„Halten Sie ein, Herr Präsident!" rief er eifrig. „Halten Sie ein! Gelobt sei Gott! Noch ist es Zeit."

Der Präsident wandte sich mißmuthig dem Bischof zu:

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, hochwürdiger Herr, daß Ihre Anwesenheit hier überflüssig ist. Der Gerichtshof ist im Begriff, den Verurtheilten seiner Ehren und Würden zu entsetzen, ehe er seine Strafe ersteht.“

„Hüten Sie sich,“ erwiederte der Bischof, „an den Ihre Hand zu legen, der rein ist vor dem Herrn. Dieser Verurtheilte ist unschuldig.“

Ein Schrei des Staunens erhob sich unter den Zuschauern und Richtern.

„Ja,“ fuhr der Bischof fort, „zittert, ihr Richter! Ihr wart auf dem Punkt, unschuldiges Blut zu vergießen.“

„Herr Bischof,“ sagte der Präsident, „lassen Sie sich nicht durch einen leeren Schein täuschen. Wenn Ordener Guldenlew unschuldig ist, wer ist dann schuldig?“

„Euer Gnaden wird das erfahren,“ antwortete der Bischof.

Bei diesen Worten zeigte er dem Gerichtshof eine eiserne Büchse vor, die ein Diener hinter ihm trug.

„Verehrte Richter,“ rief er aus, „ihr habt im Finstern gerichtet, in dieser Büchse ist das wunderbare Licht, das Euch erleuchten wird.“

Der Präsident, der geheime Sekretär und Ordener schienen von dem Anblick dieser geheimnißvollen Büchse gleich ergriffen.

Der Bischof fuhr fort: „Hört mich, ihr Richter! Heute, als ich in meine bischöfliche Wohnung zurückkehrte, um von den Beschwerden dieser Nacht auszuruhen und Gott für das ewige Heil der Verurtheilten anzuflehen, hat man mir diese versiegelte eiserne Büchse zugestellt. Der Aufseher des Spladgest hatte sie diesen Morgen gebracht, mit der Versicherung, daß sie ohne Zweifel irgend ein satanisches Geheimniß enthalte, da er sie bei dem Schwarzkünstler Benignus Spiagudry gefunden habe, dessen Leichnam man im Sparbosee aufgefischt hat. Nachdem ich über diese Büchse den Segen gesprochen, öffnete ich das

Siegel, das, wie Sie hier noch sehen können, das alte abgeschaffte Wappen des Grafen von Greiffenfeld an sich trägt. Ich habe in der That ein satanisches Geheimniß darin gefunden. Schenken Sie mir jetzt Ihre ganze Aufmerksamkeit, denn es handelt sich hier um Menschenblut, und der Herr wägt jeden Tropfen desselben auf gerechter Wage."

Mit diesen Worten öffnete er die Büchse und zog ein Pergament daraus hervor, auf dessen Rückseite folgendes Zeugniß geschrieben war:

„Ich Blaxtum Cumbysulsum, Doktor, erkläre in der „Stunde meines Todes, daß ich dem Hauptmann Dispolsen, Prokurator des ehemaligen Grafen von Greiffenfeld, „folgendes Aktenstück zugestellt habe, das ganz von der „Hand Turiaf Musdoemons, in Diensten des Grafen von „Ahlfeldt, geschrieben ist, damit der oben benannte Hauptmann Dispolsen davon denjenigen Gebrauch mache, der „ihm gefallen wird. Somit bitte ich Gott, mir meine „Sünden zu vergeben."

„Kopenhagen am 11. Tage des Monats Januar im „Jahr unserer Erlösung 1699."

„Cumbysulsum."

Der geheime Sekretär zitterte krampfhaft. Er wollte sprechen und vermochte es nicht. Der Bischof stellte das Pergament dem Präsidenten zu, der bleich und heftig bewegt war.

„Was sehe ich?" rief der Präsident aus, als er das Aktenstück entfaltete: „„Note an den erlauchten Grafen von Ahlfeldt, „betreffend die Mittel, sich auf gerichtlichem Wege des Exkanzlers Schuhmacher zu entledigen ..."" Ich schwöre Ihnen, hochwürdiger Bischof . . ."

Das Papier entfiel der Hand des Präsidenten.

„Lesen Sie, lesen Sie, gnädiger Herr!" fuhr der Bischof fort. „Ich zweifle nicht daran, daß Ihr unwürdiger Sekretär

Ihren Namen mißbraucht hat, wie er den des unglücklichen Schuhmacher mißbrauchte. Sie werden jetzt einsehen, welche unselige Folgen Ihr unchristlicher Haß gegen Ihren Vorgänger gehabt hat. Einer Ihrer Untergebenen hat in Ihrem Namen ihn zu Grunde zu richten gesucht, in der Hoffnung, sich dadurch bei Ihnen in Gunst zu setzen."

Als der Präsident sah, daß der Verdacht des Bischofs, der den ganzen Inhalt der Büchse kannte, sich nicht bis zu ihm erhob, faßte er wieder frischen Muth. Ordener fühlte sich freudig ergriffen, als ihm klar ward, daß Schuhmachers Unschuld mit der seinigen zugleich an den Tag kommen würde.

Der Präsident nahm jetzt seine ganze Besonnenheit zusammen und las mit allen Zeichen des Unwillens, den sämmtliche Zuschauer theilten, eine lange Note, in welcher Musdoemon den Plan, welchen wir ihn im Laufe dieser Geschichte befolgen sahen, in allen seinen Einzelnheiten entwickelte. Mehrere Male wollte der geheime Sekretär aufstehen, um sich zu vertheidigen, aber jedesmal warf ihn das Geräusch der öffentlichen Entrüstung wieder auf seinen Sitz zurück. Als die Verlesung des schändlichen Aktenstücks zu Ende war, ließ sich unter den Zuschauern ein Murren des Abscheus vernehmen.

„Hellebardiere, greift diesen Menschen!" sagte der Präsident, indem er mit dem Finger auf den geheimen Sekretär deutete.

Der elende Wicht stieg, sprachlos und mit wankenden Füßen, unter dem lauten Zischen des Volks von seinem Sitze herab auf die Bank der Angeklagten.

„Verehrteste Herren Richter," sprach der Bischof, „schaudern Sie und freuen Sie sich zugleich. Die Wahrheit, welche bereits Ihre Gewissen durchdrungen hat, wird noch bestätigt werden durch das, was der Almosenier der Gefängnisse dieser königlichen Stadt, mein ehrwürdiger Mitbruder Athanasius Munder, der hier gegenwärtig ist, Ihnen zu berichten hat."

Athanasius Munder neigte sich vor dem Bischof und dem Gerichtshof: „Was ich jetzt sagen werde, ist die reine Wahrheit. Nach allem dem, was ich diesen Morgen in dem Kerker des Sohns des Vicekönigs sah, konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß dieser junge Mann unschuldig sei, obwohl ihn das Tribunal auf sein eigenes Geständniß hin verurtheilt hatte. Vor einigen Stunden nun bin ich berufen worden, dem unglücklichen Bergbewohner, der hier vor Ihren Augen so grausam erdolcht worden ist, und den Sie als Han den Isländer verurtheilt hatten, den letzten Trost der Religion zu bringen. Dieser Mensch hat mir sterbend Folgendes mitgetheilt: Ich bin nicht Han der Isländer; ich habe diesen Namen fälschlich geführt und bin nur allzusehr dafür gestraft worden. Derjenige, welcher mich bezahlt hat, diese Rolle zu spielen, ist der geheime Sekretär des Großkanzlers; er heißt Musdoemon und hat den Aufstand unter dem Namen Hacket angezettelt. Ich halte ihn für den allein Schuldigen bei der ganzen Sache. — Nach diesem Bekenntniß hat er mich um den Segen der Kirche gebeten und mir empfohlen, alsbald hieher zu eilen, um seine letzten Worte dem Gerichtshof mitzutheilen. Gott ist Zeuge, daß ich die Wahrheit sage. Möchte es mir gelingen, das Blut des Unschuldigen zu retten, ohne daß das des Schuldigen vergossen wird!"

„Ew. Gnaden sehen," sagte der Bischof zum Präsidenten, „daß einer meiner Clienten nicht mit Unrecht so viele Aehnlichkeit zwischen diesem Hacket und Ihrem geheimen Sekretär gefunden hat."

„Turiaf Musdoemon," fragte der Präsident den neuen Angeklagten, „was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?"

Musdoemon erhob zu seinem Herrn einen Blick, der diesen erschreckte. Seine ganze Besonnenheit war zurückgekehrt,

und er antwortete nach einigem Bedenken: „Nichts, gnädiger Herr!“

Der Präsident fuhr mit schwacher angegriffener Stimme fort: „Ihr bekennt Euch demnach des Euch zur Last gelegten Verbrechens schuldig? Ihr gesteht, daß Ihr der Urheber einer Verschwörung seid, welche gegen den Staat und ein Individuum Namens Schuhmacher zugleich gerichtet war?“

„Ja, gnädiger Herr!“ antwortete Musdoemon.

Der Bischof erhob sich: „Damit kein Zweifel in dieser Sache übrig bleibe, so bitte ich den Angeklagten zu fragen, ob er Mitschuldige gehabt hat?“

„Mitschuldige!“ wiederholte Musdoemon.

Er schien einen Augenblick nachzusinnen. Im Gesicht des Präsidenten malte sich peinliche Angst.

„Nein, Herr Bischof!“ sagte endlich Musdoemon.

Der Präsident warf einen Blick des Dankes auf ihn, der dem seinigen begegnete. „Nein,“ fuhr Musdoemon mit Bestimmtheit fort, „nein, ich habe keine Mitschuldige gehabt. Ich habe dieses Complot aus Anhänglichkeit an meinen Herrn, der nichts davon wußte, geschmiedet, um seinen Feind Schuhmacher ins Verderben zu stürzen.“

Die Blicke des Angeklagten und des Präsidenten begegneten sich abermals.

„Da Musdoemon keine Mitschuldige gehabt hat,“ sagte der Bischof, „so folgt daraus von selbst, daß Ordener Guldenlew nicht schuldig sein kann.“

„Wenn er es nicht war, hochwürdiger Herr Bischof, warum hat er sich dann als schuldig bekannt?“

„Warum, Herr Präsident, hat sich dieser Gebirgsbewohner auf Gefahr seines Kopfes hartnäckig für Han den Isländer ausgegeben? Gott allein weiß, was im Grunde der Herzen vorgeht.“

Ordener nahm das Wort: „Verehrteste Herren Richter, da nun der wahre Schuldige entdeckt ist, kann ich offen reden. Ja, ich habe mich selbst fälschlich angeklagt, um den gewesenen Kanzler Schuhmacher, dessen Tod seine Tochter ohne Schutz gelassen hätte, zu retten."

Der Präsident biß sich in die Lippen.

„Ich ersuche das Tribunal," sagte der Bischof, „die Unschuld meines Clienten Ordener auszusprechen."

Der Gerichtshof entfernte sich und kehrte nach kurzer Berathung in den Saal zurück. Der Präsident las mit fast erloschener Stimme das Urtheil ab, das Turiaf Musdoemon zum Tode verdammte, Ordener Guldenlew freisprach und in alle Ehren und Würden wieder einsetzte.

XLVI.

Der Ueberrest des Regiments der Arquebusiere von Munckholm war in seine Kaserne zurückgekehrt, welche innerhalb der Festung einzeln in einem großen viereckigen Hofe stand. Mit Einbruch der Nacht wurden die Pforten dieses Gebäudes, wie es gebräuchlich war, verrammelt. In diesem Gefängniß, dem sichersten und am besten bewachten in der ganzen Festung, wurden die beiden Verurtheilten, die am folgenden Morgen gehängt werden sollten, Han der Isländer und Musdoemon, verwahrt.

Han der Isländer lag allein in seinem Kerker. Plötzlich erhob er sich und rief den Kerkermeister, der in einem Nebenzimmer bei der Wache saß.

„Was willst Du?" fragte der Kerkermeister.

„Es friert mich. Mein steinernes Bett ist hart und feucht.

Gib mir einen Bund Stroh zum Schlafen und ein wenig Feuer, mich zu wärmen."

„Es ist billig, einem armen Teufel, der morgen gehängt werden soll, mindestens einige Bequemlichkeit zu verschaffen, wäre es auch Han der Isländer. Ich will Dir bringen, was Du verlangst . . . Hast Du Geld?"

„Nein!" erwiederte der Räuber.

„Wie! Du, der berüchtigtste Räuber in Norwegen, Du hast nicht einmal ein paar elende Dukaten in Deiner Tasche?"

„Nein!"

„Doch etliche Thaler?"

„Nein, sage ich Dir!"

„Nicht einmal einige armselige Groschen?"

„Nein! Nein! Nichts, nicht so viel, um davon das Fell einer Ratte oder die Seele eines Menschen kaufen zu können."

Der Kerkermeister schüttelte den Kopf: „Das ist ein Anderes, dann hast Du Unrecht, Dich zu beklagen. Deine Zelle ist nicht so kalt, als die, worin Du morgen schlafen wirst, ohne Dich, das versichere ich Dir, über die Härte des Bettes zu beklagen."

Der Kerkermeister entfernte sich unter den Verwünschungen des Gefangenen, der seine schweren Ketten schüttelte.

Bald darauf öffnete sich die Thüre wieder. Ein großer Mann in rother Kleidung, eine Blendlaterne in der Hand, trat in den Kerker, begleitet von dem Kerkermeister.

„Han von Island," sagte der Mann, „ich bin Nychol Orugix, Scharfrichter der Provinz Drontheimhus. Ich werde morgen mit Tagesanbruch die Ehre haben, Deine Excellenz auf dem öffentlichen Platze von Drontheim an einen schönen neuen Galgen zu hängen."

„Weißt Du gewiß, daß Du mich hängen wirst?" fragte der Räuber.

Der Henker lachte: „Wenn Du nur so gewiß wärest, auf der Jakobsleiter geradewegs in den Himmel zu steigen, als Du gewiß bist, morgen auf der Orugixleiter auf den Galgen zu steigen."

„Meinst Du wirklich?" sagte das Unthier mit höhnischem Grinsen.

„Ich sage Dir ja, Freund Galgenschwengel, daß ich der Scharfrichter der Provinz bin."

„Wenn ich nicht ich wäre, möchte ich Du sein," sagte der Gefangene.

„Ich möchte Dir nicht das Nämliche sagen," erwiederte der Henker. Dann rieb er sich im Gefühle geschmeichelter Eitelkeit die Hände und fuhr fort: „Mein Freund, Du hast Recht, es ist ein schöner Stand um den unserigen. Ah! Meine Hand weiß, was der Kopf eines Menschen wiegt."

„Hast Du bisweilen Blut getrunken?" fragte der Räuber.

„Nein, aber ich habe oft auf die Folter gespannt."

„Hast Du manchmal die Eingeweide eines noch lebenden kleinen Kindes aufgefressen?"

„Nein, aber ich habe menschliche Knochen in meinen eisernen Schraubstöcken zermalmt; ich habe menschliche Glieder zwischen den Fugen meines Rads gebrochen; ich habe menschliches Fleisch mit glühenden Zangen gezwickt; ich habe siedendes Oel und heißes Blei in geöffnete Adern gegossen."

„Du hast allerdings auch Deine Genüsse, das muß ich gestehen," sagte das Unthier nach einigem ernsten Nachdenken.

„Ueberhaupt," fuhr der Henker fort, „obwohl Du Han der Isländer bist, glaube ich, daß meine Hände noch mehr Seelen zum Teufel geschickt haben, als die Deinigen, ohne Dich selbst mitzuzählen, da ich morgen früh die Ehre haben werde, Dich in die Hölle zu befördern."

„Weißt Du denn, ob ich eine Seele habe? Meinst Du

denn, Henker von Drontheimhus, daß Du Ingulphs Geist aus Han's Körper austreiben könnest, ohne daß er den Deinigen mitnimmt?"

„Das werden wir morgen sehen!" erwiederte der Henker lachend.

„Wir werden es sehen!" sagte der Räuber.

„Aber," fuhr der Henker fort, „ich bin nicht gekommen, mit Dir von Deiner Seele zu reden, sondern von Deinem Körper. Dein Leichnam gehört mir nach Deinem Tode von Rechtswegen, allein das Gesetz gibt Dir die Befugniß, ihn an mich zu verkaufen. Sage mir nun, was willst Du dafür?"

„Was ich für meinen Leichnam will?"

„Ja, und mache es christlich!"

Han der Isländer wandte sich an den Kerkermeister: „Was willst Du für einen Bund Stroh und ein wenig Feuer?"

„Zwei Dukaten," erwiederte der Kerkermeister nach einigem Besinnen.

„Also," sagte der Gefangene zum Henker, „verlange ich zwei Dukaten für meinen Leichnam."

„Zwei Dukaten!" rief der Henker aus. „Das ist entsetzlich theuer. Zwei Dukaten für einen elenden Leichnam! Nein, so viel gebe ich nicht."

„Dann," antwortete ruhig das Unthier, „bekommst Du ihn auch nicht."

„Dann wird Dein Leichnam auf den Schindanger geworfen, statt das Museum zu Kopenhagen oder Bergen zu zieren."

„Was liegt mir daran!"

„Noch lange nach Deinem Tode würde man Dein Skelett besehen und sagen: Das ist das Skelett des berühmten Han's des Isländers! Man würde Deine Gebeine sorgfältig poliren, mit kupfernen Ringen zusammen befestigen, man würde Dich

in einem Glasschrank aufstellen, der jeden Morgen sauber abgewischt würde. Im andern Falle werden Dich Geier und Raben fressen, und Würmer an Deinem Leichnam zehren."

„Dann gleiche ich den Lebenden, die stets von den Kleinen benagt und von den Großen aufgezehrt werden."

„Zwei Dukaten!" murmelte der Henker zwischen den Zähnen. „Welch ungeheure Forderung! Wenn Du den Preis nicht herabsetzest, werden wir nicht einig."

„Es ist zum ersten und letztenmal, daß ich mein Leben verkaufe, und da will ich einen guten Handel machen."

„Bedenke, daß ich Dich Deine Halsstarrigkeit bereuen lassen kann. Morgen bist Du in meiner Gewalt."

„Meinst Du?"

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck gesprochen, der dem Henker entging.

„Allerdings, und es gibt eine Art, die Schleife zu machen ... während ich, wenn Du vernünftig bist, Dich aufs beste hängen will."

„Mir liegt wenig daran, was Du morgen mit meinem Halse machst!" antwortete das Unthier spöttisch.

„Könntest Du nicht mit zwei Thalern zufrieden sein? Was nützt Dir denn das Geld?"

„Wende Dich an Deinen Kameraden; er fordert mir zwei Dukaten für ein wenig Stroh und Feuer."

„Es ist empörend," sagte der Henker, sich gegen den Kerkermeister ereifernd, „sich ein wenig Stroh und Holz mit Gold aufwägen zu lassen. Zwei Dukaten!"

„Ich bin ein guter Kerl, daß ich nicht vier Dukaten fordere. Du, Meister Nychol, bist ein Jude, daß Du diesem armen Gefangenen nicht zwei Dukaten für seinen Leichnam geben willst, den Du um wenigstens zwanzig Dukaten an irgend einen Gelehrten oder Arzt verkaufen kannst."

„Ich habe nie mehr als fünfzehn Groschen für einen Leichnam gegeben.“

„Ja, für den Leichnam eines elenden Diebs oder eines Betteljuden, das mag sein, aber man weiß wohl, daß Du für Han des Isländers Leichnam bekommen wirst, was Du nur forderst.“

Der Räuber schüttelte verächtlich den Kopf.

„Was geht es Dich an!“ sagte Orugix rasch. „Kümmere ich mich um Deine Beute, um die Kleider, das Geld, die Kleinodien, welche Du den Gefangenen stiehlst, um das schmutzige Wasser, das Du in ihre magere Suppe gießest, um alle die Drangsale, die Du ihnen anthust, um Geld von ihnen zu erpressen? Nein, ich gebe nicht zwei Dukaten.“

„Keine zwei Dukaten, kein Stroh und kein Feuer!“ erwiederte der halsstarrige Kerkermeister.

„Keine zwei Dukaten, kein Leichnam!“ fügte ruhig der Räuber hinzu.

Nach einigem Schweigen stampfte der Henker auf den Boden: „Ich habe keine Zeit zu verlieren: ein anderes Geschäft ruft mich. Hier, verfluchter isländischer Teufel, hier hast Du Deine zwei Dukaten! Der Satan gibt gewiß nicht so viel um Deine Seele, als ich um Deinen Körper.“

Der Räuber nahm die beiden Goldstücke. Sogleich streckte der Kerkermeister die Hand darnach aus, um sie zu empfangen.

„Geduld, guter Freund, gib mir zuvor, was ich von Dir verlangt habe!“

Der Kerkermeister ging hinaus und kehrte bald mit einem Bund Stroh und einer Kohlpfanne voll glühender Kohlen zurück, die er neben den Gefangenen stellte.

„So,“ sagte der Räuber und gab ihm die beiden Goldstücke, „jetzt will ich mich diese Nacht wärmen. Noch ein Wort,“

fügte er in düsterem Tone hinzu: „Stoßt nicht dieser Kerker an die Kaserne der Arquebusiere von Munckholm?"

„Allerdings!" erwiederte der Kerkermeister.

„Und woher kommt der Wind?"

„Von Westen," glaube ich.

„Recht," sagte der Gefangene.

„Wo willst Du damit hinaus?" fragte der Kerkermeister.

„Nirgends," antwortete der Räuber.

Die Pforte schloß sich hinter dem Henker und Kerkermeister, und sie hörten nichts mehr als das grinsende Lachen des Unthiers.

XLVII.

In einem andern Kerker des nämlichen Gebäudes saß Turiaf Musdoemon. Als er sein ganzes höllisches Complot so plötzlich entschleiert und so unwiderlegbar erwiesen gesehen hatte, war er in augenblickliche Verwirrung gerathen. Bald aber kehrte seine Besonnenheit zurück, und er sah wohl ein, daß er jetzt nicht mehr an das Verderben seiner Feinde, sondern nur noch an seine eigene Rettung zu denken hatte. Er konnte zweierlei thun: Das Ganze auf die Schultern des Grafen von Ahlfeldt abladen, der ihn so feig im Stich gelassen hatte, oder Alles auf sich nehmen. Musdoemon wählte letzteres. Der Graf von Ahlfeldt war Großkanzler; nichts in den vorhandenen Papieren compromittirte ihn unmittelbar; er hatte einige Blicke des Einverständnisses mit Musdoemon gewechselt; er entschloß sich daher, das Urtheil über sich ergehen zu lassen, in der sichern Hoffnung, daß der Graf von Ahlfeldt sein Entkommen erleichtern werde, weniger aus Dankbarkeit für seine geleisteten Dienste, als wegen der Unentbehrlichkeit seiner künftigen Leistungen.

Musdoemon ging daher mit großer Gemüthsruhe in seinem Kerker auf und ab und zweifelte nicht, daß dessen Thüre sich in der Nacht für ihn öffnen werde. Er untersuchte beim Schein einer düstern Lampe die Form dieses Gefängnisses, das alte Könige, deren Namen die Geschichte kaum nennt, gebaut hatten, und wunderte sich nur, daß es einen hölzernen Boden hatte, auf welchem seine Tritte wiederhallten, wie auf einer unterirdischen Höhlung. Oben an der Decke war ein großer eiserner Ring befestigt, in dem noch ein Stück eines alten Strickes hing.

Die Zeit verging, eine Stunde nach der andern hörte er schlagen, und noch immer erschien kein Retter. Der Gefangene ward allmählig ungeduldig. Da klirrten plötzlich die Riegel im Schloß, und die alte Thüre bewegte sich in ihren verrosteten Angeln.

Ein roth gekleideter Mann trat in den Kerker. Er trug einen aufgewickelten hänfenen Strick in der Hand, vier schwarz gekleidete Hellebardiere folgten ihm.

Musdoemon trug noch seine Perrücke und seinen richterlichen Anzug. Diese Kleidung schien dem roth gekleideten Mann die gewohnte Achtung einzuflößen. Er grüßte den Gefangenen ehrerbietig.

„Gnädiger Herr,“ fragte er nach einigem Zaudern, „sind es Euer Gnaden, mit dem wir zu schaffen haben?“

„Ja, ja,“ erwiederte eilig Musdoemon, den dieser höfliche Eingang in seiner Hoffnung auf Entweichung bestärkte, und der die rothe Kleidung des Ankömmlings übersah.

„Sie heißen,“ fuhr der roth gekleidete Mann fort, indem er auf ein Papier blickte, das er in der Hand hielt, „Turiaf Musdoemon?“

„Richtig! Der Großkanzler schickt Euch, meine Freunde?“

„Ja, Ew. Gnaden!“

„Vergeßt nicht, nachdem Ihr Euern Auftrag vollzogen haben werdet, Sr. Gnaden dem Großkanzler meinen innigsten Dank zu melden.“

Der rothe Mann warf einen Blick des Staunens auf ihn: „Ihren innigsten Dank! . . .“

„Allerdings, denn es wird mir wahrscheinlich unmöglich sein, ihn Sr. Gnaden im Augenblicke selbst darzubringen.“

„Wahrscheinlich nicht,“ erwiederte Jener mit einem Ausdruck der Ironie.

„Und Ihr werdet selbst einsehen,“ fuhr Musdoemon fort, „daß ich mich für einen solchen Dienst nicht undankbar erweisen darf.“

Der rothe Mann schlug ein lautes Gelächter auf: „Sollte man nicht glauben, wenn man Sie hört, daß der Kanzler für Euer Gnaden etwas ganz Anderes thue!“

„Für jetzt allerdings läßt er mir nur strenge Gerechtigkeit widerfahren . . .“

„Streng! Allerdings! Aber Sie geben selbst zu, daß es Gerechtigkeit ist. Dies ist das erste Geständniß dieser Art, das ich in den sechsundzwanzig Jahren meiner Amtsführung höre. Aber die Zeit vergeht unter unnützem Geschwätz. Sind Sie bereit, gnädiger Herr?“

„Fix und fertig,“ erwiederte Musdoemon freudig und ging der Thüre zu.

„Einen Augenblick Geduld!“ rief der rothe Mann und bückte sich, um seinen aufgerollten Strick auf den Boden zu legen.

Musdoemon blieb stehen: „Wozu denn diesen ganzen Bund Stricke?“

„Ew. Gnaden haben Recht, es ist mehr, als wir brauchen, aber im Anfang dieses Prozesses glaubte ich viel mehr Verurtheilte zu bekommen.“

Mit diesen Worten löste der Mann seinen aufgerollten Strick auf.

„Laßt uns eilen!" sagte Musdoemon.

„Euer Gnaden sind sehr pressirt ... Haben Sie nicht noch irgend eine Bitte? ..."

„Keine andere, als daß Ihr, wie bereits gesagt, Sr. Gnaden dem Herrn Großkanzler meinen Dank darbringt. Jetzt laßt uns eilen, es treibt mich von hier fort. Haben wir einen weiten Weg vor uns?"

„Weg!" wiederholte der rothe Mann, indem er sich aufrichtete und mehrere Ellen des aufgerollten Stricks loswickelte. „Der Weg, den wir zu machen haben, wird Euer Gnaden nicht sehr ermüden. Wir werden Alles hier an Ort und Stelle zu Stande bringen."

Musdoemon erbebte: „Was wollt Ihr damit sagen?"

„Was wollen Sie selbst sagen, Ew. Gnaden?"

„O, mein Gott!" sagte Musdoemon erbleichend, als ob ihm plötzlich ein Licht aufgegangen wäre. „Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Henker."

Der Elende zitterte wie ein vom Winde bewegtes Laub: „Kommt Ihr denn nicht, um mir fortzuhelfen?" murmelte er mit erloschener Stimme.

Der Henker lachte laut auf: „Allerdings will ich Ihnen forthelfen, und zwar in das Land der Geister, wohin Ihnen gewiß Niemand nachsetzen wird."

„Musdoemon warf sich mit dem Gesicht auf die Erde nieder: Gnade! ... Barmherzigkeit! ... Gnade!"

„Bei meiner Treu," sagte der Henker kaltblütig, „das ist das erste Mal, daß man eine solche Bitte an mich richtet. Halten Sie mich etwa für den König?"

Der Elende schleppte sich auf den Knieen zu dem Henker und umfaßte seine Beine unter Thränen und Seufzern.

„Ruhig!“ fuhr der Henker fort. „Es ist das erste Mal, daß ich das schwarze Richterkleid sich vor meinem rothen Henkermantel demüthigen sehe.“

Er stieß den Bittenden mit dem Fuße von sich: „Guter Freund, flehe Gott und die Heiligen an, die werden Dich eher anhören, als ich.“

Musdoemon blieb auf den Knieen liegen, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Inzwischen hatte der Henker sich auf den Zehen erhoben und den Strick in den Ring an der Decke befestigt, ließ ihn bis auf den Fußboden herabhängen und machte dann eine Schleife daran, welche bis zu den Dielen des Kerkers herabreichte.

„Ich bin fertig,“ sprach er zu dem Gefangenen, „bist Du auch mit dem Leben fertig?“

„Nein,“ rief Musdoemon aufstehend, „nein, das ist unmöglich! Hier waltet ein furchtbares Mißverständniß ob. Der Kanzler von Ahlfeldt handelt nicht so niederträchtig ... Er bedarf meiner zu sehr. Es ist unmöglich, daß man Euch zu mir geschickt hat. Laßt mich entwischen ... Fürchtet den Zorn des Großkanzlers ...“

„Hast Du uns nicht selbst erklärt, daß Du Dich Turiaf Musdoemon nennst?“

Der Gefangene blieb einen Augenblick stumm: „Nein,“ rief er plötzlich aus, „ich heiße nicht Musdoemon, sondern Turiaf Orugix.“

„Orugix!“ schrie der Henker, „Orugix!“

Er riß schnell die Perrücke ab, welche das Gesicht des Verurtheilten bedeckte, und stieß einen Schrei des Staunens aus: „Mein Bruder!“

„Dein Bruder!“ rief der Verurtheilte mit einer Verwunderung aus, in welche sich Scham und Freude mischten, „wärest Du? ...“

„Nychol Orugix, Scharfrichter der Provinz Drontheimhus, Dir zu dienen, mein Bruder Turiaf!"

Der Verurtheilte fiel dem Henker um den Hals und nannte ihn seinen Bruder, seinen theuren Bruder.

Er machte ihm eine Menge erzwungener Liebkosungen mit einem falschen und furchtsamen Lächeln, und Nychol beantwortete sie durch finstere und verlegene Blicke. Man hätte ihn für einen Tiger halten können, der einen Elephanten in dem Augenblicke leckt, wo das Ungeheuer seinen Fuß auf ihn setzt, ihn zu zertreten.

„Welches Glück, Bruder Nychol! . . . Wie freue ich mich, Dich wieder zu sehen!"

„Und mir, Bruder Turiaf, thut es leid darum um Deinetwillen."

Der Verurtheilte stellte sich, als ob er dies nicht höre, und fuhr mit zitternder Stimme fort: „Du hast ohne Zweifel Weib und Kinder? führe mich doch zu ihnen, daß ich meine liebenswürdige Schwägerin begrüßen und meine niedlichen kleinen Neffen umarmen kann! . . ."

„Den Teufel auch!" murmelte der Henker.

„Ich will ihr zweiter Vater sein . . . Höre, Bruder, ich bin mächtig, ich habe Einfluß . . ."

„Ich weiß, daß Du Einfluß hattest. Jetzt aber denke nur noch an den Einfluß, den Du Dir ohne Zweifel im Himmel zu bewahren gewußt haben wirst."

Jede Hoffnung schwand aus dem Gesichte des Verurtheilten: „Mein Gott! Was soll das heißen, lieber Bruder Nychol? Ich bin ja gerettet, weil ich Dich wiedergefunden habe. Bedenke doch, daß wir unter dem nämlichen Herzen gelegen sind, und daß dieselbe Brust uns gesäugt hat. Vergiß nicht, Nychol, daß Du mein Bruder bist!"

„Bis heute hast Du Dich dessen nicht erinnert!" erwiederte der rohe Nychol.

„Nein, von meines Bruders Hand kann ich nicht sterben."

„Das ist Deine Schuld, Turiaf! Du hast meine Laufbahn unterbrochen, ohne Dich wäre ich königlicher Scharfrichter zu Kopenhagen. Wer hat mich als Scharfrichter der Provinz in dieses elende Land verwiesen? Hättest Du nicht als schlechter Bruder an mir gehandelt, so würdest Du Dich nicht über das zu beklagen haben, was Dir jetzt empörend erscheint. Ich wäre dann nicht in der Provinz Drontheimhus, und ein Anderer würde das Geschäft an Dir verrichten. Jetzt genug, mein Bruder, Du mußt sterben."

Der Verurtheilte rollte sich auf dem Boden, rang die Hände und stieß ein klägliches Geheul aus, wie die Verdammten in der Hölle.

„Lieber Herr Gott," rief er aus, „wenn es einen gibt, habe Barmherzigkeit mit mir! Nychol, mein Nychol! Ich beschwöre Dich bei unserer gemeinschaftlichen Mutter, laß mich doch leben!"

Der Henker zeigte sein Papier: „Ich kann nicht, der Befehl ist bestimmt."

„Dieser Befehl betrifft nicht mich," stotterte der Elende in seiner Verzweiflung, sondern einen gewissen Musdoemon; ich bin Turiaf Orugix."

„Sei nicht einfältig," erwiederte Nychol mit Achselzucken, „ich weiß wohl, daß er Dich betrifft. Im Uebrigen," fügte er noch hinzu, „wärest Du gestern noch für Deinen Bruder nicht Turiaf Orugix gewesen, so sollst Du denn heute für ihn nur Turiaf Musdoemon sein."

„Mein Bruder! Mein Bruder! So warte doch bis morgen! Der Großkanzler kann unmöglich Befehl zu meiner Hinrichtung gegeben haben. Es ist ein entsetzliches Mißverständniß. Der Graf von Ahlfeldt liebt mich sehr. Ich beschwöre Dich, mein lieber Nychol, laß mir das Leben! Ich werde bald wieder in Gunst sein und will Dir dann alle möglichen Dienste leisten..."

„Du kannst mir nur noch Einen Dienst leisten, Turiaf. Ich bin bereits um zwei schöne Hinrichtungen gekommen, die des Exkanzlers Schuhmacher und des Sohns des Vicekönigs. Ich habe nichts als Unglück. Jetzt sind mir nur noch Han der Isländer und Du übrig. Deine Hinrichtung bringt mir, als nächtlich und geheim, zwölf Dukaten ein. Laß mich also in Gottes Namen mein Geschäft verrichten, das ist der einzige Dienst, den ich von Dir erwarte."

„O, mein Gott!" rief der Verurtheilte schmerzlich aus.

„Ich verspreche Dir, daß ich Dich nicht lange leiden lassen will. Ich werde Dich mit brüderlicher Zärtlichkeit hängen. Ergib Dich darein!"

Musdoemon stand auf, seine Nasenflügel waren weit geöffnet vor Wuth, seine blauen Lippen zitterten, die Zähne klapperten aneinander, sein Mund schäumte.

„Satan!" rief er . . . „ich habe diesen Ahlfeldt gerettet! Ich habe diesen Bruder da umarmt! Und sie tödten mich! Und ich soll sterben . . . bei Nacht . . . in einem finstern Kerker, ohne daß die Welt meine Verwünschungen hören, ohne daß meine Stimme von einem Ende des Königreichs zum andern über sie donnern, ohne daß meine Hand den Schleier, der ihre Verbrechen bedeckt, zerreißen kann! Um diesen Tod zu erleiden, hätte ich mein ganzes Leben besudelt! Elender," fuhr er zu seinem Bruder gewendet fort, „Du willst also Brudermörder werden?"

„Ich bin Henker!" antwortete Nychol phlegmatisch.

„Nein!" rief der Verurtheilte aus und warf sich ingrimmig auf den Henker, und seine Augen spieen Flammen und vergossen Thränen, wie ein in die Enge getriebener Stier. „Nein, so will ich nicht sterben! Ich will nicht als furchtbarer Drache gelebt haben, um mich zuletzt als elender Wurm zertreten zu lassen!"

Er würgte jetzt als Feind den, welchen er eben erst als Bruder umarmt hatte. Die Verzweiflung spannte alle seine Kräfte an; sie rangen miteinander, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welcher der beiden Brüder scheußlicher war, der eine mit der stupiden Wildheit eines reißenden Thiers, der andere mit der verschmitzten Wuth eines Teufels.

Die bis dahin theilnahmlos gebliebenen Hellebardiere traten jetzt ins Mittel. Sie standen dem Henker bei und rissen Musdoemon von ihm weg. Er warf sich der Länge nach auf die Erde, stieß ein entsetzliches unartikulirtes Geheul aus und kratzte sich die Nägel blutig.

„Sterben!" ... rief er ... „Ihr Geister der Hölle! Sterben, ohne daß mein Geschrei diese Hallen durchdringt, ohne daß meine Arme diese Mauern umstürzen! ..."

Man ergriff ihn, er leistete keinen Widerstand mehr. Man zog ihm seine weite Kleidung aus, um ihn zu binden. Ein versiegeltes Paket fiel auf den Boden.

„Was ist das?" fragte der Henker.

Eine höllische Freude leuchtete aus dem grassen Auge des Verurtheilten. „Wie konnte ich das vergessen!" murmelte er. „Höre, Bruder Nychol," fügte er mit fast freundschaftlicher Stimme hinzu, „diese Papiere gehören dem Großkanzler. Versprich mir, sie ihm einzuhändigen, und mache dann mit mir was Du willst."

„Weil Du jetzt ruhig bist, verspreche ich Dir Deine letzte Bitte zu erfüllen. Ich werde diese Papiere dem Großkanzler einhändigen, so wahr ich Orugix heiße."

„Uebergib sie ihm selbst," fuhr Musdoemon boshaft lächelnd fort, „das Vergnügen, das sie dem Kanzler machen werden, kann Dir vielleicht von Nutzen sein."

„Wirklich, Bruder! Ich danke Dir. Vielleicht kann ich dadurch königlicher Scharfrichter werden. Nun, wir wollen als

gute Freunde scheiden. Ich verzeihe Dir, daß Du mich mit den Nägeln blutig gekratzt hast, verzeihe mir das hänfene Halsband, das ich Dir umknüpfen werde."

„Der Kanzler hatte mir ein anderes Band versprochen," antwortete Musdoemon.

Die Hellebardiere führten ihn jetzt geknebelt in die Mitte des Kerkers, und der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals.

„Turiaf, bist Du bereit?"

„Noch einen Augenblick! Einen Augenblick!" rief der Verurtheilte aus, dessen Angst zurückgekehrt war. Ich bitte Dich, Bruder, ziehe den Strick nicht eher an, bis ich es Dir sage."

„Ich brauche den Strick nicht anzuziehen," antwortete der Henker.

Eine Minute darauf wiederholte er seine Frage: „Turiaf, bist Du bereit?"

„Nur noch einen Augenblick! Muß ich denn sterben?..."

„Turiaf, ich habe nicht länger Zeit zu warten."

Orugix forderte die Hellebardiere auf, sich von dem Verurtheilten zu entfernen.

„Noch ein Wort, Bruder! Vergiß nicht das Paket dem Grafen Ahlfeldt einzuhändigen."

„Sei ruhig deßhalb. Turiaf, bist Du bereit?"

Der Elende öffnete den Mund, um vielleicht noch eine Minute Leben zu erbetteln, aber der ungeduldige Henker bückte sich, drehte an einer Schraube, und der Boden öffnete sich unter den Füßen des Patienten, der Unglückliche verschwand im Abgrund, und man sah nur noch den schwankenden Strick, der in die dunkle Höhlung hinabhing. Tief unten hörte man Wasser rauschen. Ein schwacher Seufzer ertönte aus der Tiefe. Die Hellebardiere wichen entsetzt zurück.

„Es ist geschehen!" sagte der Henker. „Fahre wohl, Bruder!"

Er zog ein Messer aus dem Gürtel und schnitt den Strick ab: „Fahre hin und nähre die Fische des Golfs.“

Der Henker schloß die Oeffnung wieder. Als er sich aufrichtete, war der Kerker voll Rauch.

„Was ist das?“ fragte er die Hellebardiere. „Woher kommt dieser Rauch?“

Sie öffneten die Thüre des Kerkers. Alle Gänge waren voll dicken Rauchs. Ein geheimer Ausgang führte sie in den viereckigen Hof, wo ein furchtbarer Anblick ihrer wartete.

Ein ungeheurer Brand, verstärkt durch den heftigen Westwind, verzehrte die Kaserne der Arquebusiere. Die Flamme schlug auf allen Seiten heraus.

Ein Kerkermeister, der in den Hof geflohen war, erzählte ihnen, daß das Feuer in Han des Isländers Kerker ausgebrochen sei, dem man unklugerweise Feuer und Stroh gegeben habe.

„Ich habe doch viel Unglück,“ rief Orugix aus, „da entgeht mir nun wieder Han der Isländer. Der Wicht ist verbrannt, und ich bekomme nun nicht einmal seinen Körper, den ich doch mit zwei Dukaten erkauft habe!“

Die unglücklichen Arquebusiere, plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt, drängten sich dem großen Thore zu, das verrammelt war. Man hörte ihr Angstgeschrei, man sah, wie sie an den Fenstern die Hände rangen. Viele stürzten sich in den Hof herab und fanden einen andern Tod, als den durch die Flammen. Das furchtbare Element verbreitete sich durch das ganze Gebäude, ehe der übrige Theil der Besatzung zur Hülfe herbeieilen konnte. Man schlug das große Thor mit Aexten ein, aber es war schon zu spät; das ganze Dach stürzte zusammen und begrub die Bewohner des Hauses unter seinen Trümmern.

Am andern Morgen waren von dem Gebäude nur noch die verbrannten und noch glühenden Mauern übrig. Von dem

schönen Regiment der Arquebusiere von Munckholm entgingen nur etwa dreißig Mann dem Tode, aber die meisten waren Krüppel geworden.

In Han des Isländers Kerker fand man die Ueberreste eines menschlichen Körpers neben einem eisernen Rost und zerbrochenen Ketten.

XLVIII.

Bleich und niedergeschlagen ging der Graf von Ahlfeldt mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Er zerknitterte mit seinen Händen ein Paket Briefe, das er eben durchlesen hatte, und stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

Am andern Ende des Gemachs stand, mit allen Zeichen tiefster Ehrfurcht, Nychol Orugix in seiner rothen Kleidung, seinen Filzhut in der Hand.

„Du hast mir da einen Dienst geleistet, Musdoemon!“ murmelte der Kanzler mit verbissenem Zorn zwischen den Zähnen.

Der Henker hob schüchtern seinen stupiden Blick zu ihm empor: „Euer Gnaden sind also zufrieden?“

„Was willst Du da?“ fragte der Kanzler, indem er sich barsch umwandte.

Der Henker, stolz darauf, einen Blick des hohen Hauptes auf sich gezogen zu haben, lächelte voll Hoffnung: „Was ich will, Ew. Gnaden? Die Stelle des königlichen Scharfrichters zu Kopenhagen, wenn Euer Gnaden mir die guten Nachrichten, welche ich Ihnen gebracht habe, durch diese Gunstbezeugung vergelten wollen.“

Der Kanzler rief die beiden Hellebardiere, die vor seiner Thüre Wache hielten: „Greift diesen Schlingel da, der die Frechheit hat, mich zu verspotten!“

Die beiden Hellebardiere schleppten den bestürzten Nychol weg, der in der Angst noch zurückrief: „Aber, gnädiger Herr...“

„Du bist nicht mehr Scharfrichter der Provinz Drontheimhus! Ich setze Dich ab,“ rief ihm der Kanzler zornig nach und schlug die Thüre hinter ihm zu.

Der Kanzler griff wieder zu den Briefen, es waren die Liebesbriefe, welche die Gräfin von Ahlfeldt mit Musdoemon gewechselt hatte. Das ist Elphegens Hand. Der Kanzler ersieht daraus, daß Ulrike nicht seine Tochter, der so sehr bedauerte Friedrich vielleicht nicht sein Sohn ist. Dieser Hochmuth, die Ursache aller seiner Verbrechen, rächt sich jetzt an ihm selbst. Er wollte seine Feinde ins Verderben stürzen; er hat nur sein eigenes Ansehen, seinen eigenen Einfluß vernichtet. Er mußte seinen bösen Rathgeber selbst dem Tode überliefern, und dieser rächte sich an ihm durch die Mittheilung, daß sein Weib eine Ehebrecherin sei.

Er geräth in Wuth, er will die Elende noch einmal sehen; er will ihr ihre verbuhlten Briefe ins Gesicht werfen, ehe er sie verstößt. Er durcheilt mit schnellen Schritten die Zimmer des Palastes, er tritt wüthend in ihr Gemach — und findet eine Wahnsinnige. Die Nachricht von dem schrecklichen Tode ihres Sohnes hatte sie der Vernunft beraubt.

LXIX.

Vierzehn Tage nach diesen Ereignissen kam Ordener Guldenlew, begleitet von Levin von Knud und Athanasius Munder in den Kerker des Löwen von Schleswig.

Schuhmacher ging eben im Garten mit seiner Tochter spazieren. Er drückte zärtlich Ordeners Hand und grüßte die beiden Andern.

„Junger Mann," sagte der alte Gefangene, „der Himmel segne Deine Rückkehr!"

„Herr Graf," erwiederte Ordener, „ich komme von Bergen von meinem Vater."

„Was soll das heißen?" fragte der erstaunte Greis.

„Das soll heißen, daß ich um die Hand Ihrer Tochter bitte."

„Meiner Tochter!" rief der alte Gefangene aus und wandte sich zu Ethel, die schamroth und zitternd da stand.

„Ja, Herr Graf, ich liebe Ihre Ethel."

Schuhmachers Stirne umwölkte sich: „Du bist ein edler und würdiger junger Mann, mein Sohn. Dein Vater hat mir viel Böses zugefügt, aber ich verzeihe ihm um Deinetwillen, und ich würde diese Heirath gerne sehen. Aber es ist ein Hinderniß . . ."

„Welches, Herr Graf?" fragte Ordener unruhig.

„Du liebst meine Tochter, aber weißt Du auch, ob sie Dich liebt?"

Die beiden Liebenden betrachteten sich stumm vor Staunen.

„Ja," fuhr der Vater fort, „es ist mir leid, denn ich liebe Dich, und hätte Dich gerne meinen Sohn genannt. Aber meine Tochter wird nicht wollen. Sie hat mir neulich ihre Abneigung gegen Dich erklärt. Seit Deiner Abreise schweigt sie, wenn ich von Dir rede, und scheint den Gedanken an Dich zu vermeiden. Verzichte daher auf Deine Liebe. Die Liebe heilt sich, wie der Haß . . ."

„Herr Graf! . . ." sagte Ordener bestürzt.

„Mein Vater!" rief Ethel aus.

„Sei ruhig, meine Tochter! Diese Heirath gefällt mir, aber sie mißfällt Dir. Ich will Dich nicht zwingen, mein Kind; seit vierzehn Tagen bin ich ein anderer Mensch. Du bist frei..."

Athanasius Munder lächelte: „Sie ist nicht frei."

„Sie irren sich, mein Vater," fügte Ethel ermuthigt hinzu, „Ordener ist mir nicht zuwider."

„Wie!" rief der alte Gefangene aus.

„Ich bin . . ." fuhr Ethel fort.

Sie hielt inne. Ordener kniete vor dem Greise nieder.

„Sie ist mein Weib," sagte er. „Verzeihen Sie uns und segnen Sie Ihre Kinder!"

Der Greis, erstaunt und gerührt, gab dem vor ihm knieenden Paar seinen Segen.

Man theilte ihm mit, wie Alles gegangen war. Er weinte vor Rührung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die Alles zu einem glücklichen Ende geführt hatte.

„Ich hielt mich für weise," sagte er, „ich bin alt, und das Herz eines jungen Mädchens war mir ein Räthsel!"

„Mein Sohn Ordener," fügte er hinzu, „Du bist besser als ich, denn in den Tagen meines Glücks hätte ich mich gewiß nicht so tief herabgelassen, die Tochter eines armen Gefangenen zu heirathen, der Ehre und Güter verloren hat."

Der General Levin schüttelte die Hand des Gefangenen und reichte ihm ein Paket zusammengerollter Papiere dar.

„Herr Graf," sagte er, „reden Sie nicht so. Hier sind Ihre Adelstitel, welche Ihnen der König bereits durch Dispolsen zurückgeschickt hatte. Se. Majestät fügt das Geschenk Ihrer Begnadigung und Freiheit hinzu. Dies ist die Mitgift der Gräfin von Daneskiold, Ihrer Tochter."

„Gnade! Freiheit!" wiederholte Ethel entzückt.

„Gräfin von Daneskiold!" fügte der Vater hinzu.

„Ja, Herr Graf!" erwiederte der General, „Sie werden in Ihre Güter, Ehren und Würden wieder eingesetzt."

„Wem danke ich dies Alles?" fragte der beglückte Greis.

„Dem General Levin von Knud," antwortete Ordener.

„Levin von Knud! Ich sagte es ja, er ist der beste der

Menschen. Aber warum ist er nicht selbst gekommen, mir mein Glück zu verkünden?"

„Hier steht er!" sagte Ordener lächelnd und deutete auf den Gouverneur.

Welch rührende Scene, als die beiden Jugendfreunde sich wieder umarmten! Des alten Gefangenen Herz öffnete sich ganz. Als er Han den Isländer kennen lernte, hatte er aufgehört, die Menschen zu hassen; Ordener und Levin lehrten ihn sie lieben.

Ordeners heimliche Vermählung wurde durch prachtvolle Feste öffentlich gefeiert. Der Graf Ahlfeldt sah sie glücklich und dies war seine größte Strafe.

Athanasius Munder hatte auch seine Freude: er erlangte die Begnadigung nicht nur der zwölf Verurtheilten, sondern auch die Kennybols, Jonas und Norbiths, die frei und freudig in ihre Heimath zurückkehrten und den Bergleuten verkündeten, daß der König sie von der Vormundschaft befreit habe.

Schuhmacher erfreute sich nicht lange des Glücks seiner Kinder, sein Herz war unter den Wechselfällen dieser wenigen Tage zu sehr erschüttert worden; er starb in demselben Jahre. Man begrub ihn in der Kirche von Veer, einer Besitzung seines Tochtermanns in Jütland. Aus dem Ehebund Ordeners und Ethels entsprang die Familie der Grafen von Daneskiold.



Victor Hugo's

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Elfter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Hernani

oder

die kastilianische Ehre.

Drama in fünf Akten.

Uebersetzt von

Heinrich Elsner.

Personen.

Hernani.
Don Carlos.
Don Ruy Gomez de Silva.
Donna Sol de Silva.
Der König von Böhmen, } Churfürsten des heiligen römischen
Der Herzog von Bayern, } Reichs.
Der Herzog von Gotha, }
Der Baron von Hohenburg, } deutsche Herren.
Der Herzog von Lützelburg, }
Jaquez, Silva's Page.
Don Sancho, }
Don Mathias, }
Don Ricardo, }
Don Garci Suarez, }
Don Francisco, } Spanier.
Don Juan de Haro, }
Don Gusman de Laro, }
Don Gill Tellez Giron, }
Ein Bergmann.
Donna Josefa Duarte, Duenna.
Eine Dame.
Erster Verschworener.
Zweiter Verschworener.
Dritter Verschworener.
Verschworene der heiligen Liga, Deutsche und Spanier.
Bergleute, Herren, Soldaten, Diener, Volk u. s. w.

1519.

Die Scene ist im ersten, zweiten und fünften Akt zu Saragossa; im dritten Akt in der Umgegend von Saragossa; im vierten Akt zu Aachen.

Erster Akt.

Ein Schlafzimmer — Nacht. — Auf einem Tisch steht eine Lampe.

Erster Auftritt.

Donna Josefa Duarte. Eine Alte, schwarz gekleidet; sie trägt einen Rock, dessen Leib mit Gagat gestickt ist, nach der Mode Isabella's der Katholischen. **Don Carlos.**

Josefa (allein).

(Sie läßt die karmoisinrothen Vorhänge des Fensters herunter und stellt einige Lehnsessel in Ordnung. Man klopft an einer kleinen geheimen Thüre rechts. Sie horcht. Man klopft zum zweitenmal. Ein neuer Schlag.)

Wär' er das schon? Ja, in der That, das Klopfen
Schallt vom geheimen Eingang. (Ein vierter Schlag.)
Also schnell
Geöffnet!

(Sie öffnet die kleine maskirte Thüre. Herein tritt Don Carlos, das Gesicht im Mantel, den Hut vor den Augen.)

Guten Abend, schöner Ritter!

(Sie führt ihn herein. Er zieht den Mantel weg und zeigt einen reichen Anzug von Sammt und Seide, nach kastilianischer Mode von 1519. Sie sieht ihm starr ins Gesicht und tritt zurück.)

Wie? Ihr seid's nicht, Sennor Hernani? Ha!
Zu Hülfe! Feuer!

Carlos (sie am Arme nehmend). Zwei Worte noch, Duenna!
Und 's ist geschehn um Euch!

(Er heftet sein Auge auf sie. Sie schweigt entsetzt.)

Bin ich im Hause
Von Donna Sol, der Braut und Nichte des
Herzogs von Pastrana . . . ein guter Herr,
Hinfällig, hochbetagt, ehrwürdig und
Auch eifersüchtig? Sprecht! Die Schöne liebt
Ein Ritterchen, noch bart= und schnurrbartlos,
Und läßt den jungen Liebling ohne Bart,
Dem Alten lachend in den Bart; allnächtlich
Dem Männerneid zum Trotze, bei sich ein.
Sagt, bin ich recht berichtet?

(Sie bleibt stumm. Er schüttelt sie am Arme.)

Wollt Ihr wohl
Mir Antwort geben?

Josefa. Herr! es sollen ja
Zwei Worte nicht aus meinem Munde gehn.

Carlos. Auch will ich eines nur! — Ja oder nein. —
Ist Deine Dame Donna Sol von Silva?

Josefa. Ja, und warum?

Carlos. Um Nichts. Der Herzog, ihr
Zukünft'ger Alter, ist just nicht daheim?

Josefa. Ja.

Carlos. Und vielleicht erwartet sie gerade
Den Jungen jetzt?

Josefa. Ja.

Carlos. Ha! Tod über mich!

Josefa. Ja.

Carlos. Ist, Duenna, hier das Stelldichein?

Josefa. Ja.

Carlos. So verbirg mich da!

Josefa. Euch?

Carlos. Mich.

Josefa. Warum?

Carlos. Um Nichts.

Josefa. Ich bergen Euch?

Carlos. Hier.

Josefa. Nimmermehr!

Carlos (aus seinem Gürtel einen Dolch und eine Börse ziehend).
Wollt, Dame, nun gefälligst Euch entscheiden,
Ob Ihr die Börs', ob Ihr die Klinge wählet!

Josefa (die Börse nehmend). Seid Ihr der Teufel?

Carlos. Ja.

Josefa (einen engen Mauerschrank öffnend). So kommt herein!

Carlos (den Schrank prüfend). In dieses Loch?

Josefa (den Schrank verschließend). Wenn Du nicht willst, so geh'!

Carlos (den Schrank wieder öffnend). Ich will.
(Denselben noch einmal prüfend.)
Ei! wäre dies vielleicht der Stall
Für Deinen Gaul, den edlen Besenstiel?
(Er duckt sich mühsam hinein.)
Uf!

Josefa (mit affektirtem Aerger die Hände zusammenschlagend).
Hier ein Mann!

Carlos (im offen gebliebenen Schrank). Nicht wahr, ein Mädchen war's,
Was Deine Herrin hier erwartete?

Josefa. O Himmel! ich vernehme Donna Sol!
Verschließet eiligst, Herr, des Schrankes Thür!
(Sie stößt an die Thüre des Schranks, welche zuklappt.)

Carlos (aus dem Bauche des Schranks). Ein Wort, Duenna, und Ihr seid des Todes!

Josefa (allein). Wer ist der Mann? . . . Mein Gott! . . wie! wenn ich riefe? . . .
Wen? außer mir und Sol schläft 's ganze Schloß.

Bah! Kommt der Andre doch! Ihn geht es an.
Er führt ein gutes Schwert; der Himmel mög'
Uns vor der Hölle wahren! (Die Börse in der Hand wägend.)
Alles wohl
Erwogen, ist der Mann kein Dieb.
(Herein tritt Donna Sol, in weißem Unterkleid; Donna Josefa verbirgt die Börse.)

Zweiter Auftritt.

Die Nämlichen. Donna Sol, dann Hernani.

Sol. Josefa!
Josefa. Mein Fräulein!
Sol. Ah! mir bangt vor einem Unglück:
(Geräusch von Tritten an der kleinen Pforte.)
Hernani sollte hier sein ... Horch! er kommt!
Schnell öffne, eh' er klopft, geschwind, geschwind!
(Josefa öffnet die kleine Pforte. Herein tritt Hernani. Großer Mantel, großer Hut. Darunter ein aragonisches Bergmannskostüm, grau, mit ledernem Panzer, einem Degen und Dolch, und einem Horn an der Hüfte.)
Sol (ihm entgegeneilend). Hernani!
Hernani. Donna Sol! Ach! seh' ich Dich
Doch endlich und vernehme Deine Stimme!
Warum hält Dich und mich das Loos so fern?
Wie sehr bedarf ich Deiner, um die Welt,
Die Menschen zu vergessen!
Sol (seine Kleider befühlend). Jesus! wie
Dein Mantel trieft! Es regnet also stark?
Hernani. Ich weiß nicht.
Sol. Du mußt frieren?
Hernani. Bah! thut nichts!

Sol. Zeg' ab doch diesen Mantel!

Hernani. Donna Sol,

Geliebte, sprich, wenn Du entschlummert sanft,
Unschuldig, rein, und nun ein froher Traum
Den Mund Dir öffnet und mit seinem Finger
Dein Auge schließt: sagt dann ein Engel Dir,
Wie göttlich mild Du dem Unglücklichen,
Den alle Welt verläßt und von sich stößt?

Sol. Freund, Du bist lange ausgeblieben! Doch
Sprich, hast Du kalt?

Hernani. Ich ... glühe neben Dir!
Ha! wenn die eifersücht'ge Liebe gährt
In unsern Köpfen, wenn das Herz uns schwillt
Und sich mit Wettern füllt: was schiert uns dann
Ein Wölklein Dunst, das im Vorüberziehn
Uns etwas Sturm und Blitze schleudern kann?

Sol (ihm den Mantel abnehmend). Komm, gib den Mantel sammt der Klinge her!

Hernani (die Hand an der Scheide). Nein! Sie ist meine zweite Freundin; auch
Unschuldig, treu! — Der alte Herzog, Sol,
Dein künftiger Gemahl, Dein Oheim, also ist
Abwesend?

Sol. Ja, und diese Stund' ist unser.

Hernani. Ein Stündlein! Weiter nicht! Für uns nicht mehr
Als eine Stunde! Dann ... je nun! es muß
Vergessen dann, wo nicht, gestorben sein!
Doch ... Engel! eine Stunde, eine Stunde
Mit Dir ... ha, wahrlich! was ist wohl dagegen
Ein Leben, was die ganze Ewigkeit?

Sol. Hernani!

Hernani (bitter). Ei, wie glücklich bin ich, daß

Der Herzog ausgeht! Gleich dem Dieb, der behend
Die Thüre sprengt, schlüpf' eilig ich herein,
Ich sehe Dich und raube diesem Greis
Ein Stündlein Deines Sangs und Deines Blickes:
Und ich soll glücklich sein! und man beneidet
Mich ohne Zweifel um die Stunde noch,
Die ich ihm stehl', . . . und er raubt mir ein Leben!

Sol. Beruhige Dich, Freund! —

(Der Duenna den Mantel reichend.)

Josefa, laß ihm
Den Mantel trocknen. — (Josefa geht hinaus.)

(Sie setzt sich und gibt Hernani ein Zeichen, sich neben ihr niederzulassen.)

Setze Dich hieher!

Hernani (ohne auf sie zu hören). Der Herzog also ist vom Schlosse weg?

Sol (lächelnd). Wie groß Du bist! . . .

Hernani. Ist ferne . . .

Sol. Liebe Seele,
Wir wollen nicht mehr an den Herzog denken.

Hernani. Nein! denken wir an ihn, mein Fräulein! Ha!
Der Greis! er liebt Dich, wird zur Frau Dich nehmen!
Verwünscht! Hat er Dir jüngst nicht einen Kuß
Geraubt? und ich soll nicht mehr daran denken!

Sol (lächelnd). Ei, seht! und das jagt Dich in Harnisch so!
Der Kuß von einem Oheim! auf die Stirne!
So ungefähr ein Vaterkuß!

Hernani. Nein, nein!
Ein Ehmannskuß, verliebt und eifersüchtig.
Ha, Du wirst sein sein! Donna, denkst Du dran? . . .
Unsinniger Greis! Der, weil sein Haupt gebeugt,
Um seine Bahn und Tage zu vollenden,
Ein Weib bedarf, und — ein beeist Gespenst —

Die zarte Jungfrau holt. Unsinniger Greis!
Derweil er eine Hand in Deine knöchert,
Traut sich die Parze schon der andern an!
Und ohne Schaudern tritt er zwischen uns
Und unsre Liebe! . . . Greis, so geh' doch hin
Zum Todtengräber, laß das Maß dir nehmen! —
Wer kuppelt Euch? Man zwingt Dich hoffentlich!

Sol. Der König, sagt man, will's.

Hernani. Der König! König!

Mein Vater starb auf dem Schaffot durch seinen.
Und ob auch Jahre drüber hingegangen,
Neu haff' ich stets des weiland Königs Schatten,
Den Sohn, die Wittwe, kurz, die Seinen all'!
Der Todte taugt mir nicht mehr; aber, noch
Ein Knabe, that ich einen hohen Eid,
An seinem Sohn zu rächen meinen Vater.
Dich, Carlos, König von Kastilien,
Sucht' überall ich auf; denn zwischen unsern
Familien lebt kräftig noch der Haß.
Die Väter haben dreißig Jahre sich
Bekämpft, erbarmungslos und ohne Reu;
Drum ist's umsonst, daß diese Väter starben:
Fort lebt der Haß; kein Friede kam für sie,
Die Söhne stehn, den Zweikampf fortzusetzen.
Du also bist's, der dies verfluchungswürd'ge
Verlöbniß will! . . . Nun, desto besser! Lange
Schon sucht' ich dich; du läufst mir in den Weg.

Sol. Hernani, Du entsetzest mich!

Hernani. Ich soll

Mich vor mir selbst entsetzen, da der Fluch
Von Acht und Bann ob meinem Haupte hängt. —
Jetzt höre: der, dem man Dich jung bestimmt,

Dein Ohm, Ruy' von Silva, ist Herzog
Von Pastrana, in Aragonien reich,
Und in Kastilien ein Graf und Grande.
Statt Jugend, die ihm fehlt, kann er, o Jungfrau!
Mit so viel Gold, Geschmeid' und Edelsteinen
Aufwarten Dir, daß Deiner Stirne Glanz
Selbst königliche Stirnen überstrahlt;
Um Rang und Hoheit, Ehre, Reichthum wird
Vielleicht beneiden manche Königin
Die Herzogin! — Jetzt wende um das Blatt!
Ich . . . ich bin arm, von Kind an war der Wald
Mir Heimath, wo ich nackten Fußes irrte.
Zwar hätt' auch ich vielleicht ein glänzend Wappen,
Das heute wird verlöscht von Blutesrost;
Zwar hätt' ich Rechte, die der Schatten deckt,
Ein schwarzes Bahrtuch in den Falten birgt,
Und die, wenn meine Hoffnung sich erfüllt,
Aus dieser Scheide einsmals mit dem Schwerte
Zugleich hervorgehn könnten. Unterdeß
Hat mir der karge Himmel nichts verliehen,
Als was er Allen gibt, Luft, Wasser, Licht. —
Von Einem nun mußt Du Dich machen los,
Vom Herzog oder mir; mußt Einen wählen;
Ihm Dich vermählen, oder folgen mir.

Sol. Ich folge Dir.

Hernani. Zu meiner rohen Horde?
Geächtete, deren Namen schon voraus
Der Henker weiß, Gesellen, deren Herz
So wenig, als ihr Stahl, sich je erweicht,
Die allzumal Blutrache vorwärts spornt?
Wirst meine Bande, wie man's heißt, Du führen?
Denn ich, noch weißt Du's nicht, bin ein Bandit!

Als Alles mich verfolgt' in span'schen Landen,
Hat ganz allein in seinen Forsten, seinen
Gebirgen, seinen Felsen, wo man nur
Vom Adler wird erspäht, als Mutter mich
Gehegt das alte Katalonien.
Bei diesen Männern des Gebirgs, den freien,
Den armen, ernsten, wuchs ich auf, und jetzt
Erscheinen dreißighundert seiner Tapfern,
Wenn hier mein Horn in ihren Bergen schallt ...
Du bebst! Bedenke nochmals, was Du thun willst!
In Berg und Wald, auf Klippen nach mir folgen
Zu Wesen, Deines Traums Gespenstern gleich,
Argwöhnisch Alles scheuen, Augen, Stimmen,
Geräusch und Tritt, im Grase schlafen, aus
Dem Waldbach trinken, und des Nachts, beim Säugen
Des aufgeweckten Kindes, Flintenkugeln
Der Feinde sausen hören Dir ums Ohr;
Unstät und flüchtig mit mir sein, verbannt,
Und dann zuletzt, — es kann wohl auch so kommen —
Dahin mir folgen, wo ich meinem Vater
Hinfolgen werde, auf das Blutgerüst!

Sol. Ich folge Dir.

Hernani. Der Herzog ist ein reicher,
Ein glücklicher und großer Mann; der Herzog
Trägt makellos des Vaters alten Namen;
Der Herzog kann, was er nur will. Der Herzog
Beut Dir mit seiner Hand erlauchte Titel,
Und Rang und Schätze ...

Sol. Morgen reisen wir.
Hernani, tadle meine Kühnheit nicht!
Sie mag befremden: aber kann ich anders?
Bist Du mein böser oder guter Engel?

Ich weiß es nicht; allein ich bin Dein Sklav'.
Wohin Du gehen magst, ich gehe mit;
Dein bin ich hier, wie dort. Warum ich so bin?
Ich kann's nicht sagen; doch ich muß Dich sehn,
Und wieder sehn, und immer sehen ... Wenn
Dein Tritt verhallt, so schlägt mein Herz nicht mehr;
Du fehlst mir, ich bin aus mir selbst heraus;
Doch dringt der Schall von diesem lang erhorchten,
Geliebten Tritt zum Ohr mir endlich wieder,
Dann fällt mir, daß ich lebe, wieder ein,
Ich fühle, daß die Seele mir zurückkehrt.

Hernani (sie in seine Arme drückend). Du Engel!

Sol. Morgen. Um die Mitternacht
Bring Dein Geleite. Unter meinem Fenster.
Traun! muthig, tapfer werd' ich sein! Du thust
Drei Schläge.

Hernani. Weißt Du jetzo, wer ich bin?

Sol. Mein hoher Herr! wozu? ... ich folge Dir!

Hernani. Nein, schwaches Kind! weil Du mir folgen willst,
So mußt Du wissen, welcher Name, Rang
Und Geist und Schicksal sich verbirgt im Hirten
Hernani: einen Räuber mochtest Du,
Wirst den Verbannten Du behalten mögen?

Carlos (die Schrankthüre aufschlagend). Will Dein Geschichtlein nie zu Ende kommen?
Glaubst Du, man stecke gut in einem Schrank?
(Hernani tritt erstaunt zurück. Donna Sol stößt einen Schrei aus und flüchtet sich in seine Arme, auf Don Carlos entsetzte Blicke heftend.)

Hernani (die Hand am Degengriff). Wer ist der Mann?

Sol. O Himmel! ach! zu Hülfe!

Hernani. Schweigt, Donna Sol! Ihr weckt die Eifersucht.
Bin ich bei Euch, so bitt' ich, wollet nie —

Geschehe was da mag — um andre Hülfe,
Als meine, schrei'n! (Zu Carlos.)
Was habt Ihr hier gethan?
Carlos. Ich? ... Wie es scheint, ritt ich durch keinen Wald.
Hernani. Wer spottet, wenn er schon beleidigt, dürfte
Zum Lachen seinen Erben leichtlich reizen.
Carlos. Messir! das hält ein Jeder wie er will!
Wir wollen offen sein! Ihr liebt die Dame
Und ihre schwarzen Augen, jede Nacht
Bespiegelt Ihr die Euren drin. Ganz gut!
Die Dame lieb' auch ich, und möchte gern
Den kennen lernen, welchen ich so oft
Durchs Fenster steigen sah, derweil am Thor
Ich wartete.
Hernani. Auf Ehre, edler Herr!
Zur gleichen Oeffnung, die mir dient herein,
Werd ich Euch gleich hinausspazieren lassen.
Carlos. Wir wollen sehn. Ich biete diesemnach
Der Dame meine Lieb' an. Theilen wir!
Warum nicht? O! in ihrer schönen Seele
Erblickt' ich so viel Liebe, Zärtlichkeit,
Und Güte, daß Madame, ich wette drauf,
Zwei Schmachtende damit versorgen kann.
Nun, — als ich heute Abend meinen Plan
Vollenden wollte, nahm man mich für Euch,
Durch Ueberraschung hielt ich mich im Platz,
Verberge mich und lausch' — ich will's nur sagen; —
Doch hört' ich wenig und erstickte schier,
Zerriß mir ferner die französ'sche Weste; —
Drum frisch heraus! da bin ich.
Hernani. Meiner Klinge
Ist's auch nicht wohl: sie will heraus.

Carlos (sich verbeugend). Mein Herr!
Zu Euren Diensten.
Hernani (seinen Degen ziehend).
(Carlos zieht seinen Degen.)
Vorgesehen!
Sol (sich zwischen sie werfend). Hernani!
O Himmel!
Carlos. Stille doch, Sennora!
Hernani. Sagt
Mir Euren Namen!
Carlos. Ei! sagt mir den Euren!
Hernani. Den heb' ich auf, geheim, verderbenvoll,
Für einen Andern, welcher eines Tags,
Wenn ich den Fuß auf seine Brust ihm setze,
In seinem Ohr soll fühlen meinen Namen
Und in dem Herz die Klinge meines Schwerts!
Carlos. Wie heißt der Andre dann?
Hernani. Was geht's Dich an?
Parire! wehre Dich!
(Ihre Klingen kreuzen sich. Donna Sol fällt zitternd in einen Lehnstuhl. Man hört Schläge an der Thüre.)
Sol (entsetzt auffahrend). Herr Gott! man klopft!
(Die Kämpfenden halten an; herein tritt Donna Josefa durch die kleine Thüre, schreckenbleich.)
Hernani (zu Josefa). Wer klopft? . . .
Josefa (zu Donna Sol). Madame, ein Schlag, der unerwartet
Uns trifft! Der Herzog, der zurückkehrt, ist's.
Sol. Der Herzog! Alles ist verloren! O,
Ich Unglücksel'ge!
Josefa (die Augen um sich werfend). Himmel hilf! Der Fremde!
Gezückte Degen! ein Duell! Recht brave
Vorkehrungen auf den Empfang des Herzogs!

(Die beiden Kämpfenden stecken ihre Degen in die Scheide. Don Carlos hüllt sich wieder in seinen Mantel und drückt seinen Hut über die Augen. Man klopft von Neuem.)

Hernani. Was anzufangen? (Klopfen.)

Stimme (von Außen). Oeffnet, Donna Sol!

(Donna Josefa thut einen Schritt nach der Thüre, Hernani hält sie auf.)

Hernani. Nein, öffnet nicht!

Josefa (ihren Rosenkranz ziehend). St. Jakob, Heiliger!
Errett' uns aus der Noth! (Neues Klopfen.)

Hernani (dem Don Carlos nach dem Schrank winkend). Geschwind hinein!

Carlos. Da in den Schrank?

Hernani. Nur zu! ich nehm's auf mich.
Wir haben beide Platz.

Carlos. Ich danke sehr,
's ist mir zu weit.

Hernani (die kleine Thüre zeigend). So flieh'n wir hier hinaus!

Carlos. Gut Nacht! Was mich betrifft, so bleib' ich hier.

Hernani. Ha! Kopf und Blut! . . . Das sollt Ihr zahlen, Herr! (Zu Donna Sol.)
Wenn ich die Thüre sperrte?

Carlos (zu Josefa). Machet auf!

Hernani. Was sagt er?

Carlos (zu der erstarrt dastehenden Josefa). Aufgemacht! sag' ich!

(Man klopft immerfort. Donna Josefa schickt sich zitternd an, zu öffnen.)

Sol. Ich sterbe!

Dritter Auftritt.

Dieselben. Don Ruy Gomez de Silva. Diener mit Fackeln.

Gomez (Bart und Haare weiß; schwarz gekleidet, den Orden des goldenen Vließes am Hals). Wie? Männer in dem Zimmer meiner Nichte
Zu dieser Nachtzeit! All' heran! So was
Verdient, daß man nicht spare Licht und Lärm! (Zu Donna Sol.)
Beim St. Johann von Avila! mir scheint,
Mein Seel'! wir sind hier unser drei
Bei Euch, mein Fräulein! also zwei zuviel!
(Zu den jungen Männern.)
Was thut denn Ihr da, meine jungen Ritter? —
Als Cid und Bernard lebten, diese Riesen
Von Spanien und der Welt, durchzogen sie
Die zwei Kastilien, den Greisen Ehrfurcht
Bezeugend und Jungfrauen Schutz gewährend.
Das waren tapfre Männer, die den Stahl-
Und Eisenpanzer leichter fanden, als
Den Sammt Ihr. Und diese Männer ehrten
Den grauen Bart, und ihre keusche Liebe
Zog am Altar sie auf die Kniee. Nie
Verriethen sie Jemand, und darum zwar,
Weil ihres Hauses Ehre sie bewahrten.
Sie nahmen ihre Frauen makellos,
An hellem Tag, vor aller Welt, das Schwert,
Die Streitaxt oder Lanze in der Hand. —
Was aber die Meineidigen betrifft,
So Nachts, die Augen an die Ferse heftend,
Und ihre Schurkenschliche nur dem Dunkel
Vertrauend, darauf ausgeh'n, Ehemännern

Die Keuschheit ihrer Weiber abzuschütteln:
So schwör' ich, daß der Ahnherr von uns Allen,
Der Eid, als Knechte sie behandelt, sie
Aufs Knie geworfen, und mit flachem Schwert,
Erniedernd ihren angemaßten Adel,
Gepeitscht ihr Wappen und zerschlagen hätte! . . .
Das würden — mit Entrüstung denk' ich dran —
Die Männer alter Zeit den jetz'gen thun.
Was seid Ihr, hier zu üben, hergekommen? . . .
Wohl um nichts Anderes, als mir, dem Alten,
Mit Knabenfrechheit in den Bart zu lachen!
Hohnlachen will man mir, Zamora's Krieger!
Und wenn man gehn mich sieht mit grauem Haar,
So wird man lachen! Ihr zum Mindesten
Sollt es nicht sein, die lachen! . . .

Hernani. Herzog!

Gomez. Still!

Was! Kinder, Ihr! habt Degen, Lanze, Ring,
Gelage, Jagden, Feste, Hunde, Falken,
Habt Lieder, Nachts zu leiern am Balkon,
Habt Seidenröcke, Federn auf dem Hut;
Habt Ringelrennen, Bälle, Jugend, Lust . . .
Und Langeweile plagt Euch! ihr begehrt
Um jeden Preis, wie's Euch der Zufall bringt,
Ein Steckenpferd: und wählet einen Greis!
O, Ihr habt es zerbrochen gleich, ihr Knaben!
Eu'r Steckenpferd, den Greisen!

Hernani. Excellenz!

Gomez. Wer wagt zu sprechen, wenn ich sage: still!

Hernani. Herr Herzog . . .

Gomez. Ritter! hieher! her zu mir! —

Und nun, Ihr Herren! glaubet Ihr, wir hätten

Hier einen Spaß getrieben? ... Wie! in meinem Haus
Befindet sich ein heil'ger Schatz: es ist
Die Ehre einer Jungfrau, einer Frau,
Die Ehre eines ganzen edlen Stamms;
Ich liebe diese Jungfrau, meine Nichte,
Sie soll in Bälde tauschen ihren Ring
Um meinen Fingerreif; ich achte sie
Für keusch und rein und heilig jedem Mann:
Da muß ich einmal eine Stunde ausgehn, —
Und ich, der Ruy Gomez von Silva heißt,
Darf solches nicht versuchen, ohne daß
Ein Ehrendieb sich schleicht an meinen Herd!
Zurück, Ihr Jungen! hinter mich! ha! das
Sind Eure Feste! Traun! Bastarde müßten
Erröthen, so zu handeln, wie Ihr thut!
Nein! Nein! ganz gut! Nur fortgefahren so!
Hab' ich noch etwas Andres? (Er reißt seine Halskette ab.)
Da! nehmt hin!
Mit Füßen tretet's! stampft's, mein goldnes Vließ!
(Er wirft seinen Hut ab.)
Rauft meine Haare! macht sie spottgemein!
Dann könnt Ihr morgen in der Stadt Euch rühmen,
Daß niemals Wüstlinge in frechem Spiel
Auf einer edler'n Stirne weißre Locken
Mit ihrem Koth besudelt!

Sol. Edler Herr ...

Gomez (zu seinen Dienern). Bereiter! Reiter! auf! zu Hülfe mir!
Gebt Axt und Dolch mir und Toledo-Klingen.
(Zu den beiden jungen Männern.)
Und Ihr folgt beide.

Carlos (vortretend). Herzog, darum handelt

Vorerst sich's nicht. Es handelt von dem Tod
Des deutschen Kaisers Maximilian.
(Er wirft den Mantel ab und enthüllt sein verkapptes Antlitz.)
Gomez. Ihr scherzt? ... Mein Gott! Der König!
Sol. König.
Hernani (mit leuchtenden Augen). König
Von Spanien!
Carlos (ernst). Ja, Carlos. Seid Ihr denn
Von Sinnen, Herzog? — Tods verblichen ist
Der Kaiser, meiner Aeltern Vater, erst
Seit heute Abend weiß ich's, komme schnell,
Es Dir, dem lieben, treuen Unterthan,
Zu melden in Person, um Deinen Rath
Incognito zu hören, und des Nachts.
Gar einfach ist das Ding; wozu der Lärm?
(Don Ruy Gomez entläßt seine Leute durch einen Wink. Er betrachtet Don Carlos, welchen Donna Sol mit Furcht und Ueberraschung ansieht, während Hernani, der in einer Vertiefung steht, ihn mit Flammenblicken durchbohrt.)
Gomez. Doch warum ward so lang mir nicht geöffnet?
Carlos. Ei, sehr natürlich! Du erscheinst mit großem
Gefolge, während mich ein Staatsgeheimniß
In Deinen Palast führt; gewiß, ich kam,
Es Deinen Knechten auszuplaudern, nicht.
Gomez. Hoheit, verzeiht, der Schein ...
Carlos. Mein guter Vater,
Zum Gouverneur des Schlosses Figueras
Hab' ich ernannt Dich, aber wen soll ich
Dir selber setzen jetzt zum Gouverneur?
Gomez. Verzeiht ...
Carlos. Genug, und kein Wort mehr davon!
Der Kaiser also ist gestorben.

Gomez. Todt
Ist Eurer Hoheit Aeltervater?
Carlos. Herzog,
Du siehst mich drob von Traurigkeit durchdrungen.
Gomez. Wer folgt auf ihn?
Carlos. Ein Sachsenherzog steht
Zu oberst auf der Liste. Franz der Erste
Von Frankreich ist ein Mitbewerber auch.
Gomez. Wo werden die Churfürsten sich versammeln?
Carlos. Zu Aachen, glaub' ich, Speyer oder Frankfurt.
Gomez. Hat unser König, lange mög' er leben!
Nie auf den Kaiserthron gesonnen?
Carlos. Stets!
Gomez. Euch kommt er zu.
Carlos. Ich weiß es.
Gomez. Euer Vater
War Erzherzog von Oestreich, und das Reich
Wird, hoff' ich, nicht vergessen haben, daß
Es Euer Aeltervater war, der kaum
Den Purpur mit dem Bahrtuch hat vertauscht.
Carlos. Und ferner ist man Bürger auch von Gent.
Gomez. In meiner Jugend sah ich Euren Ahn.
Ach, mich allein hat dieser Zeitenstrom,
Der ein Jahrhundert ganz verschlang, geschont.
Todt ist jetzt Alles. Der so eben starb,
Das war ein mächtiger, glorreicher Kaiser ...
Carlos. Rom ist für mich.
Gomez. Ein fester, starker Held,
Und nicht tyrannisch. Ganz vorzüglich stand
Sein Kopf dem alten deutschen Reichesrumpf.
Carlos. Der König Franz ist ein Ehrsüchtiger!
Kaum macht sein Aug' der alte Kaiser zu,

So fängt er mit dem Reich zu kosen an.
Hat er denn nicht sein äußerst christlich Frankreich?
Man dächte doch, dies sei ein schöner Theil,
Womit sich Einer wohl begnügen könnte.
Mein Ahn, der Kaiser, sprach zu König Ludwig:
„Gesetzt, daß ich Gott Vater wär' und hätte
„Zwei Söhne, macht' ich aus dem Aelt'sten Gott,
„Und aus dem zweiten einen König Frankreichs."

(Zum Herzog.)

Glaubst Du, der Franz hab' ein'ge Hoffnung?

Gomez. 's ist
Ein Siegerdegen.

Carlos. Alles müßte dann
Geändert werden. Eines Fremden Wahl
Ist ausgeschlossen durch die goldne Bulle.

Gomez. So angesehen, seid Ihr Spaniens König.

Carlos. Ich bin ein Bürger Gent's.

Gomez. Der letzte Krieg
Hat König Franz den Ersten hochgestellt.

Carlos. Der Adler, der aus meinem Helme bald
Vielleicht hervorbricht, kann die Schwingen auch
Entfalten.

Gomez. Eure Hoheit kann Latein?

Carlos. Nur wenig.

Gomez. Desto schlimmer: Deutschlands Adel
Liebt sehr, daß man lateinisch mit ihm spricht.

Carlos. Mit Spanischem aus einem hohen Ton
Wird sich der Deutsche ebenfalls begnügen.
Denn — glaubt dem König Carl! — wenn das Organ
Nur kräftig ist, liegt an der Sprache nichts.
Ich reise ab nach Flandern. Theurer Silva,
Als Kaiser muß Dein König wiederkehren.

Der König Franz setzt Alles in Bewegung,
Ich will es gleich an Schnelligkeit ihm thun.
Mit Nächstem reis' ich.

Gomez. Ihr verlaßt uns, Hoheit,
Eh' Aragon von den verfluchten Meuterern
Gesäubert ist, die eine freche Stirn
In unsern Bergen überall erheben?

Carlos. Die Bande zu vertilgen, will dem Herzog
Von Arcos ich befehlen.

Gomez. Werdet Ihr
Dem Hauptmann, der sie führt, befehlen auch,
Daß er sich abthun läßt?

Carlos. Wer ist's? Wie heißt er?

Gomez. Weiß nicht. Man nennt ihn einen rohen Gast.

Carlos: Bah! Derzeit birgt er in Galizien sich,
Mit einigen Milizen fass' ich ihn.

Gomez. So ist es falsch, daß er hier nahe haust.

Carlos. Geschwätze! — Diese Nacht bist Du mein Wirth.

Gomez (sich bis zur Erde verneigend). Ich danke, Hoheit!

(Er ruft seinen Dienern.)

Eure Ehrerbietung
Bezeuget All' dem König, meinem Gast!

(Die Diener treten mit Fackeln ein. Der Herzog stellt sie in zwei Reihen bis zur Thüre im Hintergrunde auf. Inzwischen kommt Donna Sol immer näher zu Hernani. Der König beobachtet beide.)

Sol (leise zu Hernani). Unfehlbar morgen, unter meinem Fenster,
Um Mitternacht, drei Schläge mit der Hand
Sind unser Zeichen.

Hernani (leise). Morgen.

Carlos (bei Seite). Morgen!

(Laut zu Donna Sol, der er mit Galanterie einen Schritt näher tritt.)

Laßt

Mich zum Hineingehn meine Hand Euch bieten!

(Er reicht ihr die Hand und führt sie an die Thüre. Sie tritt ab.)

Hernani (die Hand in der Brust am Dolchgriff). Mein guter Dolch!

Carlos (zurückkommend, für sich). Es scheint, daß unserm Mann
Nicht wohl ist bei der Sache.

(Er nimmt Hernani auf die Seite.)

Ich hab' Euch
Die Ehr' erwiesen, Euern Degen, Herr,
Zu rühren; hundert Gründe machen
Euch mir verdächtig; doch zuwider ist
Verrath dem Könige Don Carlos. Geht!
Selbst Eure Flucht gefällt mir noch zu schützen.

Gomez (zurückkommend und auf Hernani deutend). Wer ist der Herr?

Carlos. Er reiset wieder ab;
Der Edelmann gehört zu dem Gefolge.

(Sie gehen mit Dienern und Fackeln hinaus. Der Herzog trägt dem König eine Wachskerze vor.)

Vierter Auftritt.

Hernani (allein.)

Ja, zum Gefolge, König! zum Gefolge! —
Mit Recht gehör' ich drunter. Tag und Nacht
Und Schritt vor Schritt folg' in der That ich dir!
Die Hand am Dolch, das Aug' auf deine Spur
Geheftet, geh' ich durch die Welt; in mir
Verfolgt mein Stamm den deinigen in dir!
Dazu bist du mein Nebenbuhler auch!
Mein Busen schwankte zwischen Lieb' und Haß —
Nur einen Augenblick — für sie und dich
War er nicht weit genug; und ich vergaß
Dein Hassen, das mich drückt, ob ihrer Liebe.
Doch weil Du's willst, weil du mich selber kommst
Zu mahnen: gut, ich denke wieder dran!
Ich lege meine Liebe auf die Schaale,
Sie sinkt: es siegt der neugestählte Haß.
Ja, zum Gefolge deines Hofs gehör' ich,
Du hast es selbst gesagt! Wohlan, es sei!
Nie soll ein Höfling, der verfluchten Dienst
Dir Morgens thut, nie soll ein Kronvasall,
Der deinen Schatten küßt, ein Majordom,
Der sein Gefühl, dir fügsam, abgeschworen,
Nie sollen Palasthunde, zum Geleit
Für einen König fein dressirt, so emsig
Auf Tritt und Schritt nachlaufen dir, wie ich!
Was Alle von dir wollen, diese Granden
Kastiliens, ist ein närr'scher Titel, ist
Ein blinkend Steckenpferd, ein goldner Schöps,
Den um den Hals man hängt; . . . so närrisch trachte

Nach einer solchen Kleinigkeit ich nicht!
Ich will von dir nicht eine leere Gunst,
Die Seele deines Leibs begehre ich
Und deiner Adern Blut, begehre was
Ein wilder Siegerdolch im Herzensgrund,
Worin er lange wühlt, nur finden kann. —
Voran, ich folge dir! Mein Rachedurst,
Der mit mir wacht, ermattet nie und raunt
Mir Wuth ins Ohr! . . . O König, gehe nun
Und eile, wie du willst: stets bin ich da,
Ich dränge dich; geräuschlos sucht mein Schritt
Den deinigen, und treibt ihn, folgt ihm nach!
Am Tage wirst du, König, nicht das Haupt
Umwenden können, ohne mich zu schaun,
Der dräuend, düster starrt in deine Feste;
Des Nachts, o König, wirst kein Auge du
Verwenden können, ohne hinter dir
Das Wetterleuchten meines Blicks zu sehn!

(Er geht zur kleinen Thüre hinaus.)

Zweiter Akt.

Ein offener Hof. — Zur Linken die großen Mauern des Hôtel Silva, mit einem Balkonfenster; unter dem Fenster eine kleine Thüre; zur Rechten und im Hintergrund Häuser und Straßen. — Es ist Nacht. — Da und dort sieht man an der Vorderseite der Gebäude noch einige beleuchtete Fenster.

Erster Auftritt.

Don Carlos, Don Sancho, Don Mathias, Don Ricardo.

Alle vier kommen herbei, Don Carlos an der Spitze. Sie sind in lange Mäntel gehüllt, deren unterer Rand allein durch die Degen ein wenig geschürzt wird.

Carlos (den Balkon untersuchend). Es ist Balkon und Thüre
. . . Wie mirs Blut kocht!

(Auf das unerleuchtete Fenster deutend.)

Kein Licht noch da . . . und Lichter überall,
Wo ich sie nicht will, nur an diesem Fenster,
Wo ich eins wollte, nicht!

Sancho. Zurückzukommen
Auf den Verräther, Hoheit. Also ließ't Ihr ihn
Entrinnen! . . .

Carlos. Wie Du sagst.

Mathias. Das war vielleicht
Just der Major der Räuber!

Carlos. Ob Major,

Ob vielmehr Hauptmann er bei ihnen sei:
Nie sah ein König stolzer aus, gekrönt.

Sancho. Sein Name, Herr?

Carlos. Fernan ... ein Nam' in i.

Sancho. Vielleicht Hernani?

Carlos. Ja.

Sancho. Er ist's!

Mathias. Der Hauptmann
Hernani war's?

Sancho (zum König). Verblieb Euch Einiges
Von seinen Worten im Gedächtniß?

Carlos (ohne ein Auge von dem Fenster wegzuwenden). Nein;
In dem verfluchten Schrank konnt' ich nichts hören.

Sancho. Er war in Eurer Hand, warum entließt
Ihr ihn?

(Don Carlos kehrt sich gravitätisch um und sieht ihn groß an.)

Carlos. Graf Monterey! Ihr fragt mich aus!

(Die Edelleute treten zurück und schweigen.)

Auch kümmert dieser Punkt mich weniger:
Ans Liebchen will ich ihm, nicht an den Kopf.

Ricardo. Mein Lehensherr, warum an beide nicht?

Carlos. Ein würd'ger Rath, und der Euch Ehre macht,
Herr Graf! ... Ihr gehet schnurgerade los
Auf Euern Zweck, und habt 'ne rasche Hand!

Ricardo (sich verneigend). Kraft welcher Huld nennt mich
der König Graf?

Sancho. Aus Mißverstand.

Ricardo (zu Sancho). Der König hieß mich Graf.

Carlos. Genug! (Zu Ricardo.)
Ganz recht. Ich ließ den Titel fallen...
Lies Du ihn auf!

Ricardo. Ich danke, hoher Herr!

Sancho (zu Don Mathias). Ein schöner Graf! Ein Graf aus Uebereilung!

(Don Carlos geht im Bühnengrunde auf und ab und betrachtet mit Ungeduld die beleuchteten Fenster.)

Mathias (zu Don Sancho, auf dem Vordergrund des Theaters).
Was will der König mit dem schönen Fang,
Ist er gethan, beginnen?

Sancho (mit höhnischem Seitenblick auf Don Ricardo). Erst ernennt
Er sie zur Gräfin, dann zur Ehrendame;
Ihr Sohn, wenn sie ihm einen bringt, wird König.

Mathias. O geht mir! ein Bastard! Der König selbst
Kann aus 'ner Gräfin keinen König ziehn!

Sancho. Dann macht er zur Marquise sie, Herr Marquis!

Mathias. Bastarde hebt man für eroberte
Landschaften auf zu Vicekönigen..
Da sind sie gut genug.

(Don Carlos kommt zurück und betrachtet mit Wuth alle die beleuchteten Fenster.)

Carlos. Ist's doch, als ob
Uns eifersücht'ge Augen spähten aus! . . .

(Zwei Fenster löschen.)

Zwei endlich gehen aus! Ha, meine Herrn,
Wie lang sind Augenblicke der Erwartung!
Wer kann der Stunde trägen Gang beflügeln?

Sancho. Das sagen wir bei Eurer Hoheit oft.

Carlos. Indeß bei Euch mein Volk es wiederholt.

(Das letzte beleuchtete Fenster wird dunkel.)

Das letzt' ist aus!

(Zu dem immer finster bleibenden Balkon der Donna Sol gewendet.)

Nun, du verfluchtes Glas!
Wann wirst du hell? Das ist 'ne finstre Nacht.
Komm, Donna Sol, und strahl', ein heller Stern,
In diesen Schatten! — Ist es Mitternacht?

Ricardo. Bald Mitternacht.

Carlos. Jetzt muß gehandelt sein!
Der Andre könnt' als Störenfried erscheinen.
(Das Fenster der Donna Sol wird hell; ihr Schatten malt sich auf den erhellten Scheiben.)
Gebt eine Fackel, Freunde, mir! . . . Ihr Schatten
Am Fenster! Nie erblickt' ich so entzückt
Den Sonnenaufgang. Eilen wir! Sie harrt
Auf ihr Signal: drei Schläge mit der Hand.
Gleich, Freunde, werdet Ihr sie kommen sehn.
Doch könnt' ihr Angst erregen unsre Zahl . . .
Schleicht alle Drei dort in den Schatten hin,
Den Andern zu erspähen. Theilen wir
Uns, Freunde, in die beiden Liebenden!
Die Dame mir, den Räuber Euch!

Ricardo. Schön Dank!

Carlos. Erscheint er, so enteilt dem Hinterhalt
Und gebt dem Gimpel einen tücht'gen Stoß!
Indeß er auf dem Pflaster seine Sinne
Zusammenliest, entführe ich die Schöne,
Und später lachen wir des Schwanks. Allein
Sein Leben schont! er ist ein tapfrer Mann,
Und eines Mannes Tod ist schwerer Ernst.
(Die Edelleute verneigen sich und treten ab. Don Carlos läßt sie weiter gehen, dann klopft er dreimal mit der Hand; beim dritten Mal geht das Fenster auf und Donna Sol erscheint auf dem Balkon.)

Zweiter Auftritt.

Don Carlos. Donna Sol.

Sol (auf dem Balkon). Bist du's, Hernani?

Carlos (für sich). Teufel! Stille, Mund!

(Er klopft von Neuem.)

Sol. Ich komme schon.

(Sie schließt das Fenster, das Licht verschwindet. Einen Augenblick darauf öffnet sich die kleine Thüre, Donna Sol tritt heraus mit einer Lampe in der Hand und spricht:)

Hernani! (die Thüre öffnend).

(Carlos drückt den Hut nieder ins Gesicht und stürzt nach ihr hin. Donna Sol läßt ihre Lampe fallen.)

Gott! das ist
Sein Gang nicht! (Sie will wieder hineingehen.)

Carlos (eilt auf sie zu und hält sie am Arm zurück). Donna Sol!

Sol. Nicht seine Stimme!
O ich Unglückliche!

Carlos. Was für 'ne Stimme
Begehrst Du denn? Verliebtere gibt's nicht!
Auf jeden Fall ist ein Anbeter hier,
Und zwar ein König, der Dich betet an!

Sol. Der König!

Carlos. Wünsche, fordre! Vor Dir liegt
Ein Königreich! Der Mann, in dessen Arm
Du so Dich sträubest, ist Dein Herr und König,
Ist Carl, Dein Sklav!

Sol (sich loszumachen strebend). Hernani, spring mir bei!

Carlos. O, welch gerecht und würdiges Entsetzen!
Nicht Dein Bandit, der König hält Dich fest!

Sol. Nein, der Bandit seid Ihr! Besitzt Ihr denn
Kein Schamgefühl? O pfui! Mir steigt für Euch

Die Röthe ins Gesicht! Sind das die Thaten,
Womit der König seinen Ruf erwirbt?
Ein Weib zu rauben, mit Gewalt, bei Nacht!
O, wie viel mehr ist mein Hernani werth!
Ich sag' es laut, Herr König, wenn der Mann
Geboren würde, wo sein Herz ihn hinstellt,
Wenns Herz den Räuber oder König machte:
Dann wäre sein die Krone, Dein der Dolch.

Carlos (sie an sich zu ziehen bemüht). Mein Fräulein! . . .

Sol. Und vergeßt Ihr, daß ein Graf
Mein Vater war?

Carlos. Zur Herzogin erheb'
Ich Euch.

Sol (ihn zurückstoßend). O welche Schande! Weg von mir

(Sie tritt einige Schritte zurück.)

Nichts kann geschehen zwischen uns, Don Carl!
Mein alter Vater hat sein Blut in Strömen
Für Euch vergossen; ich bin eine Jungfrau
Aus edlem Stamm und stolz auf dieses Blut,
Zu gut zur Favoritin, zu gering
Zur Gattin!

Carlos. Nun wohlan, so theilt mit mir
Den Thron und Namen! Kommt! Und Königin
Und Kais'rin werdet . . .

Sol. Nein, ein Fallstrick ist's!
Und zudem, Hoheit, frei gered't, ist denn
Die Frage nicht um Euere Person?
Wohlan, ich sage, weil's gesagt sein muß,
Weit zieh' ich's vor, mit ihm, mit meinem theuren
Hernani, meinem König, umzuirren,
Und außer Welt und dem Gesetz zu leben,

In Durst- und Hungerspein, das ganze Jahr
Verfolgt und flüchtig, Tag für Tag sein arm
Geschick, Verlassenheit, Verbannung, Krieg,
Entsetzen, Elend, Trauer, — Alles theilend,
Als eines Kaisers Kaiserin zu sein.

Carlos. Wie glücklich ist der Mann!

Sol. Was? Arm, verbannt
Sogar! Wie leicht erträgt sich Armuth, Acht,
Wenn man geliebt wird! Ich bin so allein,
Indeß ein Engel seinen Schritt geleitet!

Carlos. Mich also hasset Ihr?

Sol. Ich lieb' Euch nicht.

Carlos (sie heftig aufassend). Je nun, was liegt daran?

Sol. O Himmel! Wie?
Ihr seid der Oberherr, seid König, unter
Herzoginnen, Marquisen, Gräfinnen
Habt Ihr die Wahl. Die Damen Eures Hofs
Sind stets bereit, mit ihrer Liebe Euch
Zu dienen. Aber mein Verbannter, was
Hat von dem geiz'gen Himmel er empfangen?
Ihr habt Kastilien, Aragon, Navarra,
Leon und Murcia nebst zehn weitern Reichen,
Dann Flandern und das Goldland Indien!
Ihr habt ein Reich, wie sonst kein andrer Fürst,
Unendlich, drin nicht untergeht die Sonne!
Und da Ihr Alles habt: wie mögt Ihr, König,
Mich armes Mädchen rauben wollen ihm,
Der nichts hat außer mir?

(Sie wirft sich ihm zu Füßen; er sucht sie fortzuschleppen.)

Carlos. Komm, komm mit mir!
Ich will nichts weiter hören! Wenn Du mich
Begleitest, geb' ich Dir vier — wähle draus! —

Von meinen Spanien! Sprich nur, wähle, welche
Du willst! (Sie ringt in seinen Armen.)

Sol. Bei meiner Ehre, Herr, ich will
Nur diesen Dolch von Euch, und weiter nichts!
(Sie reißt ihm den Dolch aus dem Gürtel. Er läßt sie los und weicht zurück:)
Jetzt wagt's und naht mir wieder einen Schritt!

Carlos. Wie schön und wie blutdürstig! Ei, mich wundert's
Nicht mehr, wenn man so hold Rebellen ist.
(Er will einen Schritt thun. Donna Sol zückt den Dolch.)

Sol. Macht einen Schritt, so tödt' ich Euch und mich ...
(Er weicht zurück. Sie wendet sich um und schreit:)
Hernani!

Carlos. Still!

Sol (mit erhobenem Dolch). Hernani! ... Einen Schritt
Und Alles ist geschehn.

Carlos. Mein Fräulein, solch
Unsinnig Toben raubt mir meine Sanftmuth.
Euch zahm zu machen, sind drei Männer hier
Von meiner Suite.

Dritter Auftritt.

Don Carlos. Donna Sol. Hernani.

Hernani (plötzlich hinter ihm erscheinend). Ihr vergesset Einen.
(Der König kehrt sich um und sieht Hernani unbeweglich hinter sich stehen im Schatten, die Arme unter dem weiten Mantel gekreuzt und die breite Krämpe seines Hutes aufgeschlagen. Donna Sol stößt einen Schrei aus, fliegt auf ihn zu und umfaßt ihn mit den Armen. Hernani, unbeweglich, die blitzenden Augen auf den König geheftet, fährt fort:)
Der Himmel sei mir Zeuge, daß ich gern
In weitrer Ferne ihn hätt' aufgesucht!

Sol. Hernani, rette mich vor ihm!

Hernani. Sei ruhig!

Carlos. Graf Monterey! was machen meine Freunde
Denn in der Stadt umher, daß sie mir den
Zigeunerhauptmann da durchschlüpfen ließen? (Rufend.)
Monterey!

Hernani. Eure Freunde finden sich
In der Gewalt der meinigen. Und ruft
Um ihres Degens schwache Hülfe nicht!
Euch kämen drei, mir kämen sechzig zu,
Von denen jeder wiegt euch alle vier.
Drum machen wir hier unter uns zu zwei
Die Sache aus! Wie! an dies edle Fräulein
Habt Ihr die Hand gelegt? Die That, Herr König,
Steht einem Thoren, einem Wichte zu.

Carlos (verächtlich lächelnd). Wie, Herr Bandit? Von Euch
ein Tadel mir?

Hernani. Er spottet!... O, kein König bin ich zwar;
Doch wenn ein König mich beleidigt und
Dazu noch spottet, dann steigt hoch mein Zorn,
Und macht mich ebenbürtig! Seht Euch vor:
Wenn man mich höhnt, ist meiner Stirne Purpur
Zu fürchten mehr, als eines Königs Helm!
Mit Hoffnung kann nur Wahnsinn noch Euch ködern.

(Er faßt ihn am Arm.)

Denn wißt Ihr, welche Hand Euch eben preßt?
Hört! Euer Vater ließ den meinen sterben;
Ich haff' Euch. Mir nahmt Gut und Titel Ihr;
Ich haff' Euch. Beide lieben wir ein Weib;
Ich haff' Euch, haff' Euch; hasse Dich herzinnig!

Carlos. Mein Herr!

Hernani. Doch heute war der Haß entflohn;
Ich suchte sie allein, und, ha! fand ihn!

Don Carlos, in die eigne Schlinge fielst,
Hast Flucht und Hülfe nicht: ich halte Dich
Blokirt! Was willst Du, einsam, überall
Umringt von Deiner Feinde Groll, beginnen?

Carlos (stolz). Wie? Mensch! Du wagst's, mich ins Verhör zu nehmen?

Hernani. Nein! nein! Dich schlagen soll kein dunkler Arm;
Nicht ziemt's, daß also mir die Rach' entwische.
Kein Anderer, als ich, darf an Dich rühren.
Vertheidige Dich! (Er zieht den Degen.)

Carlos. Ich bin Dein Herr und König.
Stoß zu! Doch kein Duell!

Hernani. Herr, denke dran,
Daß gestern noch Dein Schwert sich meinem kreuzte!

Carlos. Ich konnt' es gestern. Euren Namen wußt'
Ich gestern nicht: Euch war mein Titel fremd.
Heut' aber, Kamerad, ist Dir bekannt,
Wer ich bin, und wer Du bist, mir.

Hernani. Vielleicht.

Carlos. Drum kein Duell! Mach's kurz, und meuchle mich!

Hernani. Du wähnst, ein Name sei uns heilig? Bah!
Wirst Du Dich wehren?

Carlos. Nein, Du wirst mich meucheln.

(Hernani tritt zurück. Don Carlos fixirt ihn mit Adleraugen.)

Banditen, ha! ihr glaubt, daß ungestraft
In meinen Städten eure schlechten Horden
Ich schwärmen lasse? Daß mit Blut befleckt
Und mordbeladen, Elende, zuletzt
Ihr gar noch Großmuthsscenen spielen könnt?
Und daß wir, die betrognen Opfer, wir
Mit unsern Degenstößen eure Dolche
Zu adeln würd'gen werden!... Nein, euch hält

Der Frevel fest, er hängt an eurer Ferse:
Wir, ein Duell mit euch! Fort, hinter mich!
Und zugemeuchelt!
(Hernani, düster und nachdenklich, dreht einige Augenblicke seinen Degengriff in der Hand, dann kehrt er sich rasch gegen den König und zerbricht die Klinge auf dem Pflaster.)

Hernani. Du kannst gehn.
(Der König wendet sich halb gegen ihn um und sieht ihn mit Verachtung an.)
Wir werden
Ein andermal uns schicklicher begegnen;
Geh!

Sol. Mein Hernani!

Carlos. Gut. In ein'gen Stunden
Bin ich, der König, in des Herzogs Schloß;
Dann ruf' ich allererst den Staatsanwalt.
Steht schon ein Preis auf Deinem Kopfe?

Hernani. Ja.

Carlos. Von diesem Tag, Gesell, erklär' ich Dich
Als Hochverräther und Rebellen; ich
Verkünde Dir's voraus. Allüberall
Verfolg' ich Dich und lass' Dich in den Bann
Des Reiches thun.

Hernani. Ist schon geschehen.

Carlos. Gut!

Hernani. Doch Frankreich grenzt an Spanien, es dient
Als Hafen mir.

Carlos. Ich werde Deutschlands Kaiser,
Dort sprech' ich Dich in Acht und Aberacht.

Hernani. Wie Dir's beliebt. Der Rest der Welt ist mein,
Wo ich Dir trotzen kann. Noch hat die Welt
Gar manch Asyl, wohin Dein Arm nicht reicht.

Carlos. Und wenn die Welt wird mein?

Hernani. Ist mein das Grab.

Carlos. Ich werde Eure übermüthigen
Verschwörungen noch zu zerstören wissen.

Hernani. Die Rache hinkt; sie kommt mit lahmem Schritt,
Doch kommt sie.

Carlos (verächtlich lachend). Wie mocht' ich ein Weib berühren,
Das diesen Räuber liebt!

Hernani (mit aufleuchtenden Augen). Bedenkst Du wohl,
Daß mein Du noch? Gemahne mich nicht dran,
Zukünft'ger Cäsar Roms, daß ich Dich hier
So schwach und klein in meinen Händen halte,
Und daß ich diese zu loyale Hand
Zusammendrückend, Deine Kaiserklaue
Im Ei zerriebe!

Carlos. Thu's!

Hernani. Geh, packe Dich!
(Er zieht seinen Mantel aus und wirft ihn um die Schultern des Königs).
Und flieh', nimm diesen Mantel, denn ich fürchte
In unsern Reihen einen Dolch für Dich.
(Der König wickelt sich in den Mantel.)
Zieh' ruhig hin für jetzt! Mein Rachedurst,
Nun abgekühlt, macht Jedem außer mir
Dein Haupt geheiligt.

Carlos. Der Du so gewagt,
Mit mir zu sprechen, Mann, verlange nie
Und nimmermehr Barmherzigkeit und Dank. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Hernani. Donna Sol.

Sol (die Hand Hernani's fassend). Jetzt auf! und fliehn wir schnell!

Hernani. Dir, Freundin, steht's
So herrlich, daß in

Zweiter Auftritt.

Don Carlos. Donna Sol.

Sol (auf dem Balkon). Bist du's, Hernani?

Carlos (für sich). Teufel! Stille, Mund!

(Er klopft von Neuem.)

Sol. Ich komme schon.

(Sie schließt das Fenster, das Licht verschwindet. Einen Augenblick darauf öffnet sich die kleine Thüre, Donna Sol tritt heraus mit einer Lampe in der Hand und spricht:)

Hernani! (die Thüre öffnend).

(Carlos drückt den Hut nieder ins Gesicht und stürzt nach ihr hin. Donna Sol läßt ihre Lampe fallen.)

Gott! das ist

Sein Gang nicht! (Sie will wieder hineingehen.)

Carlos (eilt auf sie zu und hält sie am Arm zurück). Donna Sol!

Sol. Nicht seine Stimme!

O ich Unglückliche!

Carlos. Was für 'ne Stimme

Begehrst Du denn? Verliebtere gibt's nicht!

Auf jeden Fall ist ein Anbeter hier,

Und zwar ein König, der Dich betet an!

Sol. Der König!

Carlos. Wünsche, fordre! Vor Dir liegt

Ein Königreich! Der Mann, in dessen Arm

Du so Dich sträubest, ist Dein Herr und König,

Ist Carl, Dein Sklav!

Sol (sich loszumachen strebend). Hernani, spring mir bei!

Carlos. O, welch gerecht und würdiges Entsetzen!

Nicht Dein Bandit, der König hält Dich fest!

Sol. Nein, der Bandit seid Ihr! Besitzt Ihr denn

Kein Schamgefühl? O pfui! Mir steigt für Euch

Die Röthe ins Gesicht! Sind das die Thaten,
Womit der König seinen Ruf erwirbt?
Ein Weib zu rauben, mit Gewalt, bei Nacht!
O, wie viel mehr ist mein Hernani werth!
Ich sag' es laut, Herr König, wenn der Mann
Geboren würde, wo sein Herz ihn hinstellt,
Wenns Herz den Räuber oder König machte:
Dann wäre sein die Krone, Dein der Dolch.

Carlos (sie an sich zu ziehen bemüht). Mein Fräulein! . . .

Sol. Und vergeßt Ihr, daß ein Graf
Mein Vater war?

Carlos. Zur Herzogin erheb'
Ich Euch.

Sol (ihn zurückstoßend). O welche Schande! Weg von mir

(Sie tritt einige Schritte zurück.)

Nichts kann geschehen zwischen uns, Don Carl!
Mein alter Vater hat sein Blut in Strömen
Für Euch vergossen; ich bin eine Jungfrau
Aus edlem Stamm und stolz auf dieses Blut,
Zu gut zur Favoritin, zu gering
Zur Gattin!

Carlos. Nun wohlan, so theilt mit mir
Den Thron und Namen! Kommt! Und Königin
Und Kais'rin werdet . . .

Sol. Nein, ein Fallstrick ist's!
Und zudem, Hoheit, frei gered't, ist denn
Die Frage nicht um Euere Person?
Wohlan, ich sage, weil's gesagt sein muß,
Weit zieh' ich's vor, mit ihm, mit meinem theuren
Hernani, meinem König, umzuirren,
Und außer Welt und dem Gesetz zu leben,

In Durst- und Hungerspein, das ganze Jahr
Verfolgt und flüchtig, Tag für Tag sein arm
Geschick, Verlassenheit, Verbannung, Krieg,
Entsetzen, Elend, Trauer, — Alles theilend,
Als eines Kaisers Kaiserin zu sein.

Carlos. Wie glücklich ist der Mann!

Sol. Was? Arm, verbannt
Sogar! Wie leicht erträgt sich Armuth, Acht,
Wenn man geliebt wird! Ich bin so allein,
Indeß ein Engel seinen Schritt geleitet!

Carlos. Mich also hasset Ihr?

Sol. Ich lieb' Euch nicht.

Carlos (sie heftig anfassend). Je nun, was liegt daran?

Sol. O Himmel! Wie?
Ihr seid der Oberherr, seid König, unter
Herzoginnen, Marquisen, Gräfinnen
Habt Ihr die Wahl. Die Damen Eures Hofs
Sind stets bereit, mit ihrer Liebe Euch
Zu dienen. Aber mein Verbannter, was
Hat von dem geiz'gen Himmel er empfangen?
Ihr habt Kastilien, Aragon, Navarra,
Leon und Murcia nebst zehn weitern Reichen,
Dann Flandern und das Goldland Indien!
Ihr habt ein Reich, wie sonst kein andrer Fürst,
Unendlich, drin nicht untergeht die Sonne!
Und da Ihr Alles habt: wie mögt Ihr, König,
Mich armes Mädchen rauben wollen ihm,
Der nichts hat außer mir?

(Sie wirft sich ihm zu Füßen; er sucht sie fortzuschleppen.)

Carlos. Komm, komm mit mir!
Ich will nichts weiter hören! Wenn Du mich
Begleitest, geb' ich Dir vier — wähle draus! —

Von meinen Spanien! Sprich nur, wähle, welche
Du willst! (Sie ringt in seinen Armen.)

Sol. Bei meiner Ehre, Herr, ich will
Nur diesen Dolch von Euch, und weiter nichts!
(Sie reißt ihm den Dolch aus dem Gürtel. Er läßt sie los und weicht zurück.)
Jetzt wagt's und naht mir wieder einen Schritt!

Carlos. Wie schön und wie blutdürstig! Ei, mich wundert's
Nicht mehr, wenn man so hold Rebellen ist.
(Er will einen Schritt thun. Donna Sol zückt den Dolch.)

Sol. Macht einen Schritt, so tödt' ich Euch und mich ...
(Er weicht zurück. Sie wendet sich um und schreit:)
Hernani!

Carlos. Still!

Sol (mit erhobenem Dolch). Hernani! ... Einen Schritt
Und Alles ist geschehn.

Carlos. Mein Fräulein, solch
Unsinnig Toben raubt mir meine Sanftmuth.
Euch zahm zu machen, sind drei Männer hier
Von meiner Suite.

Dritter Auftritt.

Don Carlos. Donna Sol. Hernani.

Hernani (plötzlich hinter ihm erscheinend). Ihr vergesset Einen.
(Der König kehrt sich um und sieht Hernani unbeweglich hinter sich stehen im Schatten, die Arme unter dem weiten Mantel gekreuzt und die breite Krämpe seines Hutes aufgeschlagen. Donna Sol stößt einen Schrei aus, fliegt auf ihn zu und umfaßt ihn mit den Armen. Hernani, unbeweglich, die blitzenden Augen auf den König geheftet, fährt fort:)
Der Himmel sei mir Zeuge, daß ich gern
In weitrer Ferne ihn hätt' aufgesucht!

Sol. Hernani, rette mich vor ihm!

Hernani. Sei ruhig!

Carlos. Graf Monterey! was machen meine Freunde
Denn in der Stadt umher, daß sie mir den
Zigeunerhauptmann da durchschlüpfen ließen? (Rufend.)
Monterey!

Hernani. Eure Freunde finden sich
In der Gewalt der meinigen. Und ruft
Um ihres Degens schwache Hülfe nicht!
Euch kämen drei, mir kämen sechzig zu,
Von denen jeder wiegt euch alle vier.
Drum machen wir hier unter uns zu zwei
Die Sache aus! Wie! an dies edle Fräulein
Habt Ihr die Hand gelegt? Die That, Herr König,
Steht einem Thoren, einem Wichte zu.

Carlos (verächtlich lächelnd). Wie, Herr Bandit? Von Euch
ein Tadel mir?

Hernani. Er spottet! ... O, kein König bin ich zwar;
Doch wenn ein König mich beleidigt und
Dazu noch spottet, dann steigt hoch mein Zorn,
Und macht mich ebenbürtig! Seht Euch vor:
Wenn man mich höhnt, ist meiner Stirne Purpur
Zu fürchten mehr, als eines Königs Helm!
Mit Hoffnung kann nur Wahnsinn noch Euch ködern.

(Er faßt ihn am Arm.)

Denn wißt Ihr, welche Hand Euch eben preßt?
Hört! Euer Vater ließ den meinen sterben;
Ich hass' Euch. Mir nahmt Gut und Titel Ihr;
Ich hass' Euch. Beide lieben wir ein Weib;
Ich hass' Euch, hass' Euch; hasse Dich herzinnig!

Carlos. Mein Herr!

Hernani. Doch heute war der Haß entflohn;
Ich suchte sie allein, und, ha! fand ihn!

Don Carlos, in die eigne Schlinge fielst,
Hast Flucht und Hülfe nicht: ich halte Dich
Blokirt! Was willst Du, einsam, überall
Umringt von Deiner Feinde Groll, beginnen?

Carlos (stolz). Wie? Mensch! Du wagst's, mich ins Verhör zu nehmen?

Hernani. Nein! nein! Dich schlagen soll kein dunkler Arm;
Nicht ziemt's, daß also mir die Rach' entwische.
Kein Anderer, als ich, darf an Dich rühren.
Vertheidige Dich! (Er zieht den Degen.)

Carlos. Ich bin Dein Herr und König.
Stoß zu! Doch kein Duell!

Hernani. Herr, denke dran,
Daß gestern noch Dein Schwert sich meinem kreuzte!

Carlos. Ich konnt' es gestern. Euren Namen wußt'
Ich gestern nicht: Euch war mein Titel fremd.
Heut' aber, Kamerad, ist Dir bekannt,
Wer ich bin, und wer Du bist, mir.

Hernani. Vielleicht.

Carlos. Drum kein Duell! Mach's kurz, und meuchle mich!

Hernani. Du wähnst, ein Name sei uns heilig? Bah!
Wirst Du Dich wehren?

Carlos. Nein, Du wirst mich meucheln.

(Hernani tritt zurück. Don Carlos fixirt ihn mit Adleraugen.)

Banditen, ha! ihr glaubt, daß ungestraft
In meinen Städten eure schlechten Horden
Ich schwärmen lasse? Daß mit Blut befleckt
Und mordbeladen, Elende, zuletzt
Ihr gar noch Großmuthsscenen spielen könnt?
Und daß wir, die betrognen Opfer, wir
Mit unsern Degenstößen eure Dolche
Zu adeln würd'gen werden!... Nein, euch hält

Der Frevel fest, er hängt an eurer Ferse:
Wir, ein Duell mit euch! Fort, hinter mich!
Und zugemeuchelt!

(Hernani, düster und nachdenklich, dreht einige Augenblicke seinen Degengriff in der Hand, dann kehrt er sich rasch gegen den König und zerbricht die Klinge auf dem Pflaster.)

Hernani. Du kannst gehn.

(Der König wendet sich halb gegen ihn um und sieht ihn mit Verachtung an.)

Wir werden
Ein andermal uns schicklicher begegnen;
Geh!

Sol. Mein Hernani!

Carlos. Gut. In ein'gen Stunden
Bin ich, der König, in des Herzogs Schloß;
Dann ruf' ich allererst den Staatsanwalt.
Steht schon ein Preis auf Deinem Kopfe?

Hernani. Ja.

Carlos. Von diesem Tag, Gesell, erklär' ich Dich
Als Hochverräther und Rebellen; ich
Verkünde Dir's voraus. Allüberall
Verfolg' ich Dich und lass' Dich in den Bann
Des Reiches thun.

Hernani. Ist schon geschehen.

Carlos. Gut!

Hernani. Doch Frankreich grenzt an Spanien, es dient
Als Hafen mir.

Carlos. Ich werde Deutschlands Kaiser,
Dort sprech' ich Dich in Acht und Aberacht.

Hernani. Wie Dir's beliebt. Der Rest der Welt ist mein,
Wo ich Dir trotzen kann. Noch hat die Welt
Gar manch Asyl, wohin Dein Arm nicht reicht.

Carlos. Und wenn die Welt wird mein?

Hernani. Ist mein das Grab.

Carlos. Ich werde Eure übermüthigen
Verschwörungen noch zu zerstören wissen.

Hernani. Die Rache hinkt; sie kommt mit lahmem Schritt,
Doch kommt sie.

Carlos (verächtlich lachend). Wie mocht' ich ein Weib berühren,
Das diesen Räuber liebt!

Hernani (mit aufleuchtenden Augen). Bedenkst Du wohl,
Daß mein Du noch? Gemahne mich nicht dran,
Zukünft'ger Cäsar Roms, daß ich Dich hier
So schwach und klein in meinen Händen halte,
Und daß ich diese zu loyale Hand
Zusammendrückend, Deine Kaiserklaue
Im Ei zerriebe!

Carlos. Thu's!

Hernani. Geh, packe Dich!
(Er zieht seinen Mantel aus und wirft ihn um die Schultern des Königs).
Und flieh', nimm diesen Mantel, denn ich fürchte
In unsern Reihen einen Dolch für Dich.
(Der König wickelt sich in den Mantel.)
Zieh' ruhig hin für jetzt! Mein Racheburst,
Nun abgekühlt, macht Jedem außer mir
Dein Haupt geheiligt.

Carlos. Der Du so gewagt,
Mit mir zu sprechen, Mann, verlange nie
Und nimmermehr Barmherzigkeit und Dank. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Hernani. Donna Sol.

Sol (die Hand Hernani's fassend). Jetzt auf! und fliehn wir schnell!

Hernani. Dir, Freundin, steht's
So herrlich, daß in meinem Unglück Du

Nur immer fester bist, ihm nicht entsagst,
Und fort und fort bis hin zum End' und Ziel
Mein Loos begehrst zu theilen. Edel ist
Der Vorsatz, eines treuen Herzens werth!
Doch Du, mein Gott, Du siehst es, so viel an
Von ihr zu nehmen, sie hineinzuziehn,
Ist's, ohne Schande und Gewissensbisse,
Jetzt nicht mehr Zeit: zu nah' ist mein Schaffot.

Sol. Was sagst Du?

Hernani. Dieser König, dem ich Trotz
Ins Angesicht geboten, wird mich strafen,
Daß ich's gewagt, ihn zu begnadigen.
Er flieht, ist schon vielleicht in seinem Schloß,
Ruft seinen Leuten, Garden, Knechten, Edeln
Und Henkern schon.

Sol. Hernani! Gott! ich bebe!
Wohlan, so eilen wir und fliehn vereint!

Hernani. Vereint? Nein, nein! Die Stund' ist, ach! vorbei,
Als, Donna Sol, Du meinem Auge Dich
Enthülltest, hold, mit gnadenreicher Liebe
Mich würdigend zu lieben: konnt' ich wohl,
Ich armer Unglücksel'ger, an Dir bieten
— Dein Mitleid gab mir Kühnheit — meinen Berg
Und Wald und Sturzbach, mein Verbanntenbrod,
Die Hälfte des belaubten grünen Betts,
Das mir der Forst gewährt; doch an Dir bieten
Die Hälfte des Schaffots! ... Nein, Donna Sol,
Verzeihe! Das Schaffot — ist mein allein!

Sol. Du hattest mir's doch zugesagt!

Hernani. O Engel!
In diesem Augenblicke, wo der Tod
Vielleicht erscheinet, wo im Schatten naht

Die düstre Lösung eines düstern Schicksals,
Erklär' ich hier, ich, ein Geächteter,
Im Busen einen tiefen Kummer nährend,
In einer Wiege voller Blut geboren:
So schwarze Trauer auch mein Sein umfängt,
Glückselig bin ich, will beneidet sein!
Denn Du hast mich geliebt, hast mir's gesagt!
Du hast gesegnet mein verfluchtes Haupt.

Sol. Laß mich Dir folgen!

Hernani. Nein! ein Frevel wär's,
Die Blume in den Abgrund mitzuraffen!
Ich athme ihren Duft, das ist genug.
An andre Tage knüpfe die von mir
Geknickten Tage! Freie diesen Greis!
Ich löse Dich und kehr' in Nacht zurück.
Du — werde glücklich und vergiß!

Sol. Mit nichten!
Ich folge Dir, verlange meinen Theil
An Deinem Leichentuch. Ich hefte mich
An Deinen Fuß.

Hernani. Oh, laß mich fliehn allein!

Sol (in Verzweiflung. Hernani ist schon auf der Schwelle). Du
fliehst, Hernani, mich! So hab' ich denn,
Unsinnige, mein Leben hingegeben,
Und bin verschmäht! Nach so viel Lieb' und Pein
Ha! nicht einmal das Glück, mit ihm zu sterben!

Hernani (schwankend). Ich bin verbannt, geächtet, bin im
Fluch!

Sol. O, Du bist undankbar!

Hernani (mit Liebe zurückkommend). Wohlan! Nein, nein!
Ich bleibe; Du befiehlst es, hier bin ich.
O komm in meine Arme! Komm! ich bleib'

Und werde bleiben, wie Du willst, so lang.
Vergessen wir sie! bleiben wir! Setz' Dich
Auf jenen Stein! (Er setzt sich zu ihren Füßen.)
Mit Deiner Augen Flamme
Benetze meine Wimper! Sprich mit mir!
Entzücke mich! . . . O, gelt, es ist recht süß,
Zu lieben und zu fühlen, daß man Dich
Anbetend liebt? Zu Zwei allein zu sein?
O es ist süß, von Liebe mit einander
Zu reden, Nachts, wenn alles Andre schläft?
O laß mich ruhn, auf Deinem Busen träumen,
Du, meine Sol, mein Herz . . . mein schönes Weib!

(Glockengeläute in der Ferne.)

Sol (auffahrend). Die Glocke! Die Sturmglocke, horch!

Hernani (noch immer zu ihren Knieen). Ei, nein,
's ist unsre Hochzeit, die man läutet.

(Der Glockenschall nimmt zu. Alarm, Fackeln, Lichter an den Fenstern, in den Straßen, auf den Dächern.)

Sol. Auf,
Entfliehe! Himmel! Saragossa flammt!

Hernani (sich halb aufrichtend). Wir werden Hochzeit machen bei den Fackeln.

Sol. Das ist die Todtenhochzeit! Gräberhochzeit!

(Schwerterklang. Geschrei.)

Hernani (wieder auf die Steinbank niederliegend). In meine Arme! komm!

Ein Bergmann (mit gezücktem Degen herbeistürzend). Die Shirren, Herr!
Und die Alkaden dringen auf den Platz
In langen Zügen! Eilt Euch, theurer Herr!

(Hernani steht auf.)

Sol (todtenblaß). Du hattest Recht! . . . O Gott!

Der Bergmann. Zu Hülfe!

Hernani (zum Bergmann). Gut,
Da bin ich.

Stimmen (von Außen). Tod dem Räuber!

Hernani (zum Bergmann). Deinen Degen!
(Zu Donna Sol.)
Leb' wohl denn!

Sol. Weh! ich bin's, die Dich verderbt!
Wo willst Du hin? (Ihm die kleine Thüre zeigend.)
Durch diese offne Thüre,
Komm, laß uns fliehn!

Hernani. Verlassen meine Freunde?
Was sagst Du? (Lärm und Geschrei.)

Sol. Dieses Schrein zerreißt mir's Herz.
(Hernani zurückhaltend.)
Bedenke, wenn Du stirbst, so sterb' auch ich.

Hernani (sie im Arme haltend). O, einen Kuß!

Sol. Mein Gatte! Mein Hernani!
Mein Herr und Meister!

Hernani (sie auf die Stirne küssend). Ach! der erste ist's!

Sol. Der letzte ist's vielleicht!
(Er geht ab; sie fällt auf die Bank.)

Dritter Akt.

Die Scene ist im Schlosse Silva, in den aragonischen Bergen. — Die Galerie der Silva'schen Familienportraits; großer Saal, dessen Dekoration diese mit reichen Rahmen umgebenen, mit herzoglichen Kronen und goldenen Wappen versehenen Bilder ausmachen. Im Hintergrund eine hohe gothische Thüre. Zwischen jedem Portrait eine vollständige Waffenrüstung. Die Waffenarten sind aus verschiedenen Jahrhunderten.

Erster Auftritt.

Donna Sol, weiß gekleidet vor einem Tisch. **Don Ruy Gomez von Silva**, in prächtigem Anzug, in einem großen Herzogsstuhl von Eichenholz sitzend.

Gomez. So ist das Heute endlich da! Man wird
In einer Stunde meine Herzogin!
Fort mit dem Oheim! . . . und man wird mich küssen!
Doch — hast Du mir verziehen? Ich hatt' Unrecht,
Und seh' es ein. Ich habe Deine Stirn
Schamroth gemacht, und Deine Wange blaß.
Zu schnell war ich zum Argwohn: hätte Dich
Nicht so verdammen sollen ungehört.
Wie trügt der Schein doch, und wie sind wir Männer
So ungerecht! Sie waren freilich da,
Die beiden schönen Jünglinge, kein Zweifel, —
Doch einerlei! Ich hätte meinen Augen

Nicht trauen sollen. Aber zürne nicht,
Mein armes Kind! Das Alter nur ist Schuld.

Sol (unbeweglich und ernst). Stets kommt Ihr wieder drauf.
Wer schmäht Euch denn?

Gomez. Ich. Unrecht hatt' ich. Wissen mußt' ich ja,
Daß ein Gemüth, wie Deines, Liebeleien
Nicht duldet, daß im guten span'schen Herzen
Der Donna Sol kein falscher Tropfen Blut.

Sol. Ja, Herr, 's ist gut und rein, man wird's vielleicht
Mit Nächstem sehen.

Gomez (sich erhebend und zu ihr gehend). Höre, wenn man so
Verliebt, wie ich in Dich, und alt ist, kann
Man keine Herrschaft üben über sich.
Dann ist man eifersüchtig, denkt das Schlimmste!
Warum? Nun, weil man alt ist, weil am Andern
Die Schönheit, Jugend, Anmuth — kurzum Alles
Zur Waffe wird und Einen schrecket. Weil
Man eifersüchtig ist auf Andre und
Sich seiner selbsten schämt. O Schicksalsspott!
Daß dieser Amor, wie ein Hinkender,
Indeß er uns so große Trunkenheit
Und Flamme gießt ins Herz, bei der Verjüngung
Der Seele ganz den Körper hat vergessen!
Oft, — ja, so weit ist's schon mit mir gekommen! —
Wenn mir ein junger Hirt vorübergeht,
(Er wandelt singend und ich träumend, er
Auf seiner grünen Wiese, ich in meiner
Alleen Dunkel) sprech ich leise oft:
O meine eingesunknen Thürme, mein
Uralter herzoglicher Thurm, wie gern
Gäb' ich euch hin! Wie gerne gäb' ich hin
Mein Kornfeld, meine Wälder, meine hundert

Schafheerden, die auf meinen Hügeln grasen,
Mein altes Wappen, meinen alten Namen,
Meine Ruinen all', all' meine alten
Vorvordern, die mich bald nun werden sehn,
Um seine neue Hütt' und junge Stirn! . . . —
Denn braun sind seine Locken, denn es glänzt
Sein Auge gleich dem Deinigen. Du kannst
Ihn schaun und sagen: dieser Jüngling!
Und denken dann an mich, den alten Mann. —
Das weiß ich! — Zwar ich heiße Silva, doch
Das gnügt nicht mehr. Gewiß, ich sage mir's.
Daran erkenne, wie ich hoch Dich liebe!
Mein All', um jung und schön, wie Du, zu sein,
Doch wozu träumen hier? ich, jung und schön,
Der Dir voraus so lange muß ins Grab!

Sol. Wer weiß?

Gomez. Doch glaube mir, die leichten Ritter
Verbrauchen ihre kleine Lieb' in Worten;
Und liebt ein Mädchen einen dieser Jungen
Und glaubt an ihn, so stirbt sie dran; er lacht.
All' diese jungen Vögel mit dem hellen
Und glänzenden Gefieder, dem Gesang,
Der zärtlich schmachtet, haben eine Liebe,
Beweglich, schwankend, wie ihr Federbusch.
Die Alten, deren Stimm' und Farben aus
Die Jahre löschen, haben treuere Schwingen,
Sind besser, nicht so schön. Wir lieben recht.
Ist matt auch unser Gang, das Auge trocken,
Die Stirn gerunzelt: nun, so hat das Herz
Doch niemals Runzeln! Schonen muß man, ach!
Den Greis, der liebt. Das Herz ist immer jung,
Und bluten kann es immer. Oh! ich lieb'

Als Gatte Dich, als Vater! und noch weiter
Auf tausend andre Arten, wie man liebt
Die Morgenröthe, wie man liebt die Blumen,
Wie man den Himmel liebt! Wenn ich Dich Tag
Um Tage schaue, Dich, den Graziengang,
Die reine Stirn, des sanften Augensternes
Erquickend Feuer: o, dann lacht mein Wesen
Und meine Seele hat ein ewig Fest.

Sol. Ha!

Gomez. Ferner, siehst Du, find't die Welt es schön,
Daß, wenn ein Mann vergeht und Stück für Stück
Dahin fällt, wenn er bebt am Leichenstein,
Ein engelreines, taubenfrommes Weib
Wacht über ihn, ihn schützt und werth noch hält,
Zu tragen den unnützen Greis, der nur
Zum Sterben gut noch. 's ist ein heilig Werk
Und hoch zu loben, diese äußerste
Anstrengung eines Herzens, das sich opfert,
Das bis zur Tagesneige einen Sterbenden
Mit Trost erfüllt und thut, was Liebe thut,
Wenn auch vielleicht nicht liebend. O, Du wirst
Der Engel mit dem Frauenherz mir sein,
Der noch des armen Greisen Seele labt
Und seine letzten Jahre ihm verdoppelt
Mit Schwesterlieb' und Tochterzärtlichkeit.

Sol. Statt mir voranzugehn, ist's möglich auch
Gar leicht, daß Ihr mir folgt, mein edler Ohm!
Muß man denn leben, einzig weil man jung?
Ich sag' Euch: wahrlich! Junge gehen oft
Voran, wenn Greise zögern, oft verschließt
Ihr Augenlid sich plötzlich, wie ein Grab,
Wenn schnell der schwere Stein darüber fällt.

Gomez. O, welche düstre Reden! Aber, Kind!
Ich muß Dich schelten; sieh', ein solcher Tag
Ist freudig und geheiligt. Wie? Uns ruft
Die Stunde zur Kapelle bald, und Du
Bist noch nicht fertig! Schnell, Dich angethan!
Den Hochzeitschmuck! Ich zähle die Sekunden!

Sol. Es wird noch immer Zeit sein.

Gomez. Nein! (Zu dem eintretenden Pagen.)
Was will
Jaquez?

Der Page. Mein edler Herr, ein Mann, ein Pilger,
Ein Bettler, oder wer, ist an dem Thor
Und fleht um eine Zuflucht.

Gomez. Wer er sei,
Es tritt das Glück mit einem Fremdling ein,
Den man gastfreundlich aufnimmt: er mag kommen! —
Hat man von draußen weiteren Bericht?
Was sagt man von dem treuvergessenen
Banditenhauptmann, der in unsern Wäldern
Mit seinem Aufruhr haust?

Der Page. Geschehn ist's um
Hernani; aus ist's mit dem Leun des Bergs.

Sol (bei Seite). Gott!

Gomez (zum Pagen). Wie?

Der Page. Die Bande ist zersprengt, zerstört.
Man sagt, der König habe in Person
Geleitet die Verfolgung. Auf dem Kopf
Hernani's stehn noch tausend Königsthaler,
Doch sagt man, er sei todt.

Sol (bei Seite). Ha, ohne mich!
Hernani! ...

Gomez. Gott sei Dank! Der Meutrer starb!

Man kann sich heute freuen, schönes Lieb!
Auf nun, und schmücke Dich, mein Herz, mein Stolz!
Heut ist ein Doppelfest.

Sol (bei Seite). Oh! Trauerkleider!

(Sie geht hinaus.)

Zweiter Auftritt.

Don Ruy Gomez. Der Page.

Gomez (zum Pagen). Laß mein Geschenk, das Kästchen, schnell ihr bringen.

(Er läßt sich in seinen Lehnstuhl nieder.)

Ich will sie im Madonnenschmucke sehn,
So herrlich schön — Dank ihren schwarzen Augen
Und meinem Kästchen! — daß zu Füßen ihr
Ein Pilger fiele. Ei, da fällt mir der,
So uns um Herberg' bittet, ein! Er soll
Herein! Entschuld'ge mich, und laufe schnell!

(Der Page verneigt sich und geht.)

Den Gastfreund harren lassen . . . o, ist schlimm!

(Die Thüre im Hintergrund geht auf; Hernani erscheint als Pilger verkleidet. Der Herzog erhebt sich.)

Dritter Auftritt.

Don Ruy Gomez. Hernani.

Hernani (auf der Thürschwelle haltend). Mein hoher Herr, mit Euch sei Glück und Friede!

Gomez (ihn mit der Hand begrüßend). Und Fried' und Glück mit Dir, mein werther Gast!
(Er setzt sich wieder.)
Bist Du kein Pilger?

Hernani (sich verneigend). Doch!

Gomez. So kommst Du von
Armillas ohne Zweifel her?

Hernani. Ich nahm
Nicht diese Straße, denn man schlug sich dort.

Gomez. Die Horde des Verbannten?

Hernani. Weiß es nicht.

Gomez. Wie ging's dem Hauptmann, dem Hernani?
Weißt Du's?

Hernani. Wer ist der Mann, o Herr?

Gomez. Du kennst ihn nicht?
Wie schlimm! Die schwere Summe wird nicht Dein!
Sieh, der Hernani ist Rebell am König,
Verdiente längst die Strafe. Gehst Du nach
Madrid, so kannst Du bald ihn hängen sehn.

Hernani. Ich gehe nicht.

Gomez. Sein Kopf ist vogelfrei.

Hernani (bei Seite). Man hol' ihn nur!

Gomez. Wohin geht Deine Fahrt,
Mein guter Pilger?

Hernani. Herr, nach Saragossa.

Gomez. Hast ein Gelübde? Einem Heiligen
Zu Ehren? Unsrer lieben Frau?

Hernani. Ja, Herzog,
Für unsre Frau.

Gomez. Del Pilar?

Hernani. Del Pilar. *

Gomez. Man müßte herzlos sein, den Heiligen
Gelübde, die man that, nicht zu erfüllen.
Doch wenn das Deine Du gelöst, verfolgst
Du keinen andern Zweck? Dein ganzer Wunsch
Ist nur, zu sehn die Säule?

Hernani. Ja, ich will
Die Fackeln und die Kerzen brennen sehn,
Will unsre Frau im düstern Grund der Halle
Erglänzen sehn im glühnden Hochaltar
Mit ihrem goldnen Rock, und heim dann gehn.

Gomez. Sehr gut. Wie heißt Du, Bruder? Ich bin Ruy
Von Silva.

Hernani (zögernd). Wie ich heiße?

Gomez. Brauchst es nicht
Zu sagen, wenn Du willst. Zu fragen hat
Hier Niemand. Wünschest eine Freistatt Du?

Hernani. Ja, Herzog!

Gomez. Dank! Sei mir willkommen! Freund,
Verweile! Laß Dir nichts abgehen. Was
Den Namen anlangt, heißest Du mein Gast.
Wer Du auch seiest, — gut! Beruhigt nähm'
Ich auf den Teufel, wenn mir Gott ihn schickte.

(Beide Thürflügel thun sich auf. Donna Sol in ihrem Brautschmuck tritt herein. Pagen, Diener, zwei Frauen, die auf einem sammtenen Kissen ein Kästchen von ciselirtem Stahl tragen, das sie auf einen Tisch niederstellen; es enthält einen reichen Schmuck: Herzoginkrone, Armspangen, Halskette, Perlen, Brillanten u. s. w.)

* Ein köstliches Wortspiel im Munde Hernani's. Pilar bedeutet die Säulen des Herkules, aber auch den Galgenpfahl.

Vierter Auftritt.

Don Ruy Gomez. Hernani. Donna Sol.

(Hernani, außer sich, starrt Donna Sol mit glühenden Augen an, ohne auf den Herzog zu hören.)

Gomez. Schau meine Unsre — liebe — Frau, die meine!
Sie angefleht zu haben, bringt Dir Glück.
(Er bietet der immer blassen und ernsten Donna Sol seine Hand an.)
Kommt, schöne Braut! Wie? noch fehlt Ring und Kranz?
Hernani (mit Donnerstimme). Wer will hier tausend Karolin
gewinnen?
(Alle kehren sich erstaunt um. Er zerreißt sein Pilgerkleid, tritt es mit Füßen und erscheint in der Tracht eines Gebirgsräubers.)
Ich bin Hernani!
Sol (bei Seite, freudig). O Himmel! lebend!
Hernani (zu den Dienern). Ich bin's,
(zum Herzog.) den man sucht.
Ihr wolltet wissen, ob ich Perez oder
Diego heiße: nein, Hernani heiß' ich!
Das ist ein weitaus schönrer Name, ist
Der Name Eines, der in Bann und Acht. —
Seht dieses Haupt: es wieget Golds genug,
Um Euer Hochzeitsfest damit zu zahlen! (Zu den Dienern.)
Euch schenk' ich's allen, groß wird sein der Lohn!
Nehmt, bindet, bindet Händ' und Füße mir!
Doch nein, das thut nicht Noth, denn eine Kette,
Die ich nicht reißen werde, hält mich schon.
Sol (bei Seite). Ich Unglücksel'ge!
Gomez. Tollheit! Einen Narren
Hab' ich zum Gaste!
Hernani. Nein doch, einen Räuber.

Sol. O hört ihn nicht!

Hernani. Es bleibt, was ich gesagt.

Gomez. Herr, tausend Karolin! die Summ' ist stark,
Ich kann nicht stehn für alle meine Leute.

Hernani. Gleichgültig! . . . liefert aus mich!

Gomez. Schweigt!

Hernani (zu den Dienern). Hernani!

Sol (mit erstickter Stimme in sein Ohr). O schweige doch!

Hernani (halb gegen Donna Sol gewendet). Man hält hier Hochzeit; ich
Will auch dabei sein! (Zum Herzog.)
Mein auch harrt die Braut.
Sie ist nicht ganz so schön, wie Eure, Herr,
Doch ganz so treu! — Die Todesparze. — Will
Mich Niemand fangen?

Sol (leise). Aus Barmherzigkeit . . .

Hernani (zu den Dienern). Eintausend Karoline, meine Freunde!

Gomez. Das ist der Teufel!

Hernani (zu einem jungen Diener). Du, komm her, gewinnen
Sollst Du die Summe. Reich dann, wirst Du wieder
Ein Mensch aus einem Diener. (Zu den übrigen Dienern.)
Ihr auch bebt!
Ich habe recht viel Unglück.

Gomez. Bruder, wer
Dein Haupt berührt, dem ist das seine feil.
Sei Du Hernani, sei noch zehnmal Schlimmres,
Und böte man statt Gold ein Kaiserreich,
Mein Gast, ich muß Dich schützen hier, ja, gegen
Den König selbst: ich habe Dich von Gott!
Wenn nur ein Haar von Deinem Kopfe fällt,
So will ich sterben! (Zu Donna Sol.)

Meine Nichte, kommt!
In einer Stunde seid Ihr meine Frau.
Geht jetzt auf Euer Zimmer, denn ich lasse
Das Schloß bewaffnen und die Thore schließen. (Er geht ab.)

Hernani. Ha, und für mich nicht einen einz'gen Dolch!
(Donna Sol thut, nachdem der Herzog weg ist, einige Schritte, als ob sie ihren Frauen folgen wollte, dann bleibt sie stehen, und kommt, nachdem dieselben hinausgegangen, ängstlich zu Hernani zurück.)

Fünfter Auftritt.

Hernani. Donna Sol.

(Hernani, unbeweglich, betrachtet mit kaltem Blick das Hochzeitskästchen auf dem Tische. Dann hebt er das Haupt empor, und seine Augen entflammen sich.)

Hernani. Ich mach' Euch meinen Glückwunsch. — Mehr, als ich
Ausdrücken kann, ergötzt, entzückt, erstaunt
Mich dieser Schmuck. (Er untersucht das Kästchen.)
Gewiß ist Alles ächt
Und schön und gut. Er, der am Grabe steht,
Wagt nicht, zu täuschen.
(Er nimmt ein Stück nach dem andern heraus.)
Nichts von Allem fehlt:
Halsketten, Ohrbehänge, Gräfinkrone,
Brillanten, goldner Ring . . . — ein Feenschmuck!
Ei, großen Dank für treue, tiefe Liebe!
Der theure Schmuck!

Sol (tritt zum Kästchen, sucht darin und zieht einen Dolch hervor).
Ihr geht nicht auf den Grund.
(Hernani stößt einen Schrei aus und fällt zu ihren Füßen.)
Das ist der Dolch, den ich mit Gottes Hülfe
Dem König Carlos nahm, als einen Thron

Er an mir bot: ich schlug ihn aus
Für Euch, der mich beschimpft.

Hernani (immer knieend). O laß mich knie'n,
Und alle diese bittre, süße Tropfen
Aus Deinen kummervollen Augen wischen!
Dann nimm für Deine Thränen hin mein Blut!

Sol (gerührt). Hernani, ich verzeihe, liebe Dich;
Ich habe nichts für Dich, als Lieb' allein.

Hernani. O sie vergibt, und liebt mich! — Aber ich —
Kann ich mir selbst verzeihen und mich lieben,
Nach dem, was ich gesagt? . . . Ich möchte wissen,
Du Engel, dem der Himmel offen steht,
Was Du verschuld't, daß Du den Auswurf küssest?

Sol. Zu glauben, meine Liebe habe so
Ein kurz Gedächtniß, und es könnten je
All' diese Menschen ohne Ruhm ein Herz,
Worin *sein* Name steht, zu sonst'ger Liebschaft,
Zu noblerer, wie's ihnen dünket, stutzen!

Hernani. Weh mir, dem Lästerer! . . . Ich hätte gnug
An Deiner Stelle, Donna Sol! ich wäre
Des tollen Narren überdrüssig, der
In seinem düstern Aberwitze nur
Zu kosen weiß, wenn er verwundet hat!

Sol. So liebst Du mich nicht mehr?

Hernani. O Du, mein Herz
Und Seele! Du bist's! Du der Flammenherd,
Deß Feuer mich verzehrt! . . . Du Benedeite!
O zürne nicht, daß ich entfliehe, mir!

Sol. Nicht zürn' ich Dir: ich sterbe nur daran.

Hernani. Du sterben! Gott, wär's möglich, daß für mich
Du stärbest?

Sol (weinend und in einen Lehnstuhl sinkend). Und für wen,
wenn nicht für Dich?

Hernani (sich neben sie setzend). Du weinest, Oh, Du weinst!
Und abermals
Ist's meine Schuld! Wer wird mich züchtigen?
Denn Du verzeihest abermals! Wer wird
Zum Mind'sten sagen Dir, wie schwer ich leide,
Wenn eine Thräne Deiner Augen Gluth,
In deren Blitz ich göttlich schwelge, löscht?
Ha, todt sind meine Freunde! Ha, ich bin
Ein Narr! verzeihe! lieben möcht' ich gern
Und kann's nicht! Ach, und dennoch liebe ich
Mit tiefer, tiefer Liebe! Weine nicht!
Wir wollen lieber sterben! O, warum
Hab' ich nicht eine Welt? ich gäb' sie Dir!
Ich Unglückseliger!

Sol (sich an seinen Hals werfend). Ihr seid mein Herr,
Mein starker, edler Herr! Ich liebe Euch.

Hernani. Das höchste Gut, die Liebe wahrlich wär's,
Wenn man an allzu großer Liebe stärbe!

Sol. Ich liebe Dich, Hernani, liebe Dich,
Und bin die Deine ganz!

(Hernani läßt sein Haupt auf ihren Nacken fallen.)

Hernani. Wie wäre mir
Ein Dolchstoß süß von Deiner Hand!

Sol (bittend). Halt ein!
Und fürchte, daß der Himmel Dich bestrafe
Ob solcher Reden!

Hernani. Nun, so ein' er uns!
Du willst es! Amen! Ich that Widerstand!

(Sie fallen einander in die Arme und betrachten sich mit Entzücken, ohne zu sehen, zu hören, wie verschlungen in ihren Blicken. Don Ruy Gomez tritt herein und bleibt wie versteinert auf der Schwelle stehen.)

Sechster Auftritt.

Hernani. Don Ruy Gomez. Donna Sol.

Gomez (unbeweglich, die Arme verschränkt). Ha, seht, das ist
der Dank für Gastfreundschaft!
Seht doch, was unser Gast herein uns bringt!
(Beide wenden sich ab, wie plötzlich vom Schlaf Erweckte.)
Du guter Schloßherr! geh, beschaue doch,
Ob deine Mauer stark, ob wohlverschlossen
Das Thor, der Bogenschütze auf dem Thurm?
Besichtige dein festes Schloß für uns
An allen Enden, such' in deinem Zeughaus
Dir eine Rüstung, die dem Leib sich schmiegt;
Den Schlachtenpanzer lege, Sechzigjähriger,
Noch einmal an! . . . Und da, sieh' her, wie redlich
Wir dein Vertrauen zahlen werden! Du
Thust das für uns, und wir thun das für dich. —
Ihr Himmelsheilige! über sechzig Jahre
Hab' ich gelebt und manchen Schuft gesehn
Von gift'ger Hand; gesehen hab' ich welche,
Die ohne Kreuz und Paternoster starben;
Gesehn hab' ich die Sforza, Borgia,
Und sehe Luther: aber nie erlebt
Hab' ich so gänzliche Verdorbenheit,
Die ohne Furcht vor Gottes Donner den
Gastfreund verräth. Das that nicht meine Zeit!
So schwarzer Trug versteinert einen Greis
Auf seines Hauses Schwelle, und es gleicht
Der alte Hausherr, eh' er niedersinkt,
Dem Marmorbild, das auf sein Grab man setzt!
Kastilier! Mauren! sagt, wer ist der Mensch?

(Er schlägt die Augen empor und durchläuft die Portraits an den Wänden des Saals.)

Ihr Silva alle, die mich hier vernehmen,
Verzeihet, wenn vor euch mein Zorn — verzeiht! —
Die Gastfreundschaft nennt einen schlechten Rath!
Ha! Rache will ich!

Hernani. Ruy Gomez von Silva,
Wenn je zum Himmel eine edle Stirn
Emporgeschaut, wenn je ein Herz war groß,
Erhaben ein Gemüth, so ist's das Eure,
Mein hoher Herr! . . . Mein Gastfreund, Deines ist's!
Ich, der da mit Dir spricht, bin strafbar, nichts
Zu sagen hab' ich, als daß ich verdammt!
Ja, Deine Frau hab' ich entführen wollen,
Dein Bett besudeln; ja, es ist infam!
Ich habe Blut; wohl thust Du, es zu zapfen;
Probir' Dein Schwert, und — denke deß nicht mehr!

Sol. Herr, er ist's nicht! . . . Nur mich treff' Euer Zorn!

Hernani. Halt, Donna Sol! denn das ist eine höchste
Entscheidungsstunde. Diese Stund' ist mein.
Ich habe nur noch sie. Darum erlaubt,
Daß ich mich mit dem Herzog hier vernehme.
Du, Herzog, glaube meines Mundes Worten,
Es sind die letzten. Daß ich schuldig bin,
Beschwör' ich; doch sei ruhig, — sie ist rein.

Sol. O, ich allein that Alles, denn ich lieb' ihn.

(Bei diesem Wort wendet sich Ruy Gomez bebend um und heftet auf Donna Sol einen furchtbaren Blick.)

Sol (knieend). Ja, edler Herr, verzeiht! ich liebe ihn.

Gomez. Ihr liebet ihn! (Zu Hernani.)
So zittre Du!

(Trompetenstöße von Außen. Zu dem eintretenden Pagen:)

Was gibt's?

Der Page. Der König ist's persönlich, hoher Herr,
Mit einer Schützenschaar und seinem Herold,
Der bläst.

Sol. Der König! Gott, ein letzter Schlag!

Der Page (zum Herzog). Er fragt, warum das Thor verschlossen ist,
Und fordert Einlaß.

Gomez. Thut dem König auf!

(Der Page verneigt sich und geht hinaus.)

Sol. Er ist verloren!

(Don Ruy Gomez geht zu einem der Gemälde, das sein eigenes Portrait und das letzte zur Linken ist. Er drückt eine Springfeder; das Portrait öffnet sich wie eine Thüre und zeigt ein in der Mauer angebrachtes Versteck. Der Herzog wendet sich an Hernani.)

Gomez. Hier herein, mein Herr!

Hernani. Mein Kopf ist Dein, da ist er: liefre ihn!
Ich, edler Herr, bin Dein Gefangener.

(Er tritt in das Versteck. Don Ruy Gomez drückt die Springfeder, Alles schließt sich und das Portrait steht wieder an seinem Platz.)

Sol (zum Herzog). Erbarmen, Herr, für ihn!

Der Page (hereinkommend). Des Königs Hoheit!

(Donna Sol läßt plötzlich den Schleier fallen. Die Thüre öffnet sich an beiden Flügeln. Carlos tritt auf in kriegerischer Rüstung, von einer Menge gleichfalls bewaffneter Edelleute und Soldaten aller Gattungen gefolgt, er schreitet langsamen Schrittes vor, die linke Hand am Degengriff, die rechte in der Brust, und heftet auf den alten Herzog ein argwöhnisches, zorniges Auge. Der Herzog geht dem König entgegen und grüßt ihn mit tiefer Verneigung. Ringsum Stille, Erwartung und Schrecken. Endlich erhebt der König, welcher vor dem Herzoge stehen bleibt, rasch das Haupt.)

Siebenter Auftritt.

Don Ruy Gomez. Donna Sol, verschleiert. **Don Carlos. Gefolge.**

Carlos. Woher kommt's heute doch, mein Vetter, daß
Dein Thor so gut verriegelt? Bei den Heiligen!
Ich glaubte Deine Klinge rostiger,
Und wußte nicht, daß sie sich so beeilt,
In Deiner Faust zu blitzen, wenn wir Dich
Besuchen!

(Don Ruy Gomez will reden, der König fährt mit gebieterischer Handbewegung fort:

Das heißt etwas spät Gelüst
Bekommen, einen jungen Herrn zu spielen.
Sind wir beturbant? heiß' ich etwa Mahom,
Boabdil? oder heiß' ich Carlos? sprich!
Daß man vor uns das Gatter niederläßt
Und auf die Brücke zieht?

Gomez (sich verneigend). Mein Fürst und Herr!

Carlos (zu seinen Edelleuten). Nehmt alle Schlüssel und besetzt die Thore.

(Zwei Offiziere gehen hinaus, mehrere andere stellen die Soldaten in dreifacher Reihe im Saal auf. Don Carlos wendet sich zum Herzog.)

Ha! also weckt den todten Aufruhr Ihr?
Bei Gott, wenn Ihr Euch so mit mir benehmt,
Herrn Herzoge, so wird der König sich
Als König zeigen! Durchs Gebirge werd'
Ich ziehen und mit krieggewohnter Hand
In ihren eisenstarren Igelnestern
Erschlagen ihre Herrlichkeiten!

Gomez (sich aufrichtend). Fürst!
Die Silva sind getreu.

Carlos (zornig). Antworte, Herzog,
Mir ohne Umschweif', oder lass' ich Deine
Elf Thürme schleifen! Vom erstickten Brand
Ist noch ein Funken übrig, denn es lebt
Ein Hauptmann der erschlagenen Banditen. —
Wer birgt ihn? — Du! . . . Hernani, dieser gift'ge
Rebell, Du hast ihn hier im Schloß versteckt!

Gomez. Mein König, das ist wahr.

Carlos. Sehr gut. Ich will
Sein oder Dein Haupt! Hörst Du, Vetter, wohl?

Gomez (sich verneigend). Nichts mehr, als das? Ihr sollt
befriedigt sein.

(Donna Sol birgt das Haupt in die Hände und fällt in einen Stuhl.)

Carlos (besänftigt). Ah, Du bereust! . . . Geh, hole meinen
Fang!

(Der Herzog kreuzt die Arme, neigt das Haupt und bleibt einen Augenblick in Gedanken versunken. Der König und Donna Sol beobachten ihn schweigend mit entgegengesetzten Gemüthsbewegungen; endlich hebt der Herzog sein Haupt wieder, nimmt den König an der Hand, führt ihn vor das älteste Portrait, womit die Galerie, rechts von dem Zuschauer, beginnt.)

Gomez (das alte Portrait weisend). Hört! — Von den Silva
ist der ält'ste der,
Der Gründer ist's, der Ahn, der große Mann,
Don Silvius, dreimal der Consul Rom's.

(Don Carlos macht eine Bewegung der Ungeduld.)

Gomez (an einem andern Portrait.) Wollt hören: — hier Ruy
Gomez von Silva,
Großmeister St. Jakobs und Calatrava's,
Sein Riesenpanzer ständ uns Zwergen schlecht.
Er nahm dreihundert Fahnen, überwand
In dreißig Schlachten, nahm für seinen König
Motril, Antequera, Suez, Nijar,
Und starb dann arm. — Verneiget, Hoheit, Euch!

(Er verneigt sich, nimmt den Hut ab und geht zu einem andern über. Der König hört ihm mit immer steigender Ungeduld und Erbitterung zu.)

Hier neben ihm sein Sohn, der treue Juan.
Sein Eid war fester, als ein Königswort. (Vor einem andern.)
Don Gaspar, Ruhm der Silva und Mendoza:
Verwandt ist jedes edle Haus den Silva.
Sandoval scheut und freit uns nach einander.
Manrico neidet uns, und Lara eifert,
Uns haßt Alencastro. Die Herzog' all'
Berühret unser Fuß, und unsre Stirn
Die Kön'ge all'. — Vasquez, der sechzig Jahr'
Geschworne Treue hielt ....

(Ungeduldige Geberde des Königs.)

Ich übergehe,
Und manche Beste zwar. — Dies heil'ge Haupt,
Es ist mein Vater. Er war groß, obgleich
Er schließt der Todten Reih'. Es hatten
Gefangen einst die Mauren Granada's
Den Grafen Alvar Giron, seinen Freund.
Doch ihn zu holen zog mein Vater mit
Sechshundert Kriegern aus. Er ließ 'nen Grafen
Alvar Giron aus einem Steine hauen,
Den schleppt' er nach und schwor's bei seinem Eid,
Nicht in der Schlacht zu weichen, bis der Graf
Aus Stein die Stirne kehrt' und rückwärts liefe.
Er kämpfte, drang zum Grafen, macht' ihn frei.

Carlos (außer sich). Her den Gefangenen!

Gomez. Das war ein Gomez
Von Silva. Nun bedenket, was man sagt,
Wenn alle diese Helden hier man sieht .....

Carlos (mit dem Fuße stampfend). Heraus mit dem Gefangnen augenblicks!

Gomez.

(Er neigt sich vor dem König, nimmt ihn an der Hand und führt ihn vor das letzte Portrait, hinter welchem Hernani verborgen ist. Donna Sol folgt ihm ängstlich mit den Augen.)

Dies ist mein Bild. — Don Carlos, schönen Dank.
Denn Ihr verlangt, daß man, mich sehend, sage:
„Hier dieser Letzte da, ein würd'ger Sohn
Des hohen Stammes, ein Verräther war's,
Denn er verkaufte seines Gastes Haupt."

(Der König, außer Fassung gebracht, verläßt ihn zornig und bleibt einen Augenblick stumm, mit bebenden Lippen und entflammtem Auge.)

Carlos. Dein Schloß genirt mich, Herzog, werd' es schleifen.
Gomez. Ihr würdet mir's ja zahlen, Hoheit, nicht?
Carlos. Für solche Frechheit mach' ich seine Thürme
Der Erde gleich und säe Hanf darauf.
Gomez. Weit besser, daß der Hanf am Platze wächst,
Wo sich mein Thurm erhob, als daß ein Flecken
Der Silva altehrwürd'gen Namen schände. (Zu den Portraits.)
Nicht wahr, ihr Alle?
Carlos. Herzog, jener Kopf
Ist unser, und Du hast ihn zugesagt ....
Gomez. Ja, zugesagt — den einen oder andern.

(Sich entblößend.)

Ich gebe diesen. Nehmt ihn.
Carlos. Meine Langmuth
Ist nun zu End. Gib mir den Mann heraus!
Gomez. Ich widerrufe nicht, was ich gesagt.
Carlos (zum Gefolge). Sucht überall, im Thurm, Verließ und Keller ....
Gomez. Getreu ist meine Veste, wie ich selbst;
Und dies Geheimniß theilt nur sie mit mir,
Wir werden Beid' es wohl verwahren.

Carlos. Ich
Bin Herr.

Gomez. Doch wenn man nicht im Schlosse Stein für Stein
Umkehrt und niedermeuchelt seinen Herrn,
Wird Nichts man finden.

Carlos. Bitten, Drohen — umsonst
Ist Alles. Herzog, liefre mir den Räuber,
Sonst leg' ich Kopf und Schloß zur Erde Dir!

Gomez. Gesprochen hab' ich schon.

Carlos. Ha denn, wohlan!
Statt e i n e s Kopfes werd' ich zweie haben.
(Zum Herzog von Alcala.)
Verhaftet mir den Herzog!

Sol (reißt den Schleier ab und wirft sich zwischen den König, den Herzog und die Wachen). König Karl,
Ihr seid ein schlechter König!

Carlos (mit einem Schrei der Ueberraschung sich abwendend). Großer Gott!
Was seh' ich? Donna Sol!

Sol. Du, Hoheit, hast
Kein spanisch Herz!

Carlos (verwirrt und betreten). Ihr seid sehr strenge gegen
Den König, Dame. (Er nähert sich Donna Sol. Leise:)
Ihr habt diesen Zorn
Geworfen mir ins Herz. Ein Engel oder
Ein Ungeheuer wird der Mann durch Euch.
Wenn man gehaßt wird, ha! wie schnell man sinkt
Zum Bösen!... Jungfrau, hättest Du gewollt,
Vielleicht ich wäre groß! Ich wurde dann
Kastiliens Löwe; Du mit Deinem Groll
Machst mich zu seinem Tiger; sieh, er brüllt.
Du schweige, Weib!

(Donna Sol wirft ihm einen gebietenden Blick zu, er verneigt sich. Zum Herzog gewendet:)

Doch nein, ich will gehorchen.
Ich achte Dich, mein Vetter, Dein Bedenken
Kann wohl begründet scheinen. Deinem Gaste
Sei treu, und treulos Deinem König. Gut,
Ich schenke Gnade Dir, und bin der Bessre.
Als Geisel nehm' ich Deine Nichte nur.

Gomez. Nur!

Sol (entsetzt). Mich, o Herr?

Carlos. Ja, Euch.

Gomez. Und weiter nichts?
O große Gnade! Edelmüth'ger Sieger,
Der schont den Kopf, und quält dafür das Herz!
Welch schöne Gnade!

Carlos. Wähle: Donna Sol,
Wenn nicht den Räuber. Eines muß ich haben.

Gomez. Ha! thut nach Eurer Macht!

(Der König geht auf Donna Sol zu; sie flieht zu Don Ruy Gomez.)

Sol. O, rettet mich!

(Sie hält plötzlich inne. Für sich:)

Unglückliche, es muß! ... Des Oheims oder
Des Andern Kopf! ... Weit besser, ich! (Zum König.)
Ich folg' Euch.

Carlos (bei Seite). Beim Wetter, der Gedanke war famos!
Nun wird doch endlich die Prinzessin zahm.

(Donna Sol geht zum Kästchen, nimmt den Dolch heraus und birgt ihn in ihrem Busen. Don Carlos tritt auf sie zu und bietet ihr die Hand an.)

Was nehmt Ihr da?

Sol. Mein Fürst, ein kostbar Kleinod.

Carlos (lächelnd). Laß sehn.

Sol. Ihr werdet's.

(Sie gibt Don Carlos die Hand und ist im Begriff, ihm zu folgen. Don Ruy Gomez, der tief in seinen Schmerz versunken dagestanden war, kehrt sich um und macht einige Schritte, schreiend:)

Gomez. Donna Sol! O Himmel
Und Erde! Donna Sol! Wenn dieser Mensch
Kein Herz im Busen hat, so helfet ihr
Mir, ehrne Panzer! Stürzet ein, ihr Mauern!

(Er läuft zum König.)

Laß mir mein Kind! es ist mein einziges,
O König!

Carlos (Donna Sols Hand fahren lassend). Dann ... gib den
Gefangnen her!

(Der Herzog läßt den Kopf sinken und ist eine Beute der schrecklichsten Gemüthsbewegung; er faßt sich wieder, betrachtet die Portraits und hebt die gefalteten Hände zu ihnen auf.)

Gomez. Verzeiht, erbarmt euch mein, ihr alle!

(Er thut einen Schritt nach der maskirten Thüre. Donna Sol folgt ihm mit den Augen; er wendet sich abermals gegen die Bilder.)

Oh!
Verhüllt euch, mich hält euer Blick zurück!

(Er geht langsam zu seinem Portrait, dann wendet er sich von Neuem an den König.)

Du willst ihn? ...

Carlos. Ja.

Sol. O Gott!

Gomez (dem König zu Füßen fallend). Nein, aus Erbarmen
Nimm meinen Kopf!

Carlos. Die Nichte!

Gomez (aufstehend). Nimm sie denn
Und laß mir meine Ehre.

Carlos (die Hand der zitternden Donna Sol wieder ergreifend). Lebet wohl,
Herzog!

Gomez. Auf Wiedersehn!

(Er folgt dem König, der mit Donna Sol abgeht, mit den Augen, dann legt er die Hand an seinen Dolch.)

Behüt' euch Gott!

(Er kommt auf den Vordergrund der Bühne zurück, schwer athmend, unbeweglich, ohne etwas zu sehen und zu hören. Sein Auge ist starr, seine Arme sind auf der Brust gekreuzt. Indessen geht der König mit Donna Sol hinaus. Ihm folgen, nach der Rangordnung, die Edelleute Paar und Paar. Sie sprechen leise mit einander. Wie sie hinaus sind, erhebt Don Ruy Gomez die Augen, läßt sie umherschweifen und sieht, daß er allein ist. Er eilt an die Mauer, nimmt zwei Degen von einer Rüstung, mißt beide gegen einander und legt sie auf einen Tisch; dann geht er zu seinem Portrait, drückt die Springfeder; die Thüre geht wieder auf.)

Achter Auftritt.

Don Ruy Gomez. Hernani.

Gomez. Heraus.

(Hernani erscheint. Don Ruy Gomez zeigt ihm die beiden Degen auf dem Tisch.)

Da wähle. Fort ist König Karl,
Jetzt ist's an Dir, mir Rechenschaft zu geben.
Nun schnell gewählt! Mach's kurz! Dir bebt die Hand!

Hernani. Ein Zweikampf! Greis, wir können uns nicht schlagen.

Gomez. Warum denn? Hast Du Angst? Bist Du kein Edler?
Zum Teufel? ... Aber adlig oder nicht,
Wer mich verhöhnt, ist Edelmanns genug,
Ein Schwert mit mir zu kreuzen.

Hernani. Alter Mann!

Gomez. Komm, mich zu tödten, Jüngling, oder komm
Zu sterben.

Hernani. Sterben, ja. Gerettet habt
Ihr gegen meinen Wunsch mich. Drum gehört
Mein Leben Euch. So nehmt es wieder hin.

Gomez. Du willst's? Wohlan, mach's mit Dir selber aus!
Sprich Dein Gebet!

Hernani. Zu Dir, o Herr, mein letztes!

Gomez. An einen andern Herren wende Dich.

Hernani. Nein, nein, o Greis, an Dich! Erschlage mich
Mit was es sei, ob Säbel, Degen, Dolch!
Nur eine letzte Freude vor dem Tod
Erzeige mir, Herr, aus Barmherzigkeit,
Laß mich s i e sehn!

Gomez. Sie sehen!

Hernani. Oder doch
Gestatte, daß ich ihre Stimme höre
Zum letzten Mal, nur noch ein einzig Mal,
Ich werde nichts ihr sagen. Kannst, mein Vater,
Zugegen sein. Und nachher nimmst Du mich.

Gomez (auf die maskirte Thüre weisend). Ihr Heiligen, so tief ist also dies
Versteck, so dumpf und abgeschlossen,
Daß nichts er hat gehört!

Hernani. Ich hörte nichts.

Gomez. Dich mußt' ich liefern, oder Donna Sol.

Hernani. Geliefert! wem?

Gomez. Dem König.

Hernani. Alter Thor,
Er liebt sie!

Gomez. Liebt sie!

Hernani. Er entführt sie uns,
Ist unser Nebenbuhler.

Gomez. Fluch und Hölle!
Vasallen, auf, zu Pferd! und rasch verfolgt
Den Räuber!

Hernani. Höre! sichrer Rache Fuß

Tritt nicht so hart auf. Ich gehöre Dein.
Du kannst mich tödten. Aber willst mich nicht,
Zu rächen Deiner Nichte Tugend, brauchen?
Schenk' einen Theil von Deiner Rache mir,
O, sei so gnädig! Soll ich niederknien,
Fußfällig Dich erflehn? Ich thu' es schon.
Verfolgen Beide wir den König. Komm,
Ich will Dein rechter Arm sein, Herzog, will
Dich rächen; ist's gethan, bringst Du mich um.

Gomez. Wirst dann Du Dich wie heute abthun lassen?

Hernani. Ja, Herzog!

Gomez. Wie beschwörst Du's?

Hernani. Bei dem Haupt
Von meinem Vater.

Gomez. Wirst Du eines Tags
Dich noch daran erinnern wollen?

Hernani (ihm das Horn aus seinem Gürtel reichend). Da,
Nimm dieses Horn. Was auch geschehen mag,
Sobald Du willst, o Herr! an welchem Ort,
Zu welcher Stunde Dir der Einfall kommt,
Daß nun ich sterben müsse: komm' und blas'
In dieses Horn, — brauchst weiter nichts zu thun —:
So wird's geschehen sein.

Gomez (ihm die Hand hinstreckend). Die Hand darauf!
(Sie drücken sich die Hände. Zu den Bildern.)
Ihr alle, seid mir Zeugen!

Vierter Akt.

Die Gruft zu Aachen, worin das Grabmal Karls des Großen; hohe Gewölbe von lombardischer Bauart. Unten dicke Pfeiler. Volle Bogen. Säulenknaufe mit Vögeln und Blumen. — Zur Rechten die Gruft Karls des Großen mit einer niedern, bogenrunden Thüre aus gegossenem Metall. Eine einzige an einer Mauerbrüstung aufgehängte Lampe erhellt die Aufschrift: Carolo Magno. — Es ist Nacht, man sieht den Hintergrund des unterirdischen Gewölbes nicht; das Auge verliert sich in den Arkaden und Pfeilern, die im Schatten vor den Blicken verschwimmen.

Erster Auftritt.

Don Carlos, Don Ricardo, in großen Mänteln.

Ricardo (mit bloßem Haupt, eine Laterne in der Hand). Hier.

Carlos. Hier ist's, wo der geheime Bund
Zusammenkommt, wo ich sie all' zusammen
Erwischen kann mit einem Schlag. Ei, Herr
Churfürst, von Trier! hier ist's? Und diesen Ort
Leihst ihnen Du? Ha, wahrlich, gut gewählt!
Ein schwarz Complot gedeiht in Gräberluft;
Die Dolche sind an Särgen gut zu wetzen.
Inzwischen heißt das hoch gespielt: der Kopf
Ist Trumpf, ihr Herren Meuchelmörder! und
Wir wollen sehn! Bei Gott, sie thaten wohl,
Daß eine Gruft zu solcher That sie wählten!
Sie haben sich damit den Weg verkürzt.

(Zu Don Ricardo.)

Gehn diese Höhlen unterm Boden weit?

Ricardo. Bis zu dem festen Schloß.

Carlos. Mehr als genug.

Ricardo. Und andere auf dieser Seite reichen
Bis zu dem Kloster Altenheim.

Carlos. Wo Rudolph
Erschlug den Lothar. Gut! — Ei, sagt mir, Graf,
Die Namen der Verschwornen noch einmal,
Mit wo, warum und wie.

Ricardo. Von Gotha.

Carlos. Ich
Weiß nicht, warum der wackre Herzog sich
Verschwört. Er will wohl für den Kaiserthron
In Deutschland einen Deutschen?

Ricardo. Hohenburg.

Carlos. Der zöge, glaub' ich, mit dem Franz die Hölle
Dem Himmel mit mir vor.

Ricardo. Don Gil Tellez
Giron.

Carlos. Bei Unsrer Frau und bei Kastilien!
Der Hund empört sich gegen seinen König?

Ricardo. Man sagt, er fand Euch bei der Frau von Giron
Am Abend, wo Ihr ihn zum Ritter schlugt.
Er will die Ehre seiner Holden rächen.

Carlos. Darum empört er gegen Spanien sich?
— Wen nennt man weiter?

Ricardo. Man zählt ferner auf
Den heiligen Vasquez, Bischof von Avila.

Carlos. Auch, um die Ehre seiner Frau zu rächen?

Ricardo. Guzman sofort von Lara, mißvergnügt,
Weil er das Band von Eurem Orden heischt.

Carlos. Ah! Guzman Lara! Fehlt ihm weiter nichts,
Als nur ein Halsband? Traun, er soll eins haben!

Ricardo. Der Lützelburger Herzog. Seine Pläne
Betreffend ....

Carlos. Ist der Lützelburger just
Um einen Kopf zu hoch.

Ricardo. Juan von Haro,
Er will Astorga.

Carlos. Diese Haro haben
Verdoppelt des Henkers Sold.

Ricardo. Die sind's.

Carlos. 's sind alle meine Köpfe nicht. Es sind
Nur sieben, Graf, an meiner Rechnung fehlt.

Ricardo. Ein Schock Banditen nannt' ich nicht, im Sold
Von Frankreich oder Trier ...

Carlos. Männer ohne
Vorurtheil, deren stets bereiter Dolch
Dem Gold sich zudreht, wie dem Pol die Nadel.

Ricardo. Doch fielen mir zwei kühne Bursche auf,
Kaum angelangt: ein junger und ein alter.

Carlos. Sie heißen?

(Ricardo zuckt die Achseln zum Zeichen, daß er's nicht weiß.)

Sie sind alt?

Ricardo. Der jüngste zwanzig ...

Carlos. Bedaure.

Ricardo. Und der Alte sechzig Jahr'.

Carlos. Der Eine hat noch nicht das Alter und
Der Andre hat's nicht mehr. Das ist nicht gut.
Ich werde dafür sorgen; und im Nothfall
Kann meiner Hülfe sich versehn der Henker!
Doch ... zur Hauptsache ... Werd' ich Kaiser sein?

Ricardo. Um diese Stunde sammelt und beräth
Sich das Collegium.
Carlos. Wer weiß? Vielleicht
Erwählen Franz sie, oder ihren Sachsen,
Den weisen Friedrich. Ha! Luther hat
Ganz Recht: schlecht geht es zu! Das sind mir schöne
Verfertiger von heil'ger Majestät,
Die keinen Grund als einen goldnen nehmen,
Ein ketzerischer Sachse! Ein blödsinn'ger
Pfalzgraf! Ein Wüstling, Fürst-Primas von Trier!
Der König Böheims ist auf meiner Seite. —
Die Herrn von Hessen, kleiner noch als ihre
Provinzen, junge Thoren, greise Schwelger!
Mit Kronen — wohl! Mit Köpfen? . . . sucht darnach.
Ha, Nullen! deren lächerliche Chur-
Versammlung ich in meiner Löwenhaut,
Wie Herkules, wegtragen könnte, die,
Herausgeschält aus violettem Mantel,
Nicht so viel Kopf besäßen, als der Narr
Von meinem Bruder Franz! — Ricardo, an
Drei Stimmen fehlt's mir! Alles schlägt mir fehl!
O, Freund, ich gäbe Salamanca, Gent,
Toledo, — drei belieb'ge Städte ihnen,
Wenn sie nur wollten, für drei Stimmen!
Sie könnten wählen in Kastilien, Flandern,
Drei Städte für drei Stimmen! Wohl gemerkt,
Verstehst Du, mit dem Vorbehalt, dieselben
Hernachmals ihnen wieder abzunehmen.
(Ricardo macht eine tiefe Verbeugung vor dem König und setzt den Hut auf.)
Wie? Ihr bedeckt Euch?
Ricardo. Herr, Ihr duztet mich: (Von Neuem sich verneigend.)
So bin ich Grand von Spanien.

— **Carlos** (bei Seite). Dauerst mich,
Ehrgeiziger um Nichts! Das gier'ge Pack,
Wie's zwischen unserm seinen Plan verfolgt!
Um einen Titel gäb's die Seele hin!
Ja, wahr ist's: „Eitelkeit der Eitelkeiten!
Alles ist eitel!" — Groß ist Gott allein,
Der Kaiser und — der Papst! Das Andre, als
Herzoge, Könige — bedeutet nichts.

Ricardo. Ich hoffe, daß sie Eure Hoheit wählen.

Carlos (bei Seite). Nur Hoheit! Hoheit! Ich! In Allem hab'
Ich Unglück. — Wenn ich König müßte bleiben!

Ricardo (bei Seite). Basta. Du werde Kaiser oder nicht,
Ich bin ein span'scher Grande!

Carlos (laut). Wenn sie nun
Gemacht den Kaiser Deutschlands haben, welch
Signal thut seinen Namen kund der Stadt?

Ricardo. Ist's Sachsens Herzog, ein Kanonenschuß;
Zwei, ist's der Franzmann; drei, ist's Eure Hoheit.

Carlos. Und diese Donna Sol! Mich reizt, verwundet
Doch Alles! Graf, wofern zufällig ich
Der Kaiser würde, hole schnell sie her.
Vielleicht, daß einen Cäsar doch man nimmt.

Ricardo (lächelnd). Hoheit, Ihr seid sehr gnädig . . .

Carlos (ihm stolz in die Rede fallend). Still davon!
Noch hab' ich nicht befohlen, daß man denke.
— Wann wird der Name des Erwählten kund?

Ricardo. Ich glaube, spätestens in einer Stunde.

Carlos. Drei Stimmen! nur die drei! Doch tilgen wir
Zuvörderst die Verschwörerrotte aus,
Und sehen, wem das Reich geworden, dann.
Geh! Die Verschworenen müssen kommen jetzt.
Ah so! . . . den Schlüssel zu dem Grabmal! . . .

Ricardo (dem König einen Schlüssel überreichend). Herr,
Ihr werdet an den Graf von Limburg denken,
Den Schirmer des Kapitels, der mir ihn
Vertraut, und Alles Euch zu Willen thut.

Carlos (ihn entlassend). Thu', was ich sagte! . . . Gut!

Ricardo (sich verneigend). Ich gehe schon,
Hoheit!

Carlos. Drei Schüsse müssen's sein, nicht wahr?

(Ricardo verneigt sich und geht.)

(Don Carlos, allein geblieben, versinkt in tiefe Träumerei. Er kreuzt die Arme, sein Haupt neigt sich auf die Brust, er erhebt es wieder und wendet sich gegen das Grabmal.)

Zweiter Auftritt.

Don Carlos.

Verzeihe, großer Carl! — nur ernstes Wort
Sollt unter dieser stillen Wölbung tönen.
Du zürnst gewiß ob diesem Lärm, erregt
Von unsrem Ehrgeiz über deiner Gruft.
— Ah! ein entzückend Schauspiel dem Gedanken
Ist ein Europa, so gestaltet, wie
Du's hinterlassen! Ein Gebäude mit
Zwei Männern oben auf. Ein Doppelhaupt
Nach freier Wahl, dem dann sich unterwirft,
Was im Purpur gezeugt. Fast alle Staaten,
Als: Herzogthümer, kriegerische Lehn,
Grafschaften, Königreiche — sind ein Erbthum;
Doch seinen König oder Papst gebiert
Das Volk zuweilen, Alles schreitet fort,
Und einen Zufall bessert oft der andre.
Daher das Gleichgewicht, und immer siegt

Die Ordnung. Goldgestickte Kaiserwähler,
Scharlachne Kardinäl', ein doppelter
Senat, ob dem die Erde sich empört,
Sind nur Statisten, Gott thut, was er will.
Bricht einmal ein Gedanke, deß die Zeit
Bedarf, hervor, so wächst er, eilet, fliegt,
Durchdringet Alles, wird ein Mensch, ergreift
Die Herzen, bricht sich eine Bahn; — es tritt
Ein König untern Fuß ihn, knebelt ihn:
Doch eines Morgens findet er den Weg
Zur Churversammlung oder ins Conclave,
Und plötzlich sehen alle Könige
Aufsteigen über ihre Königshäupter
Den Knechtsgedanken, mit dreifacher Kron'
Auf seiner Stirne, oder in der Hand
Den Erdball, — und sie neigen sich vor ihm!
— Der Kaiser und der Papst sind Alles. Nichts
Ist auf der Erde, als durch sie, für sie.
In ihnen lebt ein hehr Geheimniß, ihnen
Besorgt der Himmel, ihrer Rechte Quell,
Ein groß Bankett von Völkern, Königen.
Zu ihren Füßen liegt die Welt, und theilt
Und einet sich. Sie setzen ein und ab.
Der Eine löst, der Andere zerhaut.
Der ist die Wahrheit, Jener ist die Kraft.
Sie haben in sich selber ihren Grund,
Und sind, dieweil sie sind. Wenn sie heraus
Vom Heiligthume treten, beide gleich,
Der Ein' im Purpur und in seinem weißen
Talar der Andre, dann erblickt die Welt
Mit heil'ger Scheu, von Glorie umblitzt,
Die beiden Hälften Gottes, Papst und Kaiser.

— Der Kaiser! ja, der Kaiser! Kaiser sein! —
O Hölle! es nicht sein, und doch sein Herz
Voll hohen Muthes schlagen fühlen! Wie
War glücklich, der in dieser Gruft hier ruht!
Wie war er groß! Zu seiner Zeit, da war's
Noch schöner. Welch ein Loos! — Und dennoch, dennoch,
Da liegt er nun! Ist Alles denn so nichts,
Daß da hinab man kommt! . . . Fürst, König, Kaiser
Gewesen sein, ein Riese ob der Welt,
Mit Deutschland zum Fußschemel, mit dem Titel
Cäsar und mit dem Namen: Carl der Große! —
Gewesen größer sein als Hannibal,
Als Attila, groß wie das All! . . . und jetzt
Hier eingemauert! Ha! so baut ein Reich,
Und sehet dann den Staub von einem Kaiser!
Durchschallt die Erde ganz mit eurem Ruhm.
— Erhebet, gründet Euer Kaiserthum,
Und sprechet nie: „Es ist genug!" So hoch
Hinauf auch strebe euer Stolz: da seht
Das letzte Ziel . . . — O kaiserlicher Thron!
Was soll mir das? Ich bin einmal daran
Und möcht' ihn gern. Ein Etwas raunt mir zu:
„Du sollst ihn haben." Soll ihn haben! Ei,
Hätt' ich ihn schon! . . . — O Himmel! sein der Punkt,
Wo Alles anfängt, einzig aufrecht stehn
Zu oberst auf der ungemessnen Säule!
Von einer Menge Staaten, auf einander
Geschichtet, Schlußstein sein, und unter sich
Die Könige gereiht sehn, seinen Schuh
An ihrem Kopfe wischen, hoch herabschaun
Auf aller Könige Vasallenhäuser,
Auf Cardinäle, Dogen und Markgrafen

Und Herzoge, auf Bischöfe, Prälaten,
Stammhäuptlinge und Reichsbarone; dann
Auf Priester und Soldaten; dann entfernt
Von unsrer Zinne, ganz im Schatten, tief
Im Abgrund auf die — Menschen. Menschen?
Das heißt: ein Haufen, ein Getös', ein Meer:
Geschrei und Weinen; oft ein bitter Lachen.
Das Volk — ein Ocean! mit Wog' auf Woge,
Wo Alles aufregt, was man wirft hinein!
Ein Wellenschlag, der einen Thron zerschellt
Und wiegt ein Grab! Ein Spiegel, drin der König
Sich selten schön erblickt! O blickte man
Zuweilen hin in diese düstre Fluth,
Zahllose Reiche schaute man im Grund,
Zerbrochne Riesenschiffe, die sie wälzt
In ihrer Strömung, die zur Last ihr wurden
Und die sie nicht mehr kennt! Regieren das!
Wenn man dich wählt, auf diesen Gipfel steigen
Empor, und wissen, daß ein Mensch du bist!
Den Abgrund vor sich haben! Unglücksel'ger!
Was ist an mir? und Kaiser werden? Gott!
Schon daß ich König wurde, war zu viel!
O wahrlich, selten, selten ist der Mann,
Dem sich die Brust erweitert mit dem Glück.
Doch ich, wer macht mich groß? Wer wird mir Norm?
Wer rathet mir? (Er fällt vor der Gruft auf die Kniee.)
Du, Carl — der — Große, du!
Ah! wenn der Herr, vor dem kein Hinderniß,
Nimmt unsre beiden Majestäten und
Sie an einander hält, gieß' in mein Herz
Tief aus dem Grunde dieser Gruft hervor,
Was Großes, was Erhabenes, was Schönes!

Laß jeglich Ding mich allerwärts durchschaun,
Zeig' mir, wie klein die Welt — noch wag' ich's nicht,
Hand anzulegen —! Lehre mich des Herrschens
Geheimniß: sage mir, daß Strafe mehr
Als Milde frommt. Nicht wahr? — O hehrer Schatten
Des deutschen Kaisers, sage mir, was man
Nach Carl dem Großen noch beginnen kann!
Sprich, rede! — und sollte auch dein Herrscherhauch
Mir an der Stirn die Eisenthüre brechen! —
Doch willst in deinem tiefen Frieden du
Nicht reden, so gestatte Carlos, daß
Er deinen Kopf wie eine Welt studire. —
Laß ruhig von ihm messen dich, o Riese!
Hier unten ist das Größte ja dein Nichts!
Versagt's der Schatten, rathe mir die Asche! . . .
(Er ist im Begriff, den Schlüssel in das Schloß zu stecken.)
Hinein! (Er weicht zurück.)
Gott! wenn er mit mir spräche!
Wenn er erwachte! Wenn er hier erschiene
Aufrecht und wandelnd mit gemess'nem Schritt!
Wenn ich heraus mit grauen Haaren käme! . . .
Hinein auf jegliche Gefahr! (Geräusch von Tritten.)
Man kommt!
Wer wagt es außer mir, in solcher Stunde
Das Haus von solchem Todten aufzuwecken?
Wer? . . . (Das Geräusch nähert sich.)
Ich vergaß . . . ha! . . . meine Mörder sind's!
(Er öffnet die Thüre des Grabmals und schließt sie hinter sich zu. Von verschiedenen Seiten erscheinen Männer mit dumpfen Schritten, unter Mäntel und Hüte vermummt.)

Dritter Auftritt.

Die Verschworenen.

(Sie gehen Einer zum Andern, sich bei der Hand nehmend, und wechseln einige Worte mit leiser Stimme.)

Zweiter Verschworener. Die Losung!

Erster Verschworener (eine brennende Fackel tragend).

Ad augusta.

Zweiter Verschworener. Per augusta.

Erster Verschworener. Die Heiligen beschützen uns!

Zweiter Verschworener. Uns dienen

Die Todten!

Erster Verschworener. Der Allmächt'ge schirme uns!

(Geräusch von Tritten in der Finsterniß.)

Zweiter Verschworener. Die Losung!

Stimme im Dunkel. Ad augusta.

Zweiter Verschworener. Per augusta.

(Neue Verschworene. Geräusch von Tritten.)

Erster Verschworener (zum Dritten). Es kommt noch Einer;

steh und halt' ihn an.

Dritter Verschworener. Die Losung!

Stimme im Dunkel. Ad augusta.

Dritter Verschworener. Per augusta.

(Neue Verschworene treten ein; sie wechseln geheimnißvolle Zeichen mit den andern.)

Erster Verschworener. Da sind wir alle ... Gut! ...

Berichte, Gotha!

Ihr Freunde! auf den Schatten folgt das Licht.

(Die Verschworenen setzen sich im Halbkreis auf die Särge. Der erste Verschworene geht an allen der Reihe nach vorüber, und jeder zündet an seiner Fackel eine Kerze an, die er in der Hand hält. Sodann setzt sich der erste Verschworene stillschweigend auf ein Grabmal in der Mitte des Kreises und höher als die Uebrigen.)

Herzog von Gotha (aufstehend). Ihr Freunde! Carl von Spanien, mutterseits
Ein Fremder, strebet nach dem heil'gen Reich.

Erster Verschworener. Die Grube soll er haben.

Herzog von Gotha (seine Fackel zur Erde werfend und sie mit dem Fuße austretend). Also sei's
Mit seiner Stirne, wie mit dieser Fackel!

Alle. Es sei so!

Erster Verschworener. Tod ihm!

Herzog von Gotha. Weg mit ihm! Er sterbe!

Alle. Man opfre ihn!

Don Juan von Haro. Sein Vater ist ein Deutscher.

Herzog von Lützelburg. Doch seine Mutter eine Spanierin.

Herzog von Gotha. Nicht Spanier ist er und nicht Deutscher mehr.
Tod!

Ein Verschworener. Wenn zur Stunde die Churfürsten ihn
Zum Kaiser wähleten!

Erster Verschworener. Ihn? Nimmermehr!

Don Gil Tellez Giron. Ihr Freunde! werfen wir ins Grab den Kopf,
So fällt die Krone nach!

Erster Verschworener. Hat er das heil'ge Reich, so wird er, wer
Er sei, ein unantastbar Wesen, und
Nur Gott darf mit dem Finger ihn berühren.

Herzog von Gotha. Drum ist's am sichersten, daß er verende,
Bevor er unverletzlich wird.

Erster Verschworener. Man wählt
Ihn nicht.

Alle. Er soll das Reich nicht haben.

Erster Verschworener. Wie viel der Arme braucht's, ins Bahrtuch ihn

Zu legen?

Alle. Einen!

Erster Verschworener. Wie viel Stöße braucht's

In seinen Busen?

Alle. Einen!

Erster Verschworener. Wer thut ihn?

Alle. Wir alle!

Erster Verschworener. Ein Verräther ist das Opfer.

Derweil den Kaiser sie, erwählen wir

Den Hohenpriester. Ziehen wir das Loos!

(Die Verschworenen schreiben ihre Namen in ihre Schreibtafeln, reißen das Blatt ab, falten es zusammen und werfen es Einer nach dem Andern in die Urne eines Sargs; dann spricht der erste Verschworene:)

Laßt beten uns!

(Alle knieen nieder; der erste Verschworene steht auf.)

Auf Gott vertraue der

Erwählte, stoße wie ein Römer, sterbe

Wie ein Hebräer! Rad und Folterzangen

Muß er verachten, auf der Streckbank singen

Und lachend liegen auf dem glühnden Rost, —

Kurz, handeln muß er wie ein Mann, der gleich

Entschlossen ist zu tödten, wie zu sterben.

(Er zieht einen Zettel aus der Urne.)

Alle. Wer ist's?

Erster Verschworener (mit lauter Stimme). Hernani!

Hernani (aus der Menge hervortretend). Ich bin's, der gewann!

Ich halte Dich, die ich so lang verfolgte,

In meiner Hand nun, Rache!

Don Ruy Gomez (Hernani bei Seite nehmend). O gib mir

Den Stoß!

Hernani. Bei meinem Leben, nein! Beneidet,
O Herr, mir nicht mein Glück, zum ersten Mal
Hat's mir gelächelt.

Gomez. Du besitzest Nichts.
Wohlan denn: Alles, Lehen, Schlösser, Land
Und Leute, hunderttausend Bauern in
Dreihundert Dörfern, die mein Eigenthum, —
Verleih' ich Dir um diesen Stoß, mein Freund!

Hernani. Nein!

Herzog von Gotha. Einen minder sichern Stoß, o Greis,
Führt' Euer Arm!

Gomez. Zurück, Ihr! Hab' ich doch
Das Herz, wenn nicht den Arm; vom Rost der Scheide
Schließ auf den Stahl nicht!

(Zu Hernani.) Du gehörest mein!

Hernani. Mein Leben Euch, das seine mir.

Gomez (das Horn vom Gürtel lösend). Wohlan,
So höre, Freund, Dein Horn geb' ich zurück.

Hernani. Das Leben! Ei! was liegt mir denn am Leben?
Ich halte meine Rache fest, mit Gott
Werd' ich auf die Besorgung mich verstehn!
Den Vater muß ich rächen ... mehr vielleicht!
— Sie, gibst Du sie mir?

Gomez. Nimmermehr! .. Das Horn.

Hernani. Nein!

Gomez. Ueberlege, junger Mensch.

Hernani. Laßt mir,
Herr Herzog, meine Beute!

Gomez. Nun, so sei
Verflucht, daß Du mir diese Freude raubst!

(Er steckt das Horn wieder in seinen Gürtel.)

Erster Verschworener (zu Hernani). Es wäre gut, dem Carlos abzupassen
Schon diesen Abend, eh' er würd' erwählt.

Hernani. Hegt keine Sorge! Ich versteh' mich drauf,
In seine Grube einen Mann zu stoßen.

Erster Verschworener (legt Hernani die Hand auf). Verrath fall' auf Verräthers Haupt zurück,
Und Gott sei mit Dir! Wir, ihr Herrn und Grafen!
Wenn unverrichteter Sach' er untergeht,
Wir machen weiter. Schwöret, Mann für Mann,
Und ohne daß sich Einer dem entzöge,
Den Carl zu treffen, der da sterben muß.

Alle (die Degen ziehend). Wir schwören!

Herzog von Gotha (zum ersten Verschworenen). Und worauf?

Gomez. (Er nimmt seinen Degen an der Spitze und erhebt ihn über sein Haupt.) Auf dieses Kreuz!

Alle (mit gezückten Degen.) Er sterbe ohne Buß' und Absolvirung!

(Man hört in der Ferne einen Kanonenschuß. Alle halten stillschweigend inne. Die Thüre des Grabmals geht auf. Don Carlos erscheint auf der Schwelle. Er horcht, mit blassem Angesicht. Ein zweiter Schuß. Ein dritter. Plötzlich öffnet er das Grabmal, aber ohne einen Schritt zu thun, aufrecht, unbeweglich stehend.)

Vierter Auftritt.

Don Carlos. Hernani. Don Ruy Gomez. Die Verschworenen.

Carlos. Ihr Herren! weiter weg! Der Kaiser hört's!

(Alle Fackeln erlöschen auf einmal. Tiefe Stille. Er thut in der Dunkelheit einen Schritt. Es ist so finster, daß man kaum die stummen und unbeweglichen Verschworenen unterscheiden kann.)

Stillschweigen, Nacht! — Der Schwarm geht draus hervor
Und unter drin. Wähnt ihr, gleich einem Traumbild
Soll das verweh'n? Stoßt! Carl der Fünfte ist's!
Stoßt zu! Kommt her! Wollt ihr es wagen? Nein!
Ihr wagt es nicht. Wie blutig eure Kerzen
In dieser Wölbung flammten! Doch mein Hauch
Genügt' allein, sie alle auszulöschen.
Nun seht, und wendet euren irren Blick,
Erlöscht' ich viele: mehr noch zünd' ich an.

(Er schlägt mit dem eisernen Schlüssel an die eherne Thüre der Gruft. Auf dieses Zeichen füllen sich alle Tiefen des unterirdischen Gewölbes mit Soldaten, welche Fackeln und Partisanen tragen; an ihrer Spitze der Herzog von Alcala, der Graf von Casa Palma u. A.)

Hier, meine Geier! Nest und Beute hab' ich!

(Zu den Verschworenen.)

Auch ich illuminire meinerseits.
Es flammt das Grab; schaut hin! (Zu den Soldaten.)
Herbei, ihr alle!
Denn in flagranti ist der Frevel.

Hernani (die Soldaten anblickend). Gut!
Ganz gut! Allein — da schien er mir zu groß.
Ich meinte Anfangs, Carl der Große sei's,
Und 's ist nur Carl der Fünfte!

Carlos. Connetable
Von Spanien, Admiral Kastiliens,
Herbei, entwaffnet diese!

(Man umringt und entwaffnet die Verschworenen.)

Ricardo (herbeieilend und sich bis zur Erde verneigend). Majestät!

Carlos. Ich mach' Dich zum Alkaden des Palasts.

Ricardo (sich verneigend). Es kommen in der goldnen Kammer Namen
Zwei Churfürsten, der heil'gen Majestät
Zu huld'gen.

Carlos. Angenommen.

(Leise zu Ricardo.) Donna Sol!

(Ricardo verneigt sich und geht hinaus. Hereintreten mit Fackeln und Fanfaren der König von Böhmen und der Herzog von Bayern, in goldgestickten Kleidern, mit Kronen auf dem Kopf. Zahlreiches Geleite deutscher Herren mit dem Reichsbanner, dem Doppeladler und dem spanischen Wappen in der Mitte. Die Soldaten kehren sich um und machen Spalier. Die beiden Churfürsten gehen bis zum Kaiser hindurch und verneigen sich tief. Carlos grüßt sie wieder, indem er den Hut lüpft.)

Fünfter Auftritt.

Don Carlos. Der Herzog von Bayern. Der König von Böhmen. Hernani. Don Ruy Gomez. Die Verschworenen.

Herzog v. Bayern. Sire! König Roms, sehr heil'ge Majestät

Und Kaiser! Fortan liegt in Eurer Hand
Die Welt, denn Euer ist das Reich. Der Thron,
Nach welchem jeder Herrscher strebt, ist Euer!
Der Sachsen Herzog Friedrich war gewählt;
Doch lehnt er's ab, Euch für den Würdigern
Erklärend. Nehmt denn hin die Krone sammt
Dem Reichsapfel; Herr, das heil'ge Reich
Legt Euch den Kaisermantel an, bewehrt
Euch mit dem Schwert und macht Euch zum Augustus.

Carlos. Ich werde der Versammlung meinen Dank
Abstatten in Person. Geht, meine Herrn!
Viel Dank, mein Bruder von Böhmen, mein Vetter
Von Bayern; geht, ich komme selber nach.

(Die beiden Churfürsten küssen die Hand des Kaisers und gehen.)

Die Menge. Hoch! Vivat! Vivat Hoch!

Carlos (für sich). Ich bin am Ziel.
Und Alles hat mir Bahn geöffnet. Kaiser!
Von Friederichs des Weisen Weigerung!

Sechster Auftritt.

Dieselben. Ricardo. Donna Sol.

Sol (von Ricardo geführt). Soldaten hier! Der Kaiser....
O, mein Gott!
Ein neuer Schlag! Hernani!
Hernani (bei Seite). Donna Sol!
Gomez (neben Hernani). Sie hat mich nicht gesehen!
(Donna Sol eilt zu Hernani, der sie durch einen argwöhnischen Blick zurückstößt.)
Hernani. Meine Donna!
Sol (den Dolch aus ihrem Busen ziehend). Noch immer hab' ich seinen Dolch!
Hernani (ihr die Arme entgegenstreckend). Mein Lieb!
Carlos (zu den Verschworenen). Still! Alle! — Ist das Herz euch wohlgefaßt?
Ich bin der Welt ein groß Exempel schuldig.
Kastilier Lara, Sachsen-Gotha du,
Ihr Alle, sprecht! was wolltet hier ihr thun?
Hernani (vortretend). Ein einfach Ding; man kann's Euch sagen, Sire!
Wir schrieben auf die Wand Belsazers Urtheil;
(Er zieht einen Dolch und schwingt ihn.)
Wir gaben Cäsar, was des Cäsars ist.
Carlos. Schon gut. (Zu Don Ruy Gomez.)
Ihr, Silva, ein Verräther?
Gomez. Sire,
Wer von uns beiden?

Hernani (zu den Verschworenen). Unsre Köpfe und
Den Kaiserthron!... Er hat, was er begehrt. (Zum Kaiser.)
Der blaue Königsmantel konnt' Euch stören
In Eurem Gang. Der Purpur sitzt Euch besser,
Man sieht kein Blut daran!

Carlos (zu Don Ruy Gomez). Mein Vetter Silva,
Das ist ein schlechter Treubruch, und verdient,
Daß von dem Schild ich Deinen Adel merze!
's ist Hochverrath, Don Ruy, bedenk' es wohl!

Gomez. Mein Adel schreibt sich nicht von Deinem Stamm.

Carlos (zu dem Herzog von Alcala). Verhaftet nur, was Graf
und Herzog ist,
Das Andre laßt....

(Die großen Herren verlassen die Masse der Verschworenen, unter welcher Hernani zurückbleibt. Der Herzog von Alcala umgibt sie mit Wachen.)

Sol (bei Seite). Er ist gerettet!

Hernani (aus der Menge hervortretend). Ich
Verlange, daß man zählt mich, da sich's hier
Ums Köpfen handelt; weil Hernani, ein
Geringer Hirte, unter Deinem Fuß
Durchschlüpfte ungestraft; weil seine Stirn
Nicht mehr an Deinen Degen reichte; weil
Man groß muß sein, um hier den Tod zu holen, —
So 'reck' ich mich empor! Der Gott, der Scepter
Verleiht und Dir verliehen hat, hat mich
Gemacht zum Herzog von Segorbia
Und Cardona, zum Marquis von Monroy,
Zum Grafen von Albatera, Markgrafen
Von Gor, zum Oberherrn von andern Orten,
Die ich nicht weiter aufzuzählen weiß.
Ich bin Johann von Aragonien,
Des Avizordens Commandeur, in Acht

Geboren, vogelfreier Sohn
Von einem Vater, den des Deinen Spruch,
O König Carlos, hingemordet hat!
Der Mord ist unter uns Familiensache.
Ihr habt das Blutgerüst, und wir den Dolch.
Der Himmel also machte mich zum Herzog,
Die Acht zum Räuber. Doch da ich umsonst
Mein Schwert geschliffen hab' auf den Gebirgen
Und in des Waldstroms Wassern es gefestet:

(Er setzt den Hut auf.)

Bedecken wir uns, Granden Spaniens!

(Alle verschworene spanische Granden bedecken sich zugleich.)

Ja, König, unsre Köpfe sind befugt,
Bedeckt vor Dir zu fallen von dem Beil. (Zu den Gefangenen.)
Ihr Silva, Haro, Lara, hohen Stamms,
Platz für Johann von Aragonien!
Ihr Herzoge und Grafen, meinen Platz!

(Zu den Hofleuten und Wachen.)

Ich bin Johann von Aragonien,
Herr König, Henker und Bediente! Drum,
Sind eure Blutgerüste niedrig, laßt
Sie höher machen! (Er tritt in die Reihe der Edelleute.)

Sol. Himmel!

Carlos. In der That,
Ich hatte die Geschichte rein vergessen.

Hernani. Wer blutet, hat ein besseres Gedächtniß.
Die Unbill, die im wilden Wahne der
Beleidiger vergißt, lebt und empört
Den Busen des Beleidigten beständig.

Carlos. So bin ich denn, mit fortgeerbtem Recht,
Der Sohn von Vätern, die der Euren Köpfe
Abschlagen ließen?

Sol (knieend vor dem Kaiser). Sire! Verzeihung, Gnade!
Sire! seid barmherzig, oder tödtet uns
Zusammen, weil er mein Geliebter ist,
Mein Gatte. An dem seinen hängt mein Leben.
Ich zittre! . . . Oh! nur so barmherzig seid
Und schlachtet uns zusammen! Majestät!
Ich schleppe mich zu Eurem Kaiserknie!
Ich lieb' ihn, er ist mein, wie Dein das Reich!
O Gnade! (Der Kaiser betrachtet sie unverrückt.)
Welches Grausen brütet Ihr?

Carlos (mit einem tiefen Seufzer). Erhebet Euch, Herzogin von Segorbia,
Gräfin Albatera, Marquise von Monroy. (Zu Hernani.)
Don Juan, Deine weitern Namen?

Hernani. Wer
Spricht so? Der König?

Carlos. Nein, der Kaiser spricht's.

Sol (aufstehend). O Himmel!

Carlos (sie Hernani zeigend). Herzog! Dein Gemahl.

Hernani (die Augen zum Himmel gerichtet). Gerechter Gott!

Carlos (zu Don Ruy Gomez). Mein Vetter, eifersüchtig, weiß ich, ist
Dein Adel, doch darf Aragon mit Silva
Sich wohl vermählen.

Gomez (düster). Nicht mein Adel ist's.

Hernani (Donna Sol liebevoll anblickend und sie umarmend). Oh! all mein Haß verschwindet!
(Er wirft seinen Dolch weg.)

Sol (in den Armen Hernani's. O mein Herzog!

Hernani. Nur Liebe hat mein Herz noch, Donna Sol!

Carlos (bei Seite, die Hand auf der Brust.) Erlösche, junges, gluthenvolles Herz!

Laß herrschen, den du lang gestört, den Geist!
Ach! Liebe fortan und Geliebte müssen
Nur Deutschland, Flandern, Spanien dir sein!
(Das Auge auf das Banner geheftet.)
Der Kaiser gleicht dem Adler, dem gepaart
Er ist: an Herzens Statt hat er ein Schild!
Hernani. Ah! Ihr seid Cäsar!
Carlos. Deines edlen Hauses,
Don Juan, würdig ist Dein Herz . . . (auf Donna Sol deutend).
Es ist
Auch ihrer würdig. — Herzog, kniee nieder!
(Hernani kniet nieder. Don Carlos löst seinen goldenen Vließorden und hängt ihm denselben um den Hals.)
Nimm dieses Band!
(Er zieht seinen Degen und schlägt ihn dreimal auf die Schulter.)
Sei treu! Bei Sankt Stephan!
Ich schlage Dich zum Ritter, Herzog!
(Er hebt ihn wieder auf und umarmt ihn.)
Doch
Du hast ein süßeres und schönres Band!
Was ich nicht habe, was dem Throne fehlt,
Zwei Liebesarme des geliebten Weibs.
Ach! du wirst glücklich sein; ich, — ich bin Kaiser.
(Zu den Verschworenen.)
Nicht weiß ich mehr, wie ihr heißt, meine Herrn!
Ich will vergessen Alles, Haß und Wuth.
Geht! ich vergeb' euch, das ist jene Lehre,
Die ich der Welt zu geben schuldig bin.
Die Verschworenen (auf den Knieen). Ruhm Carlos!
Gomez (zu Don Carlos). Ich — ich bleib' allein verdammt.
Carlos. Und ich!
Gomez (bei Seite). Doch hab' ich nicht, wie er, verziehn.
Hernani. Wer doch hat uns verwandelt alle so?

Alle. Es lebe Deutschland! Carl dem Fünften Ruhm!
Carlos (sich zum Grabmal wendend). Ruhm Carl dem Großen!
Laßt uns beid' allein!
(Alle ziehen sich in den Hintergrund des Theaters zurück.)

Siebenter Auftritt.

Carlos (allein, sich vor dem Grabmal verneigend). Bist Du mit
mir zufrieden? Hab' ich recht
Des Königs Aermlichkeiten abgestreift? —
Ich stand so einsam, so verloren, ach!
So ganz allein vor einem Kaiserthron:
Es brüllt und schäumt, verschwört sich eine Welt;
Ich soll den Dänen strafen, soll bezahlen
Den heil'gen Vater; mit Venedig, Luther
Und Franz und Soliman herum mich schlagen;
Schon leuchten tausend eifersücht'ge Dolche
Im Dunkeln; — Schlingen, Klippen um mich her,
Es dräuen zwanzig Völker, deren eins
Schon bange machte zwanzig Königen;
Ein jedes drängt und wird gedrängt: ich soll
Auf einmal Alles thun: da rief ich Dir:
„Womit muß ich beginnen?“ Und Du sprachst:
„Mein Sohn! beginne mit Barmherzigkeit!“

Fünfter Akt.

Zu Saragossa. — Eine Terrasse des aragonischen Palastes. — Im Hintergrund das Geländer einer Treppe, die sich in den Garten verliert. — Rechts und links zwei Flügelthüren auf diese Terrasse, welche im Hintergrunde des Theaters eine von zwei Reihen maurischer Arkaden überragte Balustrade schließt; oberhalb und durch die Arkaden hindurch sieht man den Garten des Palastes, Wasserfälle im Schatten, Boskete mit Lichtern, die sich hin und her bewegen, und im Hintergrund die gothischen und arabischen Zinnen des illuminirten Palastes. Es ist Nacht. Aus der Ferne hört man Fanfaren. Masken in Dominos, zerstreut, einzeln, oder in Gruppen schweben da und dort auf der Terrasse umher. — Im Vorgrund des Theaters eine Gruppe junger Hofcavaliere, mit abgenommenen Masken, laut lachend und schwatzend.

Erster Auftritt.

Don Sancho. Don Mathias. Don Ricardo. Don Francisco. Don Garcia Suarez.

Garcia. Mein Seel, die Freude soll leben! Die Braut soll leben!

Mathias (nach dem Balkon sehend). Saragossa ist heute Nacht lauter Augen. . . . Alles an den Fenstern, auf den Balkonen.

Garcia. Natürlich! niemals sah man eine lustigere Hochzeit mit Fackeln, eine süßere Nacht und ein hübscheres Paar!

Mathias. Der gute Kaiser!

Sancho. Marquis, als wir beide in einer gewissen Nacht um die Dämmerung mit ihm auf Abenteuer ausgingen: wer hätte da geglaubt, daß die Geschichte so endigen würde?

Ricardo (einfallend). Ich war auch dabei. (Zu den Uebrigen.) Hört, meine Herren, die Historia ist folgende: Drei Liebhaber, ein Bandit, dem's Beil an der Kehle juckt, ferner ein Herzog, ditto ein König, belagern sämmtlich das Herz einer Dame. Der Sturm wird gewagt; wer gewinnt? Der Bandit.

Francisco. Das ist doch sehr einfach. Liebe und Glück sind in Spanien, wie überall, ein Spiel mit falschen Würfeln. Der Spitzbube gewinnt.

Ricardo. Ich habe durch bloßes Zusehen bei diesem Liebesspiel mein Glück gemacht. Erst Graf, dann Grande, dann Alkade des Hofs: gewiß, ich habe den Moment trefflich benützt.

Sancho. Das Arkanum des Herrn ist, immer zwischen den Füßen des Königs zu sein, auf jedem Tritt und Schritt.

Ricardo. Indem ich meine Ansprüche, meine Verdienste geltend machte.

Garcia. Und dabei aus seiner Zerstreuung Nutzen zoget.

Mathias. Was wird denn aus dem alten Herzog? Läßt er seine Bahre zunageln?

Sancho. Lacht nicht, Marquis! denn das ist ein stolzes Herz. Er liebte Donna Sol, dieser Greis! Sechzig Jahre haben seine Haare grau gemacht, ein einziger Tag machte sie schneeweiß!

Garcia. Er hat sich, sagt man, in Saragossa nicht wieder gezeigt?

Sancho. Möchtet Ihr wohl gar, daß er seinen Sarg zum Hochzeitsgeschenk gemacht hätte?

Francisco. Und was thut der Kaiser?

Sancho. Heute ist der Kaiser traurig. Der Luther macht ihm Aerger.

Ricardo. Dieser Luther! Ist's wohl der Mühe werth, daß man wegen seiner in Sorgen und Angst schwebt? Mit vier Lanzknechten machte ich dem Wesen ein Ende!

Mathias. Auch Soliman macht ihm Grillen.

Garcia. Alle Wetter, was gehen mich Luther, Soliman, Neptunus, Teufel und Jupiter an? Die Weiber sind hübsch, die Maskerade ausgezeichnet, und ich habe schon tausend Narrheiten gemacht.

Sancho. Das ist die Hauptsache.

Ricardo. Garcia hat Recht. — An einem Festtage bin ich nicht mehr der gleiche Mensch, und glaube, auf Ehre, daß mir die Maske, die ich anlege, einen andern Kopf aufsetzt.

Sancho (leise zu Mathias). Schade, daß dann nicht jeder Tag ein Festtag ist!

Francisco (auf die Thüre rechts deutend). Meine hochzuverehrenden Herrn! ist das nicht die Brautkammer?

Garcia (mit den Augen winkend). Wir werden sie gleich sehen.

Francisco. Glaubt Ihr?

Garcia. Ei, gewiß!

Francisco. Desto besser. Die Braut ist so schön.

Ricardo. Wie gut doch der Kaiser ist! — Hernani, dieser Empörer, soll den Vließorden haben! vermählt, begnadigt sein! Hätte der Kaiser meinem Rathe gefolgt, so läge der Bräutigam jetzt in einem steinernen, die Braut in einem Federbett.

Sancho (leise zu Don Mathias). Wie gerne steckte ich ihn an meine Klinge, den falschen Edelmann aus Flittergold! den feigen, feilen Emporkömmling, dieses Wamms von einem Grafen, diese hohle Form von einem Alguazil!

Ricardo (hinzutretend). Was sagt Ihr da?

Mathias (leise zu Don Sancho). Graf, hier keine Händel.

(Zu Don Ricardo.)

Er singt mir ein Sonnet Petrarca's an seine Schöne.

Garcia. Habt ihr, meine Herren, unter den Blumen, Damen, bunten Kleidern, jenes Gespenst bemerkt, das an einer Balustrade kerzengerade stehend, mit seinem schwarzen Domino den Maskeradenspaß verderbt?

Ricardo. Ja, bei Gott!

Garcia. Was ist's denn?

Ricardo. Nach Wuchs und Aussehen zu urtheilen, ist's Don Prancasio, der Meergeneral.

Francisco. Nein.

Garcia. Hat er sich nicht demaskirt?

Francisco. Er dachte nicht daran. Es ist der Herzog von Soma, der Aufsehen machen will. Nichts weiter.

Ricardo. Nein. Der Herzog hat mit mir geredet.

Garcia. Nun dann! wer ist diese Maske? — Halt, da ist sie.

(Herein tritt ein schwarzer Domino, der langsam den Theatergrund durchschreitet. Alle kehren sich um und folgen ihm mit den Augen, ohne daß er sie wahrzunehmen scheint.)

Sancho. Könnten die Todten wandeln, das wäre ihr Gang.

Garcia (zum schwarzen Domino). Schöne Maske! . . .

(Die Maske kehrt sich um. Er weicht zurück.)

— Bei meiner Seele, ihr Herren! ich sah eine Flamme in seinen Augen leuchten.

Mathias. Wenn's der Teufel ist, so findet er seine Leute.

(Die Maske bleibt stehen und starrt ihn an. Er kommt entsetzt zurück.)

Ich schwöre euch, er hat feurige Augensterne!

(Die Maske geht weiter und verschwindet auf der Treppe. Alle sehen ihr voll Grausen nach.)

Francisco. Die Erscheinung ist unaussprechlich düster.

Garcia. Basta! Was anderswo Schrecken macht, macht Spaß auf dem Ball.

Sancho. Also irgend ein schlechter Spaßvogel?

Garcia. Wohlan, wenn's Lucifer ist, der uns tanzen sehen will, so tanzen wir bis zur Höllenfahrt!

Sancho. Bestimmt, das ist irgend ein Schalksnarrenstreich.

Mathias. Morgen erfahren wir's.

Sancho (zu Don Mathias). Bitte, seht doch, was aus der Maske wird.

Mathias (auf der Balustrade der Terrasse). Sie ist die Treppe hinabgegangen. Weiter nichts.

Sancho (in Nachdenken versunken). Ein absonderlicher Spaßmacher! . . . seltsam!

Garcia (zu einer vorübergehenden Dame). Marquise, tanzen wir diesen da? (Er bietet ihr die Hand an.)

Die Dame. Mein theurer Graf, Ihr wißt, daß mein Gemahl die Tänze mit Euch zählt.

Garcia. Ein Grund weiter. Das ergötzt offenbar. Ihm macht das Nachzählen, uns das Tanzen Vergnügen.

(Die Dame gibt ihm die Hand, sie gehen hinaus.)

Sancho (brütend). Wahrlich, das ist seltsam!

Mathias. Seht die Neuvermählten! . . . Stille!

(Donna Sol und Hernani treten Arm in Arm herein. Eine Menge Masken, Damen und Herren. Zwei Hellebardiere in kostbarer Livree folgen ihnen; vier Pagen gehen voraus. Man bildet Reihen, um sie durchzulassen, und verneigt sich, wie sie vorübergehen. Fanfare.)

Zweiter Auftritt.

Hernani. Donna Sol. Sancho. Mathias. Ricardo. Francisco.

Hernani (grüßend). Verehrte Freunde!

Ricardo (hinzutretend und sich verbeugend). Unser Glück entspringt
Dem Deinen, Excellenz!

Francisco (Donna Sol betrachtend). Bei Sankt Jakob!
Er hat am Arm die Venus.

Sancho (zu Hernani). Edler Herr,
Seid glücklich! — Gehn wir, es ist Mitternacht.

(Während dieser ganzen Scene hat die Musik nach und nach aufgehört; die Lichter sind allmählig ausgegangen. Es wird mehr und mehr Nacht und Stille.

Dritter Auftritt.

Hernani. Donna Sol.

Sol. Sie gehen endlich weg! Es scheint mir spät.
Hernani. O Engel! immer bin ich allzu spät
Mit Dir allein!
Sol. Der Lärmen that mir weh.
Nicht wahr, mein theurer Herr! die laute Lust
Betäubt das innre Glück?
Hernani. Sehr wahr bemerkt.
Das Glück, mein Lieb, ist eine ernste Sache;
Braucht ehrne Herzen, um sich einzugraben.
Die Lust erschreckt es mit dem Blumenwerfen.
Sein Lächeln ist verwandter mit der Thräne,
Als mit dem Lachen.
Sol. Dieses Lächeln ist
In Deinen Augen — Tageslicht. (Er sucht sie wegzuführen.)
Ja, bald!
Hernani. So bleibe, bleibe! Oh! ich bin Dein Sklave!
Thu', was Du willst. Ich fordre nichts. Du weißt
Es, was Du thust. Und gut ist, was Du thust.
Dir zu gefallen, lach' ich, wenn Du's willst ... —
Mein Busen glüht; wohlan! heiß' den Vulkan
Auslöschen seine Flamme: der Vulkan
Wird seine offnen Feuerschlünde schließen
Und nur noch Blumen, grüne Rasen treiben.
Sol. Oh! wie Du gut bist für ein armes Weib,
Herzens-Hernani! ...
Hernani. Welch ein Name, Herrin!
O nenn' ihn nicht mehr, aus Barmherzigkeit!

Du mahnst mich sonst, daß Alles ich vergessen.
Ich weiß, daß einstmals, wie ein Traumbild, ein
Hernani existirte, ein Hernani,
Deß Auge einen Schwertblitz warf, ein Mann
Der Nacht und Berge, ein Geächteter,
Dem auf der Stirne: „Rache" war geschrieben,
Ein Elender, beladen mit dem Bann!
Doch den Hernani kenn' ich nicht. Ich liebe
Die Spiele, Feste, bin ein spanischer Edler,
Ich bin Johann von Aragon, Gemahl
Der Donna Sol! Bin glücklich!

Sol. Ich bin glücklich.

Hernani. Was kümmern mich die Lumpen, die ich vor
Der Thüre draußen ließ? Ja, traurig kam
Ich an in meinem Schloß, doch an der Schwelle
Erwartete ein Engel mich des Herrn!
Ich trete ein und die gestürzten Säulen
Erricht' ich wieder, zünde Feuer an,
Eröffne wieder den Balkon und lasse
Das Gras vertilgen auf des Hofes Pflaster;
Ich bin nur Freud', Entzücken, Liebe noch!
Ich habe wieder meine Thürme, meine
Vasallen, meine Besten, meine Fehme,
Und meinen Sitz im Rath Kastiliens:
So komm' denn, meine Donna Sol, erröthend,
Gesenkten Blicks; man lasse uns allein,
Und Alles ist vergangen und vergessen!
Ich habe nichts gesehn, gesagt, gethan.
Ich fang' aufs Neue an, lösch' Alles aus,
Vergesse! Sei dies Weisheit oder Wahnsinn,
Genug, ich habe Dich, ich liebe Dich, Du bist
Mein höchstes Gut!

Sol (seinen Vließorden betrachtend). Wie auf dem schwarzen Sammt
Die goldne Kette prächtig steht!
Hernani. Du sahst
Vor mir den König so.
Sol. Hab's nicht bemerkt.
Was geht mich jeder Andre an? Zudem
Macht's Sammet oder Seide nicht: mein Herzog!
Der goldnen Kette steht so gut Dein Hals. (Er will sie wegführen.)
Mein Herr! Ihr seid so edel-stolz ... — Ja, gleich!
Noch einen Augenblick ... O sieh, ich weine;
Und doch ist's Freude! (Auf der Balustrade.)
Komm, die schöne Nacht
Zu sehn, mein Herzog, einen Augenblick!
Nur eines Athems, eines Blickes Länge!
Verschwunden Alles, — Fackeln, Festmusik; —
Nur Nacht und wir. Vollkommne Seligkeit!
Wie liebevoll die schlafende Natur
Ein Auge halb eröffnet über uns!
Kein Wölkchen oben! Alles ruht, wie wir.
Komm, sauge mit mir ein der Rose Balsam!
Schau, kein Geräusch, kein Licht mehr. Stille rings.
So eben stieg, indeß Du sprachst, der Mond
Am Horizont herauf; — sein zitternd Licht
Und Deine Stimme drangen mir zusammen
Ans Herz, ich fühlte mich, o mein Geliebter,
So froh und still! ich hätte sterben mögen
In diesem Augenblick.
Hernani. Wer müßte nicht
In diesen Himmelstönen sich verlieren!
Dein Wort ist Sang, ein überirdischer.
Sol. Dies Schweigen ist zu schwarz, zu tief die Ruhe.

Sprich, möchtest Du kein Sternlein sehen? oder
Daß plötzlich eine süße, schmachtende
Nachtstimme sänge?

Hernani (lächelnd). Launische! man floh
Ja eben kaum vor Licht und vor Gesang!

Sol. Vom Ball! Ein Vogel aber, welcher schlüge
In Feldern; eine in dem Moos und Schatten
Verlorne Nachtigall; ein fernes Flöten!
Denn süß ist die Musik, sie macht die Seele
Harmonisch und erweckt, wie heil'ger Chor,
Im Herzen tausend Stimmen, die da singen!
Oh, herrlich wär's! (Entferntes Getöne eines Horns in der Dunkelheit.)
— Um Gott, ich bin erhört!

Hernani (aufschreckend, bei Seite). Ha, Unglückselige!

Sol. Ein Engel hat
Verstanden mein Gefühl . . . — Dein guter Engel?

Hernani (bitter). O ja, mein guter Engel! (Bei Seite.)
Jetzt noch! . . .

Sol (freundlich lächelnd). Don
Juan, ich höre Deines Hornes Ton!

Hernani. Nicht wahr?

Sol. Ich sollte denken, halb und halb
Bist Du bei diesem Ständchen da betheiligt?

Hernani. Du hast's errathen, halb!

Sol. Pfui, mit dem Ball!
Wie zieh' ich weit das Horn im Forste vor!
Und dann ist's Dein Horn, fast wie Deine Stimme.

(Das Horn bläst wieder.)

Hernani (bei Seite). Ha! Tiger drunten, brüllst nach deiner
Beute?

Sol. Don Juan, diese Harmonie erfüllt
Das Herz mit Freude! . . .

Hernani (schrecklich auffahrend). Nenne mich: Hernani!
Hernani nenne mich! Noch hab' ich nicht
Mit diesem Unglücksnamen abgeschlossen!

Sol (zitternd). Was hast Du doch?

Hernani. Der Alte!

Sol. Gott, Dein Blick
Ist geisterhaft! Was hast Du?

Hernani. Dort, der Alte,
Der lacht im Dunkel!... Siehst Du ihn denn nicht?

Sol. Wohin verirrst Du Dich? Was soll der Alte?

Hernani. Der Alte! Ha!

Sol. Auf meinen Knieen fleh' ich,
O rede! welch Geheimniß foltert Dich?
Was hast Du?

Hernani. Hab' gethan den Schwur ...

Sol. Den Schwur!

(Sie folgt jeder seiner Bewegungen mit Herzensangst. Plötzlich hält er inne, und fährt mit der Hand über die Stirne.)

Hernani (bei Seite). Was wollt' ich sagen? Nein! ich schone ihrer ... (Laut.)
Ich? Nichts! Wovon denn hab' ich Dir geredet?

Sol. Du hast gesagt ....

Hernani. Nein, nein! ich schwatzte irr' ...
Es ist mir nicht ganz wohl, — erschrick nur nicht!

Sol. Bedarfst Du was? Befiehl nur Deiner Magd!

(Das Horn beginnt wieder.)

Hernani (bei Seite). Er will's! Er will's! und er hat meinen Schwur! (Nach seinem Dolche suchend.)
Nichts da! und doch sollt' es gethan sein!... Ha!

Sol. Du leidest sehr?

Hernani. Ein altes Wundenmahl,
Das ich vernarbt geglaubt, bricht wieder auf. (Bei Seite.)
Entfernen wir sie! —

(Laut). Höre, Donna Sol,
Mein Lieb! Das Kästchen, das ich bei mir trug
In minder guter Zeit ....
Sol. Ich kenn' es wohl.
Was soll Dir's?
Hernani. Eine Flasche, die darin,
Enthält ein Elixir, wodurch der Schmerz,
Den ich empfinde, kann kuriret werden ...
Geh'! hole mir's.
Sol. Ich eile, mein Gebieter.
(Sie geht durch die Thüre des Brautgemachs ab.)

Vierter Auftritt.

Hernani (allein). Schau her, was er aus Deinem Glück nun macht!
Siehst Du den Flammenfinger an der Wand?
Oh! wie das Schicksal bitter meiner spottet!
(Er fällt in ein düsteres convulsivisches Hinbrüten, dann wendet er sich plötzlich um.)
Was ist's? ... Nein, Alles still. Ich höre nichts
Sich nähern. Wenn ich mich getäuscht ....
(Die Maske im schwarzen Domino erscheint oben am Geländer. Hernani erstarrt.)

Fünfter Auftritt.

Hernani. Die Maske.

Maske (mit einer Grabesstimme). — — — „Was auch geschehen mag,
Sobald Du willst, o Herr! an welchem Ort,
Zu welcher Stunde Dir der Einfall kommt,
Daß nun ich sterben müsse, komm' und blas'

In dieses Horn, — brauchst weiter nichts zu thun —:
So wird's geschehen sein." — Dies Paktum ward
Vor todten Zeugen abgeschlossen. Nun
Ist Alles schon gethan?

Hernani (leise). Er ist's!

Maske. Ich suche
In Deinem Haus Dich auf, und sage Dir,
Daß Zeit es ist. Just das ist meine Stunde.
Ich finde Dich verspätet.

Hernani. Gut. Nun was
Beliebt Dir? Was beginnst Du mit mir? Rede!

Maske. Ich lass' Dir unter Stahl und Gift die Wahl.
Das Nöth'ge hab' ich mitgebracht. Wir reisen
Zusammen.

Hernani. Richtig.

Maske. Beten wir?

Hernani. Wozu?

Maske. Was wählst Du?

Hernani. Gift.

Maske. So reiche mir die Hand.

(Er bietet Hernani eine Phiole; dieser nimmt sie erbleichend.)

Trink, daß ich ende!

(Hernani setzt die Phiole an den Mund, dann fährt er zurück.)

Hernani. Oh! aus Gnade! Morgen! —
Oh, wenn Du noch ein Herz hast, Herzog, oder
Doch eine Seele, bist Du kein Gespenst
Der Höll' entlaufen, kein verdammter Todter,
Kein Scheusal oder böser Geist fortan;
Hat Gott noch nicht auf Deine Stirn geschrieben
Sein: „Nimmermehr!" Kennst Du die Seligkeit,
Zu lieben, zwanzig Jahre alt zu sein,
Und, wenn man liebt, zu trauen sich; hat je

In Deinem Arm ein theures Weib gezittert,
So warte nur bis morgen. — Morgen kehre!

Maske. Dummkopf! mir so zu reden! morgen! morgen! —
Du scherzest! Diesen Morgen hat die Glocke
Zu Grabe Dir geläutet! Und was sollt'
Ich diese Nacht thun, ich? Ich stärbe dran.
Und wer entführte nachher Dich und holte
Dich weg vom Glück? Soll ich allein ins Grab
Hinab? Du mußt mich hin begleiten, Jüngling!

Hernani. So sag' ich: Nein! Befreie mich von Dir,
Du Satan! und verweig're den Gehorsam.

Maske. Ich dacht' es wohl. — Sehr gut. Worauf auch hast
Den Eid Du abgelegt? Ah so! auf Nichts;
Auf eine Kleinigkeit! Nur auf das Haupt
Von Deinem Vater! So was läßt sich leicht
Vergessen, Jugend ist gar unbedacht.

Hernani. Mein Vater! Ha! mein Vater! — Oh, es ist
Zum Rasendwerden!

Maske. Nein, es ist Verrath
Und Meineid nur.

Hernani. Herzog!

Maske. Dieweil jetzund
Die ältern Söhne spanischer Geschlechter
Mit Wort und Ehre spielen falsch: Adieu!

(Sie thut einen Schritt nach der Thüre.)

Hernani. Du sollst nicht gehen.

Maske. Dann . . .

Hernani. Grausamer Alter!

(Er nimmt die Phiole.)

Umkehren müssen an des Himmels Thor! . . .

(Donna Sol tritt wieder ein, ohne die Maske zu sehen, welche an dem Geländer im Hintergrund des Theaters aufrecht steht.)

Sechster Auftritt.

Dieselben. Donna Sol.

Sol. Das Kästchen hab' ich nicht mehr finden können.

Hernani (bei Seite). Mein Gott! sie kommt! in welchem Augenblick!

Sol. Was hat er? ich bestürz' ihn? er erbebt
Bei meiner Stimme! — Sprich! was hast Du da
In Deiner Hand? was ahn' ich! was hast Du
In Deiner Hand? antworte!

(Der Domino bemaskirt sich. Sie stößt einen Schrei aus, und erkennt Don Ruy.)

— Es ist Gift!

Hernani. Herr Gott!

Sol (zu Hernani). Was that ich Dir? Welch schreckliches
Geheimniß! .... Ihr betrogt mich, Don Juan!

Hernani. Oh! Dir verschweigen mußt' ich es. Ich habe
Dem Herzog, der mich rettete, versprochen
Zu sterben. Aragon muß diese Schuld
Dem Silva zahlen.

Sol. Du gehörst nicht ihm,
Mein bist Du. Was gehn Deine andern Eide
Mich an? (Zu Don Ruy Gomez.)
Die Liebe, Herzog, macht mich stark.
Ich werd' ihn gegen Euch und eine Welt
Vertheidigen!

Gomez (unbeweglich). Vertheid'ge, wenn Du kannst,
Ihn gegen einen abgelegten Eid!

Sol. Was für ein Eid?

Hernani. Ich hab's gelobt.

Sol. Nein, nein;

Nichts bindet Dich; es kann nicht, darf nicht sein!
Verbrechen, Frevel, Tollheit!

Gomez. Wird's bald? Herzog!

(Hernani macht eine Geberde, als wollte er gehorchen. Donna Sol sucht ihn zurückzuhalten.)

Hernani. Es muß sein; laßt mich, Donna Sol, er hat
Mein Wort; von oben sieht mein Vater zu.

Sol (zu Don Ruy). Wohl eher könntet Ihr der Tigerin
Die Jungen rauben, als mir den Geliebten.
Kennt Ihr die Donna Sol? Sie hat Euch lang,
Gerührt von Euren sechzig Jahren, Greis,
Die sanfte, scheue, unbewußte Tochter
Gemacht. Doch — seht Ihr dieses Auge, feucht
Von Wuth und Thränen? (Sie zieht einen Dolch aus dem Busen.)
Seht Ihr diesen Dolch?
Ha! sinnverwirrter Alter! Fürchtet Ihr
Den Stahl nicht, wenn das Auge hat gedroht?
Nehmt Euch in Acht, Don Ruy! — Auch ich gehöre
Zum Stamm, mein Oheim! Mißversteht mich nicht.
Und wär' ich Eure Tochter, — wehe Euch,
Wenn Ihr die Hand an meinen Gatten legt! . . . .

(Sie wirft den Dolch weg und fällt vor dem Herzog nieder.)

Oh! ich fall' Euch zu Füßen! Habt Erbarmen
Mit uns! Barmherzigkeit! ach! mein Gebieter!
Ich bin ein Weib nur, ich bin schwach; es stirbt
Die Kraft in meiner Seele, kaum empfangen;
Ich bin ein so zerbrechlich Wesen . . . . Seht,
Hier lieg' ich auf den Knieen, fleh' Euch an:
O, habt mit uns Erbarmen!

Gomez. Donna Sol!

Sol. Verzeiht! . . . . Uns Spanierinnen steigert
Der Schmerz zu herben Worten; Ihr wißt das.

Ihr wart nicht schlimm. Barmherzigkeit! mein Oheim!
Ihr tödtet mich mit ihm; ich lieb' ihn so!
Gomez (bitter). Ihr liebet ihn zu viel!
Hernani. Du weinst!
Sol. Nein, nein!
Ich will nicht, mein Geliebter! daß Du sterbest. (Zu Don Ruy.)
Ich kann's nicht tragen. Seiet gnädig heute;
Auch Euch ja will ich lieben sehr.
Gomez. Nach ihm!
Geht!

(Hernani bringt die Phiole an seine Lippen. Donna Sol wirft sich auf seinen Arm.)

Oh! noch nicht! Wollt beide an mich hören.
Gomez. Das Grab ist offen; warten kann ich nicht.
Sol. Nur einen Augenblick, o Herr!... mein Don Juan!
Ha! beide seid ihr schrecklich grausam! Was
Will ich von ihnen? Einen Augenblick,
Sonst nichts .... Das ist mein ganz Begehren. Man
Gestatte endlich einem armen Weib,
Zu sagen, was sie auf dem Herzen hat!
Oh! laßt mich reden ...
Gomez (zu Hernani): Ich hab' Eile.
Sol. Männer!
Ihr macht mich zittern! sagt, was that ich Euch?
Hernani. Ihr Schreien, weh! zerreißt mich.
Sol (ihn immer am Arm haltend). Seht Ihr nicht,
Daß tausend Dinge ich zu sagen habe?
Gomez (zu Hernani). Es muß gestorben werden.
Sol (fortwährend an Hernani's Arm hängend). Don Juan,
Wenn ich gesprochen habe, kannst Du thun
Was gut Dir dünkt. (Sie entreißt ihm die Phiole.)
Ich hab' sie!

(Sie hält die Phiole dem erstaunten Hernani und alten Herzog unter die Augen.)

Gomez. Weil ich hier
Nur mit zwei Weibern hab' zu thun, Don Juan,
So will ich sonst wo Seelen suchen gehn.
Gar schöne Schwüre thust Du bei dem Blut,
Dem Du entstammt, und Deinem Vater werd' ich
Davon erzählen in dem Todtenreich.
— Adieu! . . . .

(Er macht einige Schritte, um abzugehen, Hernani hält ihn zurück.)

Hernani. Halt! Herzog, halt!
(Zu Donna Sol.) Oh! ich beschwöre
Dich! Willst Du mich denn sehn als Fälscher, Schurken,
Meineidigen? Willst Du, daß den Verrath
Man überall mir auf der Stirne lese?
Erbarmen! Dieses Gift, gib mir's zurück!
Bei unsrer Liebe, unsrer Seele, der
Unsterblichen, beschwör' ich Dich.

Sol (finster). Du willst? (Sie trinkt.)
Jetzt nimm es!

Gomez. Ha! so war's für sie!

Sol (Hernani die halbgeleerte Phiole reichend). Nimm, sag' ich.

Hernani. Siehst Du's, gottverfluchter Greis?

Sol. Sei ruhig, ich behielt Dir Deinen Theil.

Hernani (die Phiole nehmend). Gott!

Sol. Meinen hättest Du mir nicht so redlich
Gelassen, Du! . . . . denn Du hast nicht das Herz
Von einer christlichen Ehfrau, Du weißt
Zu lieben nicht, wie eine Silva liebt.
Doch ich bin ruhig, denn ich trank zuerst. —
Nun trinke, wenn Du willst!

Hernani. Unglückliche
Ha! was hast Du gethan

Sol. Du wolltest's ja!

Hernani. Das ist ein gräßlich Sterben! ....

Sol. Nein! warum?

Hernani. Er führt ins Grab, der Saft.

Sol. Ei, wollten wir
Denn diese Nacht nicht bei einander schlafen?
In welchem Bett, ist gleich!

Hernani. Mein Vater, Du
Rächst Dich an mir, der Dich vergessen!
(Er setzt die Phiole an die Lippen.)

Sol (sich auf ihn werfend). Himmel!
Grausame Schmerzen! Ha! wirf diesen Trank
Weit weg ... Mir schwindet die Besinnung. — Halt!
O halt, mein Don Juan! Dies Gift, es lebt,
Dies Gift erzeugt im Busen eine Hyder
Mit tausend Zähnen, die zerfrißt und schlingt!
Oh! nimmer wußt' ich, daß es solche Qual gibt!
Was ist es denn? Ist's Feuer? Trinke nicht!
Du littest, oh! zu sehr.

Hernani. (Zu Don Ruy.) Du Tigerseele!
Hast Du kein andres Gift denn wählen können
Für sie? (Er trinkt und wirft die Phiole weg.)

Sol. Was thust du?

Hernani. Was hast Du gethan?

Sol. Komm, o mein junger Herzgeliebter, komm
In meine Arme! (Sie setzen sich neben einander.)
Gelt, man leidet schrecklich?

Hernani. Nein!

Sol. Sieh, wie unsre Hochzeitnacht beginnt.
Ich bin sehr blaß für eine Braut, nicht wahr?

Hernani. Ha!

Gomez. Das Verhängniß wird erfüllt.

Hernani. Verzweiflung!
O Folter! Donna Sol hat Schmerzen, und
Ich muß es sehn.

Sol. Beruhige Dich! mir
Ist wohler. Noch zur Stunde breiten wir
Nach neuer Helle unsre Schwingen aus.
In gleichem Fluge laß hinauf uns eilen
In eine beff're Welt! . . . Noch einen Kuß,
Nur einen Kuß noch! (Sie umarmen sich.)

Gomez. Höllenschmerz!

Hernani (mit schwacher Stimme). O sei
Gepriesen, Himmel! Zwar du maßest mir
Ein Leben zu, von Abgründen umringt,
Gejagt von bösen Geistern; aber du
Gestattest, daß des rauhen Weges matt,
Ich darf entschlafen, meinen Mund auf deiner —
Auf ihrer Hand!

Gomez. Ha! sie sind glücklich noch!

Hernani (mit immer schwächerer Stimme). Wie dunkel Alles!
Hast Du Schmerzen, Sol?

Sol (mit gleichfalls erlöschender Stimme). Nein, nicht mehr.

Hernani. Siehst Du Feuer in den Schatten?

Sol. Noch nicht.

Hernani (mit einem Seufzer). O siehe . . . (Er fällt.)

Gomez (seinen Kopf aufhebend, der wieder zurückfällt). Todt!

Sol (zerstörten Blicks, sich halb aufrichtend) Todt! Nein, wir schlafen.
Er schläft . . . . mein Gatte! Sieh, wir lieben uns,
Und lieben hier. S'ist unser Hochzeitbett . . . .
(Mit erloschener Stimme.)
Erweckt ihn nicht, Herr Herzog von Mendoza!
Er ist so müde . . . . (Sie kehrt das Gesicht Hernani's um.)

Herzensmann, o halte
Nach mir gekehrt Dein Antlitz ... näher ... näher ....
Noch näher ....

(Sie sinkt zurück.)

Gomez. Todt! ... Weh mir! ich bin verdammt!

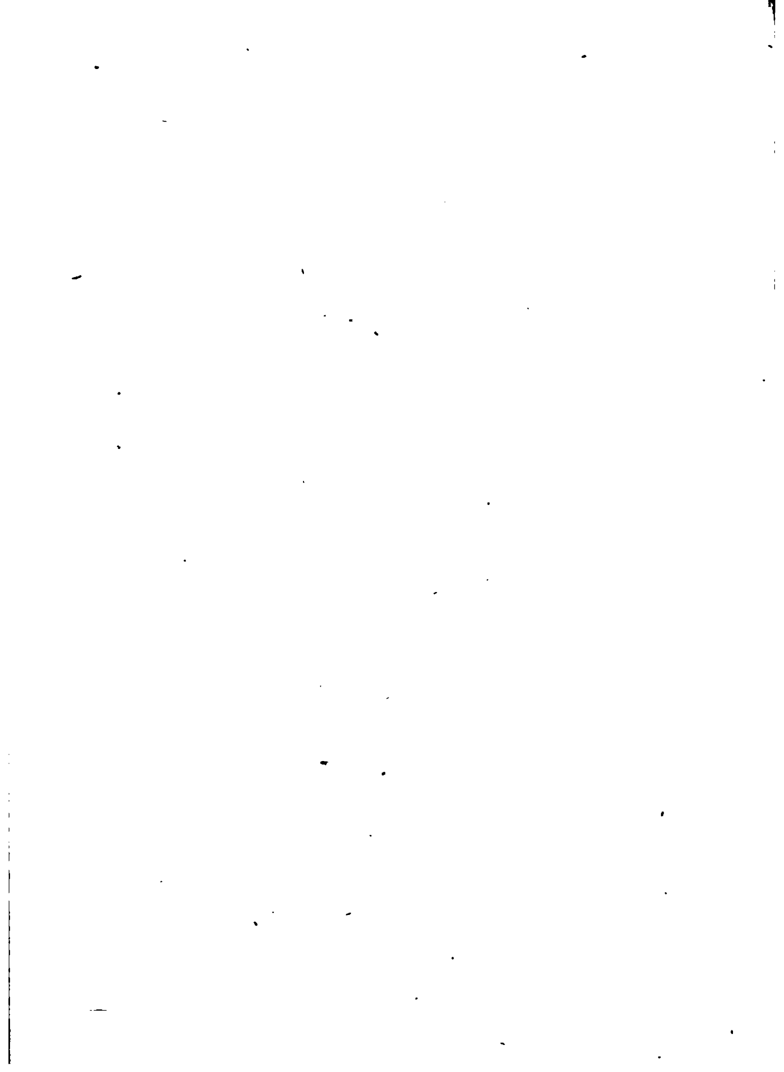
(Er ersticht sich.)

T a g e b u c h

über die

Ideen und Meinungen eines Revolutionärs

von 1830.



August.

Nach dem Julius 1830 thut uns nichts Noth, als die Thatsache der Republik, und das Wort Monarchie.

* * *

Die Juli-Revolution hat uns zu einem raschen Uebergang vom Constitutionalismus zum Republikanismus verholfen. Die englische Maschine thut in Frankreich keine Dienste mehr; die Whigs würden in unserer Kammer auf der äußersten Rechten sitzen. Wie alles Uebrige, so hat auch die Opposition ihr Terrain geändert. Vor dem 30. Juli fußte sie in England, jetzt hat sie ihre Basis in Amerika.

* * *

Die Gesellschaft hat sich nur dann einer wahrhaft guten Regierung zu erfreuen, wenn Gewalt und Intelligenz Hand in Hand gehen. Erleuchtet die Intelligenz das einzige Haupt, das an der Spitze des gesellschaftlichen Körpers steht, so mag dieses einzige Haupt herrschen; die Theokratien haben ihre Logik und ihre Schönheit. Sobald aber das Licht der Aufklärung zu Mehreren hindurchgedrungen ist, so sollen diese regieren; dann sind die Aristokratien legitim. Ist dann endlich das Dunkel überall verschwunden, ist das Licht allen Köpfen aufgegangen, so gebührt allen die Regierung. Das Volk ist reif für die Republik, man gebe ihm die Republik.

* * *

Alles, was sich im gegenwärtigen Zeitpunkte unseren Blicken

zeigt, ist eine Morgenröthe. Nichts fehlt dazu, nicht einmal der Hahn.

* * *

Das Schicksal, welches die Alten blind nannten, sieht recht gut und handelt nach Gründen. Die Ereignisse folgen, verketten, entwickeln sich in der Geschichte mit einer überraschenden Folgerichtigkeit. Stellt man sich in einiger Entfernung auf, so kann man alle ihre Demonstrationen in ihren strengen und kolossalen Verhältnissen erfassen, und die menschliche Vernunft begibt sich ihres kurzen Maßstabes vor diesen gewaltigen Syllogismen des Schicksals.

* * *

In einer Ordnung der Dinge, wo die gesellschaftlichen Ungleichheiten mit den natürlichen Ungleichheiten sich durchkreuzen, können nur künstliche, unnatürliche Verhältnisse und leere Scheinzustände bestehen.

* * *

Das vollkommene Gleichgewicht der Gesellschaft kann sich nur aus der unmittelbaren Verschmelzung dieser beiden Ungleichheiten ergeben.

* * *

Die Könige haben das Heute, die Völker das Morgen.

* * *

Es liegt, sagt Hippokrates, etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, Göttliches in den Krankheiten. Quid divinum. Was er von den Krankheiten bemerkt, läßt sich auch auf die Revolutionen anwenden.

* * *

Der letzte Grund der Könige sind Kanonen. Der letzte Grund der Völker — das Straßenpflaster.

* * *

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die die rothe Mütze zur Schau tragen und für die Guillotine schwärmen.

Manchem kalten überlegten Denker, welcher nach dem Akt eine Theorie des Schreckens entworfen, war das Jahr 1793 eine zwar rohe, aber nothwendige Amputation. Robespierre ist ihnen ein politischer Dupuytren. Was andere ehrliche Leute eine Guillotine heißen, ist für sie nichts, als ein chirurgisches Messer.

Es ist möglich. Aber gegenwärtig müssen die Leiden der Gesellschaft nicht mit dem Schnittmesser, sondern auf dem Wege einer langsamen, stufenweise vor sich gehenden Blutreinigung, durch eine vorsichtige Wegschaffung der extravasirten Säfte, durch gesunde Nahrungsmittel, durch zweckmäßige Uebung der Kräfte und Fähigkeiten, durch eine gute Regierung geheilt werden. Nicht mehr der Chirurg, sondern der innere Arzt thut uns noth.

* * *

Manche treffliche Verhältnisse sind tief erschüttert und noch ganz wankend von der gewaltigen Erschütterung, die kürzlich Statt gehabt hat. Die Künstler insbesondere wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht, und rennen in allen Richtungen nach ihren zersplitterten Ideen. Sie mögen guten Muthes sein. Die Erschütterung ist vorbei, und ich habe die schlichte Ueberzeugung, daß wir das Gebäude der Poesie noch aufrecht und fester dastehend finden werden, trotz all dieser Erschütterungen, denen es widerstanden hat. Auch unsere Frage ist eine Freiheitsfrage, auch sie ist eine Revolution. Die poetische Freiheit wird, sicher und gefahrlos, mit ihrer Schwester, der politischen, Hand in Hand gehen. Die Revolutionen sind wie die Wölfe, sie fressen einander nicht auf.

September.

Die Krankheit, an welcher wir seit sechs Monaten leiden, haben wir dem Ministerium und der Kammer-Majorität zu verdanken; es ist eine zurückgetretene Revolution.

* * *

Es ist eine falsche Ansicht, wenn man glaubt, das europäische Gleichgewicht sei durch unsere Revolution nicht erschüttert worden. Der Fall dürfte noch eintreten. Das, was uns stark macht, ist der Umstand, daß wir gegen jeden König, der eine Armee auf uns loslassen wird, sein Volk loslassen können. Eine Revolution wird für uns kämpfen, wo wir es nur haben wollen.

* * *

England allein ist zu fürchten aus tausend Gründen. Das englische Ministerium zeigt uns zwar ein freundliches Gesicht, weil wir dem englischen Volke einen Enthusiasmus eingeflößt haben, welchen die Regierung achten muß. Aber Wellington weiß recht gut, wo er uns packen kann; er wird uns, ist nur einmal die rechte Stunde dazu erschienen, in die Falle bekommen, sei es mit Algier oder mit Belgien. Wir hätten darauf hinarbeiten sollen, die Bande mit dem englischen Volke so eng als möglich zu knüpfen, um dadurch sein Ministerium im gehörigen Respekt zu erhalten; und zu diesem Zweck hätte man einen volksthümlichen Gesandten nach England schicken sollen, z. B. Benjamin Constant, dessen Wagen hunderttausend Engländer von Dover nach London gezogen hätten. Auf diese Weise wäre unser Gesandter die erste Person Englands geworden, und man urtheile selber, welche Wirkung eine Kriegserklärung gegen Frankreich in London, in Manchester, in Birmingham hervorgebracht hätte. Die französische Idee auf englischen Boden zu verpflanzen, das wäre groß und politisch gewesen.

Die Allianz Frankreichs und Englands kann unermeßliche Resultate für die künftigen Geschicke der Menschheit herbeiführen.

Frankreich und England sind die beiden Grundpfeiler der Civilisation.

* * *

Es ist ein seltsames Ding um die Gestalten, welche den Tag nach einer Revolution in den Straßen umherziehen. Jeden

Augenblick werdet ihr von dem personificirten, mit der dreifarbigen Kokarde geschmückten Laster mit Rippenstößen begrüßt. Viele bilden sich ein, die Tricolorkokarde bedecke auch ihre freche Stirne.

* * *

Wir befinden uns gegenwärtig in einem Platzregen, der ganz eigenthümliche Wirkungen hervorbringt. Die Einen wascht er ab, die Anderen beschmutzt er.

* * *

Man erstaunt über die vielen Existenzen, welche ganz fertig in der auf eine Revolution folgenden Nacht zum Vorschein kommen. Es ist mit politischen Menschen, wie mit Pilzen. Zufall und Intrigue, Coterien und Lotterien treiben hier ihr Spiel.

* * *

Karl X. glaubt, die Revolution, welche ihn vom Throne gestürzt, sei eine angelegte, vorbereitete, vor seit langer Zeit schon angeschürte Verschwörung. Er irrt sich. Es war nichts weiter, als ein Ausschlagen des Volkes.

* * *

Mein alter royalistisch-katholischer Glauben von 1820 ist im Laufe von zehn Jahren Stück um Stück zusammengestürzt. Alter und Erfahrung haben dies bewirkt. Und doch ist noch etwas davon in meinem Innern zurückgeblieben, es ist aber nichts als eine religiöse und politische Ruine. Ich betrachte sie noch hie und da mit einem Gefühl von Achtung, aber ich bete nicht mehr darin.

* * *

Die Ordnung unter einer tyrannischen Regierung ist, wie Alfieri irgendwo sagt, ein Leben ohne Seele.

* * *

Die Idee Gottes und die Idee des Königs sind zweierlei und sollen zweierlei sein. Die Monarchie à la Louis XIV. vermengt beide zum Nachtheil der politischen, wie der geistigen

Ordnung. Die Folge eines solchen Monarchismus ist eine Art von politischem Mysticismus, royalistischem Fetischismus, eine Art religiöser Verehrung für die Person des Königs, für den Leib des Königs, der einen Palast zum Tempel, Kammerherren zu Priestern, und die Etikette zum Gesetzbuch hat. Daher alle jene Fiktionen, welche man göttliches Recht, Gottes-Gnaden, nennt, und die das gerade Gegentheil sind von dem wahren göttlichen Recht — der Gerechtigkeit; von der wahren Legitimität — der Intelligenz; von der wahren Gottes-Gnade — der Vernunft. Diese Höflings-Religion bezweckt nichts anderes, als das Hemd eines Menschen als Banner der Kirche aufzupflanzen.

* * *

Wir befinden uns gegenwärtig in den Zeiten panischer Schrecken. Ein Klub zum Beispiel erregt Furcht, und das ist ganz natürlich; es ist dies ein Wort, welches die Menge mit der Zahl 93 übersetzt. Für die niederen Klassen bedeutet 93 so viel als Hungersnoth; für die Mittelklassen so viel als das Maximum; für die Hohen so viel als die Guillotine.

Aber wir zählen das Jahr 1830.

* * *

Die Republik ist nach der Definition gewisser Leute: der Krieg derer, welche keinen Sou, keine Idee, keine Tugend haben, gegen alle diejenigen, welche im Besitz eines dieser drei Dinge sind.

Nach meiner Ansicht ist die Republik, welche im Augenblick zwar noch nicht an der Zeit ist, die aber in einem Jahrhunderte in ganz Europa festgegründet sein wird — die Republik ist die im Besitz des eigenen Souveränetätsrechts befindliche Gesellschaft, die sich selbst beschützt durch die Nationalgarde, sich selbst richtet durch die Jury, sich selbst verwaltet durch die Gemeinde, sich selbst regiert durch das Wahlcollegium.

Die vier Hauptglieder der Monarchie, das stehende Heer, das Richteramt, die Administration und die Pairie, sind für diese Republik nur überlästige Auswüchse, welche bald an der Abzehrung dahin sterben.

* * *

— Mein Leben ist voller Dornen gewesen. — Ist etwa deßwegen Ihr Gewissen so zerrissen?

* * *

Man hat bei einer Charte stets zwei Dinge zu unterscheiden: die Emanzipation eines Volks und eines Jahrhunderts und ein Stück Papier. Das ganze Geheimniß, dem politischen Fortschritt einer Nation eine heilsame Richtung zu geben, besteht darin, daß man die Lösung der socialen Fragen von dem Stück Papier wohl zu unterscheiden versteht. Alle die Prinzipien, welche während der vorangegangenen Revolutionen sich entwickelt haben, bilden den Grund, das wahre Wesen der Charte; habt Achtung vor ihnen. Dahin gehören die Freiheit des Kultus, des Denkens, der Presse, der Associationen, des Handels, der Industrie, des Fleisches, der Tribüne, des Theaters, die Gleichheit vor dem Gesetz, der freie Zutritt aller Capacitäten zu allen Aemtern, kurz alle jene geheiligten Dinge, welche den Königen, die sie anzugreifen wagen, einen Schlag beibringen, gleich dem elektrischen Schlag des Zitteraals. Was aber das Stück Papier anbelangt, die Form, die Redaktion, den Buchstaben, die Fragen über das Alter, den Census, die Wählbarkeit, die Erblichkeit, die Unentsetzbarkeit, den Strafcodex u. s. w., so seid auf eurer Hut und reformiret, wie der Fortschritt der Zeit und der Gesellschaft es verlangt. Der Buchstabe darf sich nie versteinern, wenn die Dinge im Fortschritte begriffen sind. Leistet der Buchstabe Widerstand, so muß man ihn zertrümmern.

* * *

Man muß zuweilen den Charten Gewalt anthun, um Fruchtbarkeit bei ihnen zu bewirken.

* * *

Eines Tags wird ein allgemeiner Krieg in Europa ausbrechen: der Krieg des Königthums gegen das Vaterland.

* * *

Als Herr von Talleyrand Louis Philipp den Huldigungseid leistete, flüsterte er dem Könige mit einem anmuthigen Lächeln zu: „He! he! Sire, das ist der dreizehnte!"

* * *

Herr von Talleyrand sagte vor einem Jahre, als man eben viel über die Trilogie in der Literatur sprach: „Ich will auch meine Trilogie machen; ich habe Napoleon gemacht, ich habe das Haus Bourbon gemacht, ich werde mit dem Haus Orleans aufhören."

* * *

Wenn nur das Stück, das Herr von Talleyrand uns aufspielt, in der That nicht mehr als drei Akte hat!

* * *

Die Revolutionen sind großartige Improvisatorinnen: nur flattern ihnen manchmal die Locken zu wild um das Haupt.

* * *

Es ist etwas Entsetzliches um den Pflug der Revolutionen! Menschenköpfe sind es, welche auf beiden Seiten der Furchen unter die Pflugschar rollen.

* * *

Zerstört unsere gothische Architektur nicht. Mitleid mit den dreifarbigen Gläsern!

* * *

Napoleon sagte: Ich mag den Hahn nicht, der Fuchs frißt ihn. Und er nahm dafür den Adler. Frankreich hat den Hahn wieder angenommen. Nun kommen auch alle Füchse im Dunkel

wieder angeschlichen, und einer versteckt sich hinter dem anderen: P — hinter T —, V — hinter M —. Eia! vigila, Galle!

* * *

Es gibt Leute, die ungemein vorgeschritten zu sein glauben, und noch immer mitten im Jahr 1688 stehen. Und doch ist es schon so lange her seit 1789.

* * *

Die junge Generation hat die Revolution von 1830 gemacht, die alte will sie befruchten. Thörichte Unmacht! Eine Revolution von fünfundzwanzig, ein Parlament von sechzig Jahren, was kann aus einer solchen Paarung Gutes entstehen?

* * *

Ihr Alten, verbarrikadirt euch nicht so hinter der Gesetzgebung; öffnet die Thore je eher je lieber und lasset die Jugend hinein. Bedenket sein: wenn ihr der Jugend die Kammer verschließt, so laßt ihr sie auf dem öffentlichen Platz.

* * *

Ihr habt eine schöne Tribüne von Marmor, mit Basreliefs von Herrn Lemot, und ihr wollt sie bloß für euch haben; das ist recht hübsch. Aber an einem schönen Morgen wird die junge Generation sich eine Tonne zur Tribüne umwandeln, die unmittelbar auf jenem Straßenpflaster stehen wird, das eine achthundertjährige Monarchie zertrümmert hat. Das bedenket!

* * *

Bemerket außerdem, ihr ehrwürdigen alten Herren, daß alle eure Handlungen seit dem August 1830 nichts als Uebereilung, Unbesonnenheit und Unklugheit verrathen. Junge Leute würden wohl schwerlich so hitzig zu Werke gegangen sein. Es waren in der Monarchie der älteren Linie manche nützliche Dinge vorhanden, die ihr allzu eilig auf den Scheiterhaufen geworfen habt, und die wenigstens als Faschinen hätten dienen können, um den tiefen Graben, der uns noch von der Zukunft scheidet,

auszufüllen. Zum Zerstören, wie zum Wiederaufbauen, braucht es langer, ausdauernder Aufmerksamkeit, viel Zeit und Achtung für alle Interessen, die sich unter alten socialen Gebäuden bergen und dort so oft neue und grüne Zweige treiben. Am Tage des Einsturzes muß man für alle Interessen ein provisorisches Schirmdach errichten. Seltsamer Umstand! Ihr seid so alt, und doch noch nicht gereift!

* * *

Folgende Worte Mirabeau's dürfen in der gegenwärtigen Krise wohl Beobachtung verdienen:

„Wir sind keine Wilde, die nackt nach den Ufern des Orinoko ziehen, um dort einen gesellschaftlichen Verein zu gründen. Wir sind eine alte Nation, und ohne Zweifel nur allzu alt für unsere Epoche. Wir haben eine längst vorhandene Regierung, einen längst vorhandenen König, längst vorhandene Vorurtheile; man muß alle diese Dinge so viel als nur möglich der Revolution anpassen und dadurch den nothwendigen Uebergang vom Alten zum Neuen beschleunigen!"

* * *

In dem europäischen Staatenverhältniß, wie es wirklich besteht, hat jeder Staat seine Sklavenprovinz, jedes Königreich schleppt seine Kugel hinter sich. So hat die Türkei Griechenland, Rußland Polen, Schweden Norwegen, Preußen das Großherzogthum Posen, Oesterreich die Lombardei, Sardinien Piemont, England Irland, Frankreich Korsika, Holland Belgien. So krümmt sich neben jedem herrschenden Volke ein Volk von Sklaven; so befindet sich zur Seite eines Volkes im naturgemäßen Zustande immer ein anderes, das außerhalb dieses Zustandes steht. Das aber ist ein schlechtes Gebäude: halb Marmor, halb Gyps.

Oktober.

Der Geist Gottes verbreitet, gleich der Sonne, stets zumal sein ganzes Licht. Der Geist des Menschen gleicht dem blassen Monde, der seine besonderen Phasen hat, sein Verschwinden und seine Wiederkehr, seine Helle und seine Flecken, seine volle Gestalt und sein Abnehmen, der sein ganzes Licht von den Strahlen der Sonne erhält und es dennoch wagt, zu gewissen Zeiten dieselben der Erde zu entziehen.

Trotz ihrer reichen Ideen, ihrer vielseitigen Ansichten, ihrer großen Ehrlichkeit täuschen sich die Saint-Simonianer dennoch. Mit der Moral allein gründet man noch keine Religion. Hiezu braucht es ein Dogma, einen Kultus. Um das Dogma und den Kultus fest zu gründen, sind Mysterien nöthig. Um den Mysterien Glauben zu verschaffen, müßt ihr Wunder haben. — So verrichtet denn Wunder. Vor allen Dingen seid Propheten, seid Götter, wenn ihr es könnet, und nachher seid erst Priester, wenn ihr wollet.

* * *

Die Kirche bejaht, die Vernunft verneint. Zwischen dem Ja des Priesters und dem Nein des Menschen könnte nur noch Gott seinen Anspruch anbringen.

* * *

Alles, was gegenwärtig in der politischen Welt geschieht, ist nichts, als eine Schiffbrücke. Man kann darauf von einem Ufer zum andern gelangen. Aber sie hat keinen festen Stützpunkt in dem Ideenstrom, der seinen Lauf darunter nimmt und erst neulich die alte steinerne Brücke der Bourbonen mit sich fortgerissen hat.

* * *

Köpfe wie Napoleon sind der Durchschnittspunkt aller

menschlichen Fähigkeiten. Es sind Jahrhunderte dazu erforderlich, um eine solche Erscheinung wieder hervorzubringen.

* * *

Noch immer bewundere ich Larochejaquelein, Lescure, Cathelineau, sogar Charette; aber ich liebe sie nicht mehr. Immer bewundere ich Mirabeau und Napoleon; aber ich hasse sie nicht mehr.

* * *

Wörtliche Kopie eines anonymen, vor wenigen Tagen an Herrn Dupin gerichteten Briefes:

„Monsieur le Sauveur! * Du blickst verächtlich auf die Armuth und die Armen herab! Nimm Dich in Acht, daß Du nicht schnappst. Ich habe schon andere Bursche, als Du bist, abgemuckt. Auf Wiedersehen, gehab Dich wohl, bis ich Dich umbringe."

* * *

Es ist kein feines Lob, wenn man von einem Menschen sagt, er habe vierzig Jahre lang seine politische Meinung nicht geändert. Was will das Anderes heißen, als die Erfahrung jedes Tages sei spurlos an ihm vorübergegangen, er habe über die Ereignisse und Begebenheiten auch nicht im mindesten nachgedacht? Ebenso gut könnte man das Wasser loben, wenn es stehend, einen Baum, wenn er abgestorben ist; das heißt die Auster dem Adler vorziehen. In den Ansichten der Dinge ist Alles der Veränderung unterworfen, in der Politik gibt es nichts Absolutes, ausgenommen die innere Moralität der Dinge; diese Moralität aber ist Sache des Gewissens, nicht aber der Meinung. Der Mensch kann seine Meinung ändern, ohne dadurch seine Ehre zu verletzen, wenn nur sein Gewissen dasselbe bleibt. Die Bewegung, mag sie vorschreitend oder rückwärtsschreitend sein, ist eine wesentliche Bedingung für das Leben, für die Menschheit, für die Gesellschaft.

* Herr Dupin legte sich nachmals das Lob bei, d'avoir sauvé la liberté! Anm. des Uebers.

Das freilich ist schändlich, wenn einer seine Meinung aus Eigennutz ändert, wenn einer durch einen Thaler oder durch eine galonirte Livrée sich bestimmen läßt, das Weiße mit dem Tricolor zu tauschen, und umgekehrt.

* * *

Unsere abgelebten Kammern fördern gegenwärtig eine Anzahl kleinlicher Bettelgesetze zu Tag, die, kaum geboren, schon wie alte Weiber mit dem Kopfe wackeln und keine Zähne mehr haben, um die Mißbräuche wegzubeißen.

* * *

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist nichts anderes, als die Gleichheit vor Gott, in die politische Sprache übersetzt. Jede Charte sollte eine Uebersetzung des Evangeliums sein.

* * *

Die Whigs? sagt O'Connell; sie sind Tories ohne Anstellungen.

* * *

Jede sociale Doktrin, welche die Familie zu untergraben sucht, ist schlecht und, was noch mehr heißen will, auch unanwendbar. Die Gesellschaft ist auflösbar, da sie sich später wieder zusammenfügen läßt, nicht so die Familie. Bei der Zusammensetzung der Familie lassen sich nur natürliche Gesetze in Anwendung bringen, während die Gesellschaften gerade in Folge des Mischmasches von künstlichen, transitorischen, zufälligen, veränderlichen Gesetzen, aus denen ihre Verfassung besteht, eine Auflösung zulassen. Es kann oft nützlich, nothwendig, gut sein, eine Gesellschaft aufzulösen, wenn ihre Einrichtung schlecht ist, oder allzu alt oder verhaßt. Nie aber ist es nützlich, nie nothwendig, nie gut, die Familie zu vernichten. Wenn ihr eine Gesellschaft zersetzet, so ist das letzte Residuum, das ihr findet, nicht das Individuum, sondern die Familie. Die Familie ist der Krystall der Gesellschaft.

November.

Es gibt große Denkmale, welche nicht das Werk eines einzelnen Menschen, sondern eines ganzen Volkes sind. Die Pyramiden Aegyptens tragen keinen Namen zur Schau; eben so wenig die Juli-Tage.

Ein treffliches Wahlgesetz.

(Wenn das Volk lesen kann.)

Artikel I.

Jeder Franzose ist Wähler.

Artikel II.

Jeder Franzose ist wählbar.

Dezember.

(Den 9. Dezember 1830.)

Benjamin Constant, der gestern gestorben ist, war einer der seltenen Menschen, welche die allgemeinen Ideen ihrer Zeit zuschleifen, poliren und schärfen, diese Waffen der Völker, an denen alle Bajonette der Miethlinge zersplittern. Nur Revolutionen vermögen solche Menschen in die Gesellschaft zu werfen. Nur ein Vulkan kann einen Bimsstein hervorbringen.

In einem und demselben Journal wird zu gleicher Zeit der Tod Goethe's, * der Tod Benjamin Constant's und der Tod Pius VIII. angezetgt. Drei Päpste auf einmal gestorben.

* * *

* Diese in Bezug auf Göthe verfrühte Nachricht cursirte in Paris.

Anm. d. Uebers.

Napoleon.

Sehen Sie diesen Stern?

Caulincourt.

Nein.

Napoleon.

Aber ich.

* * *

Wenn sich der Klerus nicht in Acht nimmt und seinen Lebenswandel ändert, so wird man in Frankreich an keine andere Dreieinigkeit mehr glauben, als an die des dreifarbigen Banners.

* * *

Frankreich ist heutzutage eine uneinnehmbare Festung. Als Schutzwälle stehen im Süden die Pyrenäen; im Osten die Alpen; gegen Norden Belgien mit seiner Befestigungslinie; im Westen ist der Ocean als Graben. Diesseits der Pyrenäen, der Alpen, des Rheins und der belgischen Linien, sind drei Völker: Spanien, Italien, Belgien, in voller Revolution und ziehen für uns auf die Wache; jenseits des Meeres liegt das freie Amerika. Und in diesem uneinnehmbaren Frankreich garnisoniren drei Millionen Bajonette. Um die Zinnen der Alpen, der Pyrenäen und Belgiens zu bewachen, stehen viermalhunderttausend Soldaten bereit; um den heimischen Boden zu schützen, auf jeden Geviertfuß ein Nationalgardist. Kurz und gut, wir haben die Lunte zu allen Revolutionen, von denen Europa unterminirt ist, in Händen. Wir brauchen nur Feuer! zu commandiren.

* * *

Ich habe einer Sitzung des Ministerprozesses beigewohnt, der vorgestrigen und traurigsten von allen, während welcher man es fühlte, wie das Volk, das draußen stand, erröthete. Ich werde diesen Tag beschreiben.

Ein Gedanke beschäftigte mich während der ganzen Sitzung,

daß (wenn wir einmal einen inneren Grund für den Gang der Ereignisse anerkennen —) die geheimnißvolle Gewalt, welche Karl X. ins Verderben stürzte, daß der erbärmliche Geist der Restauration, diese Regierung, welche Frankreich stets peinlich behandelte und ihm unausgesetzt den Prozeß machte, dadurch ihr Ende fand, daß sie einzig und allein Generalprokuratoren zu Ministern haben konnte. Und in der That, was waren die drei Männer, die dem Herrn von Polignac zur Seite saßen? Herr von Peyronnet, General-Prokurator; Herr von Chantelauze, General-Prokurator; Herr von Guernon-Ranville, General-Prokurator. Was ist Herr Mangin, der höchst wahrscheinlich an ihrer Seite figurirt hätte, wenn die Juli-Revolution sich seiner hätte bemächtigen können? Ein General-Prokurator. Es gab keinen Minister des Innern, keinen Minister des öffentlichen Unterrichts, keinen Präfekten der Polizei; nichts als General-Prokuratoren. Frankreich ward im Geheimen Rath des Königs nicht mehr regiert, sondern angeklagt, gerichtet, verurtheilt.

* * *

Einige Felsstücke vermögen den Lauf eines Flusses nicht aufzuhalten; trotz alles menschlichen Widerstandes gehen die Ereignisse ihren unaufhaltsamen Gang.

* * *

Jeder verliert mit der Zeit die Gunst und die Zuneigung des Volkes, das Volk selbst wird am Ende sich unpopulär machen.

* * *

Es gibt unglückliche Menschen. Christoph Columbus kann seiner Entdeckung nicht seinen Namen verschaffen; Guillotin kann den seinigen seiner Erfindung nicht entziehen.

* * *

Die Bewegung verbreitet sich von dem Centrum nach der Peripherie. Unsere Väter haben die Revolution von Frankreich

gesehen, unsere Söhne werden die Revolution von Europa erleben.

* * *

Die politischen Rechte, die Obliegenheiten der Jury, der Wähler, der Nationalgarde, gehören offenbar zu der Normalverfassung eines jeden Mitglieds der Cité. Jeder Mann des Volkes ist a priori auch ein Mann der Cité.

Indessen ist es ebenso augenscheinlich, daß die politischen Rechte so lange in dem Individuum schlummern müssen, bis das Individuum hell und klar weiß, was es für eine Bewandtniß mit den politischen Rechten hat, was sie bedeuten, wozu sie dienen. Um sie auszuüben, muß man sie verstehen. Oder in einem allgemeinen Satz: die Kenntniß einer Sache soll immer ihrem Gebrauch vorangehen. Es thut also hauptsächlich und vor allen Dingen Noth, das Volk aufzuklären, um es eines Tags emancipiren zu können. Und dies ist eine heilige Pflicht für die Regierenden, ohne Zaudern Aufklärung unter jenen unwissenden Massen zu verbreiten, in deren Händen das definitive Recht ruht. Jeder gewissenhafte Vormünder sucht die Emancipation seines Mündels zu beschleunigen. Vervielfältiget daher die Wege, welche zur Intelligenz, zur Wissenschaft, zur Ausbildung der Fähigkeiten führen. Die Kammer, ich hätte beinahe gesagt, der Thron, sollte die letzte Sprosse einer Leiter sein, deren erste Sprosse die Schule ist.

Das Volk unterrichten, heißt es besser machen; das Volk aufklären, heißt es sittlicher machen; das Volk wissenschaftlich bilden, heißt es civilisiren. Jede Rohheit verschwindet vor dem sanften Feuer einer guten täglichen Lektüre. Man muß das Volk zur Humanität heranbilden.

Verlanget keine Rechte für das Volk, so lange das Volk noch Köpfe verlangt.

Januar.

Das Merkwürdigste in diesem Monat sind die Proben parlamentarischer Beredsamkeit. So hat einer der Hauptredner in der Kammer der Abgeordneten wörtlich folgenden Satz ausgesprochen:

„. . . . . Das heißt die wahren Grundpfeiler des gesellschaftlichen Verbandes proscribiren.“

Februar.

König Ferdinand von Neapel, der Vater des so eben verstorbenen Königs Franz, sagte, man brauche nur drei F, um ein Volk zu regieren: „Festa, Forca, Farina.“ *

* * *

Man will die Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois einreißen, um Raum für einen Platz oder eine Straße zu gewinnen; eines Tags wird man Notre-Dame zerstören, um den Vorplatz davor zu vergrößern; und am Ende wird man Paris selbst schleifen, um die Ebene von Sablons zu erweitern.

* * *

Alignement, Nivellement, große Worte, große Grundsätze, um derenwillen man alle Gebäude einreißt, im eigentlichen wie im bildlichen Sinne, die der intellektuellen, wie der materiellen Ordnung, in der Gesellschaft, wie in den Straßen der Städte.

* * *

Die Städte der Menschen müssen großartige Denkmale besitzen; wo wäre sonst der Unterschied zwischen einer Stadt und einem Ameisenhaufen?

* Feste, Galgen und Mehl. Anm. d. Uebers.

März.

Es gab noch etwas Schöneres, als die Broschüre des Herrn von C—; das war sein Stillschweigen. Er hat Unrecht daran gethan, es zu brechen. Noch furchtbarer, als auf dem Schlachtfelde, ist Achilles in seinem Zelte.

* * *

13ten März. — Die Combination Casimir Périer. Ein Mann, der die Schmerzen der Wunden stillen, die Wunde selbst aber nicht zuheilen wird; ein Palliativmittel, keine vollständige Kur: ein Opiumsministerium.

* * *

„Welche Verwaltung! welche Zeiten! wo man Alles fürchten, „auf das Aergste gefaßt sein muß; wo ein Tumult einen an„dern erzeugt; wo man eine Emeute herbeiführt gerade durch „die Mittel, welche man dagegen anwendet; wo man unauf„hörlich Maßregeln ergreifen muß, die aber nur Unentschlossen„heit, Furcht, Kleinmuth verrathen; wo man einen großen „Aufwand von Kraft entwickeln muß, während die Kraft als „Tyrannei erscheint; wo man von tausend Rathgebern um„lagert ist, während man doch nur auf sich selbst verwiesen ist; „wo man sich genöthigt sieht, sich sogar vor solchen Bürgern „zu fürchten, deren Absichten ganz rein sind, welche aber das „Mißtrauen, die Unruhe, die Uebertreibung so furchtbar machen, „als wären es Verschwörer; wo man so weit gebracht ist, daß „man bei schwierigen Vorkommenheiten aus Klugheit nachgeben, „die Unordnung leiten muß, um sie zu bändigen, und sich einem „zwar ruhmvollen, aber von gewaltigen Schrecken umgebenen „Dienste unterziehen muß; wo man überdies mitten unter den „größten Widerwärtigkeiten eine heitere Stirne zeigen, stets „ruhig und gelassen sein, auch in den geringfügigsten Dingen „Ordnung handhaben muß, wo man keine Seele beleidigen,

„alle und jede Eifersucht beschwichtigen, ohne Unterlaß zu jedem „möglichen Dienst bereit sein, und zu gefallen suchen soll, als „wäre man jedes Dienstes ledig!“

Diese Worte charakterisiren auf eine wirklich überraschende Weise den gegenwärtigen Zeitpunkt, und lassen sich durchaus und vollkommen in den kleinsten Einzelnheiten auf unsere politische Lage anwenden. Sie sind jetzt vierzig Jahre alt. Sie wurden gesprochen von Mirabeau, am 19. Oktober 1789. So wahr ist es, daß die Revolutionen von gewissen Erscheinungen begleitet sind, die jedesmal unverändert wiederkehren. Die Revolution von 1789 befand sich damals gerade da, wo sich die von 1830 befindet, in der Periode der Insurrektionen.

Wenn eine Revolution von der Theorie zum Handeln übergeht, fängt sie in der Regel mit einer Emeute an. Die Emeute ist die erste von den verschiedenen gewaltsamen Formen, welche eine Revolution in ihrem Entwicklungsgang anzunehmen pflegt. Die Emeute ist das erste Drücken und Drängen der neuen Interessen, der neuen Ideen, der neuen Bedürfnisse, an allen zu engen Thüren des alten politischen Gebäudes. Alle wollen zumal in den Besitz aller socialen Vortheile gelangen. Daher fängt eine Revolution gewöhnlich damit an, daß sie die Thüren einreißt. Es gehört wesentlich zu einer revolutionären Emeute, die man übrigens mit andern Emeuten nicht verwechseln darf, daß sie beinahe immer Unrecht haben in der Form, aber Recht in der Sache.

Weitere Bemerkungen ohne Datum.

Eine alte Prophezeiung Mahomets sagt, „es werde eine Sonne im Westen aufgehen.“ Wollte er damit Napoleon bezeichnen?

* * *

Betrachtet euch diese zwei Männer: Robespierre und Mirabeau. Der Eine ist von Blei, der Andere von Eisen. Der Eine wird in dem Schmelzofen der Revolution zerfließen; der Andere wird darin geröthet werden und im schimmernden Feuerglanze weithin leuchten.

Nur Riesen, wie Hannibal, Carl der Große, Napoleon, durften es wagen, über die Alpen zu setzen.

* * *

Die Revolutionen werden angefangen von Menschen, welche von den Umständen gebildet sind, und werden beendigt von Menschen, welche die Ereignisse bestimmen.

* * *

Unter der Monarchie reichte eine Lettre de cachet hin, um ein Individuum seiner Freiheit zu berauben und in die Bastille zu setzen.

Alle individuelle Freiheit Frankreichs hatte sich auf diese Weise im Laufe mehrerer Jahrhunderte tropfenweise in der Bastille aufgehäuft. Kaum aber war die Zwingburg gebrochen, da ergoß sich die Freiheit in Strömen über Frankreich und Europa.

* * *

Ein klassischer Jakobiner kommt mir vor, wie eine rothe Mütze auf einer Perrücke.

* * *

Mehrere Schriftsteller haben neue Worte für unsere Sprache geschaffen. So Baugelas das Wort pudeur, Corneille invaincu, und Richelieu: Généralissime.

* * *

Die Civilisation ist allmächtig. Bald verbreitet sie sich über eine Sandwüste, wie über Afrika unter den Römern; bald über starre Schneefelder, wie gegenwärtig über Rußland.

* * *

Napoleon wünschte sich französische Offiziere und russische Soldaten.

* * *

Ruhm, Ehrgeiz, Armeen, Flotten, Throne, Kronen — Spielpuppen großer Kinder.

* * *

Der Fleischer Legendre gab Lanjuinais Faustschläge auf der Tribüne des Convents. „Laß vorher dekretiren, daß ich ein Ochs sei," rief ihm Lanjuinais zu.

* * *

Frankreich ist immer Mode in Europa.

* * *

Die Schrift erzählt von einem König, der sieben Jahre lang als ein Hirsch in den Wäldern lebte, nach Verfluß dieser sieben Jahre aber seine menschliche Gestalt wieder erhielt. Dies begegnet auch zuweilen dem Volk. Auch das Volk muß seine sieben Jahre als wildes Thier durchmachen, und wird dann wieder Mensch. Solche Metamorphosen nennt man Revolutionen.

Das Volk, wie der König, gewinnen dabei an Weisheit.

Ein Toast.

Auf die Abschaffung des salischen Gesetzes.

Möge Frankreich fortan regiert sein von einer Königin, und diese Königin heiße das Gesetz (la loi).

* * *

Seltsame Aehnlichkeit in den verschiedenen Schicksalen Roms! Auf einen Senat, der Götter machte, folgte ein Conclave, das Heilige macht.

* * *

Was ist es denn um jene gepriesene menschliche Weisheit, die so sehr der Thorheit gleicht, sobald man sie von einem höheren Standpunkt aus betrachtet!

* * *

Die Reiche haben ihre Krisen, wie die Berge ihren Winter. Ein zu laut gesprochenes Wort reißt eine Lawine los.

* * *

Im Jahr 1797 sprach man von der Coterie Bonaparte's, im Jahr 1807 vom Kaiserreich Napoleons.

* * *

Große Männer sind die Coefficienten ihres Jahrhunderts.

* * *

Die Gazette de la Chine enthält folgendes Dekret, das gegen Ende Augusts 1830 zu Peking publicirt wurde:

„Die astronomische Akademie hat berichtet, daß in der Nacht des fünfzehnten Tages des siebenten Monats (20. August) zwei Sterne beobachtet worden sind; auch sind weiße Dunstmassen aufgestiegen in der Nähe des Sternzeichens Tsyvei-Tschoun. Sie wurden erblickt um die Stunde der vierten Nachtwache (etwa um Mitternacht) und verkünden große Wirren im Westen."

* * *

Napoleon sagte: „Mit Antwerpen halte ich England ein geladenes Pistol auf die Brust."

* * *

Gott bewahre uns vor jenen Reformatoren, welche die Gesetze des Minos lesen, weil sie auf Dienstag eine Verfassung zu machen haben!

* * *

Der Kutscher, welcher Bonaparte am Abend des 19. Nivose führte, hieß Cäsar.

* * *

Spanien hatte, England hat die größte Marine auf der Welt.

Der Süden Amerika's spricht Spanisch, der Norden Englisch.

* * *

Der Brand von Moskau war ein Nordlicht, von Napoleon angezündet.

* * *

Adel.	Volk.
Graf von Mirabeau	Franklin.
Napoleon Bonaparte, korsischer Edelmann . .	Washington.
Marquis Simon von Bolivar	Sieyès.
Marquis von Lafayette	Bentham.
Lord Byron	Schiller.
Herr von Göthe	Carnot.
Sir Walter Scott	Danton.
Graf Henri de Saint-Simon	Talma.
Vicomte von Chateaubriand	Cuvier.
Frau von Stael.	
Der Graf de Maistre.	
F. de la Mennais.	
O'Connell, irländischer Edelmann.	
Mina, katalonischer Hidalgo.	
Benjamin von Constant.	
Larochejacquelin.	
Riego.	

* * *

Luther sagte: „ich kehre die Welt um, und trinke meinen Krug Bier dazu." Cromwell sagte: „Den König habe ich im Sack und das Parlament in der Tasche." Napoleon sagte: „Waschen wir unsere schwarze Wäsche en Famille."

Notizen für Tragödienschreiber, welche große Thatsachen ohne große Worte nicht begreifen können.

* * *

Ludwig XIV. hatte viel natürlichen Geist, war aber höchst unwissend; er schämte sich darob. Daher war man auch verpflichtet, die Gelehrten lächerlich zu machen.

(Mémoires de la princesse palatine.)

* * *

Genf: eine Republik und ein Ocean im Kleinen.

* * *

Ich komme von England zurück, schrieb Heinrich von Saint-Simon vor zwanzig Jahren, und habe nicht gefunden, daß auch nur eine einzige neue Hauptidee daselbst vom Stapel gelassen wurde.

* * *

Es ist mit einem großen Manne, wie mit der Sonne. Diese erscheint uns nie schöner, als wenn sie der Erde am nächsten ist: bei ihrem Auf- und Untergang.

* * *

Unter den Kolossen der Geschichte bezeichnet Cromwell mit seinem halb fanatischen, halb politischen Charakter den Uebergang von Mahomet zu Napoleon.

* * *

Die Gallier verbrannten Lutetia vor den Augen Cäsars (s. Cäsars Comment. de Bello Gallico). Zweitausend Jahre später verbrennen die Russen Moskau im Angesicht Napoleons.

* * *

Man muß nicht alle menschlichen Angelegenheiten durch das Prisma der Poesie ansehen. Es gleicht den künstlich geschliffenen Vergrößerungsgläsern. Sie zeigen euch die Räume des Himmels in ihrem vollen Lichte, in ihrer ganzen Majestät; richtet ihr sie aber nach der Erde zurück, so erblickt ihr zwar wahrhaft gigantische, aber bleiche, unbestimmte, verworrene Gestalten.

* * *

Eine Revolution ist die Verpuppungslarve einer späteren Civilisation.

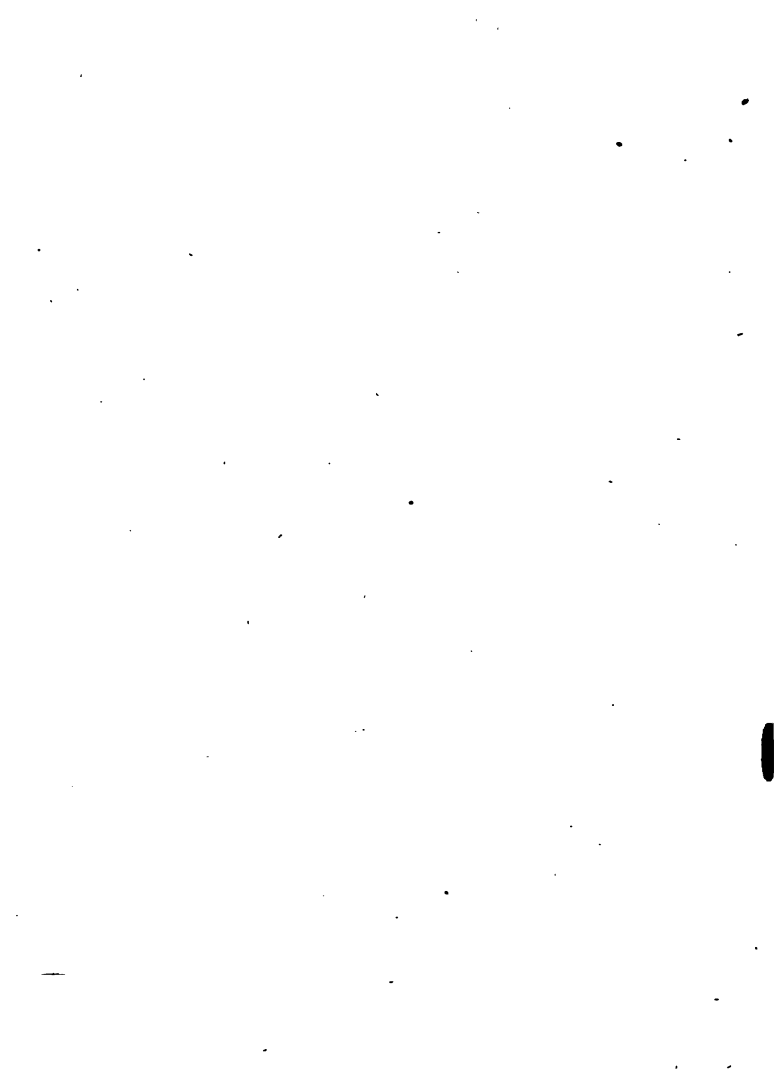
* * *

Die Vorsehung ist sparsam mit ihren großen Männern. Zur rechten Stunde bringt sie dieselben auf den Schauplatz und ruft sie eben so von demselben wieder ab. Hat sie ein schlimmes Geschäft auszuführen, so bedient sie sich schlechter Hände hiezu; für Blut und Koth sind geringe Gefäße am geeignetsten. So geht Mirabeau dem Schrecken voran, Napoleon erscheint erst nach demselben; zwischen diesen beiden Riesen bewegt sich der Ameisenhaufen niedriger, gemeiner, erbärmlicher Menschen, die Guillotine, die Metzeleien, die Noyaden, das Jahr 93. Und für 93 reicht Robespierre aus; dazu ist er gut genug.

* * *

Ich habe es gehört, wie ausgezeichnete Männer des Jahrhunderts, Männer von hohem Verdienst in Politik, Literatur und Kunst, sich beklagten über Neid, Haß, Verleumdungen u. s. w. Sie hatten Unrecht. Das Alles sind natürliche Folgen des Ruhmes. Alle großen Celebritäten müssen einer solchen Erfahrung sich unterwerfen. Der Haß verfolgt sie überall. Nichts ist ihm heilig. Das Theater überließ ihm Shakspeare und Molière nackt und bloß; der Kerker entzog ihm nicht den unglücklichen Columbus; das Kloster sicherte den heiligen Bernhard nicht vor ihm; ebensowenig konnte der Thron einen Napoleon vor ihm schützen. Für das Genie gibt es nur *ein* Asyl auf Erden — *das Grab*.

Inhalt des elften Bandes.



In demselben Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jung's, J. H. (genannt Stilling), Lebensgeschichte. 3te Aufl., eingeleitet von Prälat v. Kapff in Stuttgart. 1 fl. 36 kr. — 1 Rthlr.
Elegant gebunden 2 fl. 12 kr. — 1 Rthlr. 12 Sgr.

Kock's, Paul de, sämmtliche humoristische Romane. 3te Auflage mit Illustrationen von Pariser Künstlern (Format der Classiker) erscheint in Lieferungen von 5 bis 6 Bogen zum Subscriptionspreise à Lieferung von 4 Sgr. — 12 kr.
(Die Käufer von je 30 bis 33 Lieferungen erhalten als Gratis-Zugabe eine Galerie von 30 bis 33 Illustrationen zu den betreffenden Romanen von Pariser Künstlern gezeichnet, und zwar zu jeder Lieferung eine Illustration.)

Lamartine's, A. v., neueste Werke. 45 Theile. à Theil 18 kr. — 6 Sgr. Bei Abnahme aller 45 Theile zum ermäßigten Baarpreise von 4 Rthlr. 15 Sgr. — 6 fl. 45 kr.; also für die Hälfte des Preises.

Landwirth, der, des 19ten Jahrhunderts, oder das Ganze der Landwirthschaft. Mit 2500 Abbildungen. Von einem Vereine praktischer Landwirthe; dirigirt von Dr. Alexander Dirio. In 5 Abschnitten à Abschnitt 10 Theile. Preis pro Abschnitt 3 fl. — 2 Rthlr.
(Bei Abnahme des ganzen Werkes findet ein um die Hälfte niedrigerer Preis statt.)

Langbein's, A. F. E., prosaische Schriften. Vollständige, verbesserte und vermehrte dritte Aufl. 12 Bände mit vielen Stahlst. fl. 8.
8 fl. — 4 Rthlr. 21 Sgr.
(Einzelne Bände à 22½ Sgr. — 1 fl. 12 kr.)

Langbein's, A. F. E., sämmtliche Gedichte. 4te Aufl. im Classiker-Format. 4 Bände. 3 fl. — 1¾ Rthlr.

Lesage, Geschichte des Gil-Blas von Santillana. Reich illustrirte Ausgabe. Classiker-Format. 24 Sgr. — 1 fl. 24 kr.

Naturgeschichte, populäre, der drei Reiche. Von Beudant, Milne-Edwards, v. Jussieu. 2te billige Auflage in 8 Abtheilungen mit mehr als 1000 Abbildungen. 4 fl. — 2 Rthlr. 12 Sgr.

Oberlin, Zion und Jerusalem. Für die Gläubigen, die in Christo wandeln und sich nach der ewigen Heimath sehnen. Mit 2 Stahlstichen. 2te Aufl. 1 fl. 36 kr. — 1 Rthlr.

Neuschle's, Professor Dr. K. G., Illustrirte Geographie. Mit einem in den Text gedruckten colorirten Atlas von 50 Karten und mehreren hundert Abbildungen. In elegantem und reich illustrirtem Einbande. Hoch Folio. 3 fl. 48 kr. — 2 Rthlr. 10 Sgr.

